

T Ü B I N G E R K O R R E S P O N D E N Z B L A T T

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Nr. 20

Heran gelte

Juni 1979

Inhalt:

Vorbemerkung "Heimat und Identität"	S. 1
Bernd Jürgen Warneken: Lokale Öffentlichkeit - ein Netz mit Löchern. Zum Projektseminar "Die öffentliche Kommu- nikation über ein aktuelles Ereignis".....	2
Wolfgang Kaschuba: Arbeiterbewegung - Heimat - Identität. Einige Anmerkungen zu einer historischen gesellschaft- lichen Semantik des Heimat-Begriffs	11
Institutsnachrichten	16
Vereinsnachrichten	16

Heimat und Identität

- so heißt das Rahmenthema des diesjährigen Volkskunde-Kongresses in Kiel, deshalb geht dieser Frage auch das 20. Heft unseres Korrespondenzblattes nach.

Das Ludwig-Uhland-Institut hat sich auf Kiel vorbereitet und im Januar 1979 ein Kompaktseminar in Inzigkofen zum Problem veranstaltet. Dabei standen allerdings nicht die 'gängigen' Heimatthemen im Vordergrund, sondern wir versuchten an bestimmten prekären oder brüchigen Stellen unser Nachdenken anzusetzen. Zwei spezielle Themen haben wir für dieses Heft ausgewählt, weil sie uns symptomatisch schienen für eine neue, noch genauer auszumessende Heimat- und Identitätskunde. Zum einen den Bericht von Wolfgang Kaschuba, der sein Inzigkofener Referat zum Thema Arbeiterbewegung - Heimat - Identität für diese Präsentation leicht überarbeitet hat, zum anderen Bernd Jürgen Warnekens Originalbeitrag "Öffentliche Kommunikation über ein Straßenbauprojekt", der sich auf Grund von Seminarerfahrungen mit der Bauplanung der B 27 im Raum Tübingen auseinandersetzt. Beide Beiträge haben programmatischen Charakter, weil sie mit der Suche nach Lebensqualität zu tun haben, ohne die Identität allenfalls eine ideologische Forderung ist. Es geht um das "Heimatrecht" auf Partizipation und Selbstbestimmung, das umfassende Informationsmöglichkeiten und weitreichende Entscheidungsfähigkeit voraussetzt.

LOKALE ÖFFENTLICHKEIT - EIN NETZ MIT LÖCHERN

Zum Projektseminar "Die öffentliche Kommunikation über ein aktuelles Ereignis"

1. Eine synchrone Studie auf mehreren Ebenen

Seit Herbst 1978 untersucht eine Seminargruppe des Instituts die Diskussion um den geplanten Bau einer 6-spurigen Trasse bei Tübingen: der Teilstrecke der B 27 neu durchs Neckartal zwischen Kirchentellinsfurt und Tübingen. Der Fallstudie geht es um Strukturen öffentlicher Kommunikation über lokale Ereignisse; letztlich um die Frage nach dem Zustand, nach den fördernden und den hindernden Faktoren bürgerschaftlicher Partizipation.

Dabei wurde eine Form der Kommunikationsforschung entwickelt, die man "synchrone Faktorenstudie" nennen könnte. D. h. zunächst: Es wurden nicht die Zeugnisse eines Ereignisses ex post analysiert, sondern ein gerade ablaufender Kommunikationsprozeß von der Forschung begleitet. So war es möglich, auch die direkte Kommunikation etwa auf Bürgerversammlungen, in Gemeinderatssitzungen oder auf den Treffen einer Bürgerinitiative festzuhalten. Diese konnte dann auch mit ihrem Zitat in der Lokalpresse oder in späterer direkter Kommunikation verglichen werden. Es ließen sich formale und inhaltliche Unterschiede zwischen "halböffentlichen" Verlautbarungen z. B. in Gremiensitzungen und öffentlichen Stellungnahmen oder auch zwischen Pressestellungen und spontanen Äußerungen auf Versammlungen erheben. Das "Dabeisein" der Forschung gab auch die Chance, Entstehungsbedingungen und Entstehungssituation von Kommunikaten sowie den situativen Kontext ihres Gebrauchs zumindest in einigen Aspekten zu erfassen - und das heißt, überhaupt näher an die konkrete Bedeutung des Kommunizierten heranzukommen. Überdies konnte man durch Interviews oder Umfragen bei denselben Personen zu verschiedenen Zeitpunkten des Ereignisablaufs die Feinstruktur von Einstellungsänderungen eruieren und die eventuellen Änderungen mit der jeweiligen Ereignisphase in Zusammenhang bringen. Zu solchen objektiven Möglichkeiten - die natürlich nicht umfassend, sondern nur segmentativ genutzt werden konnten - kamen subjektive Möglichkeiten für die Forschenden. Nicht nur, daß diese dem Gegenstand näher auf den Leib rückten und er ihnen daher auch mehr unter die Haut ging: als Involvierte und doch zugleich methodisch Beobachtende konnten sie jeweils Hypothesen über den Ereignisfortgang entwerfen und diese dann "von der Realität" verwerfen oder konkretisieren lassen. Sie praktizierten eine Wissenschaft, die nicht fernab des Untersuchungsgegenstands Wirklichkeit über Untersuchungsproben davon brütet und dabei nur der eigenen, wissenschaftlichen Zeitstruktur unterliegt, sondern vom davonlaufenden Prozeß Wirklichkeit auch unmittelbar zur Stellungnahme aufgefordert ist.

2. Der untersuchte Fall

Die Untersuchung ist Teil des Lehrbetriebs. Der Zeitraum der Untersuchung mußte im Rahmen der Semesterplanung im voraus festgelegt werden, nämlich im Februar 1978 auf das Wintersemester 1978/79. Es geschah im Vertrauen darauf, daß sich im Herbst 1978 eine zur Untersuchung geeignete, sowohl inhaltlich relevante wie auch ausreichend kommunizierte lokale oder regionale Auseinandersetzung anbieten würde. Angesichts der fast permanenten Diskussionen um die Tübinger Stadt- und Verkehrsplanung und reger bürgerschaftlicher Beteiligung daran war dies kein Vabanquespiel. Vorher nicht zu hoffen war jedoch, daß der Semesterbeginn im Oktober mit der Kulminationsphase einer seit dem Frühjahr 1978 angelaufenen breitgefächerten Diskussion um eine Straßenplanung zusammenfallen würde: eben der Diskussion um die B 27 neu.

Für die Wahl dieses Themas sprachen mehrere Kriterien. Die Vorbedingung der Relevanz des Diskussionsgegenstands war zweifellos erfüllt: es ging um die Kritik an einer autobahnähnlichen Trasse durch das Neckartal, die von ihren Gegnern unter anderem des überdimensionalen Ackerlandverbrauchs, der Lärmbelästigung mehrerer Wohngebiete, der Zerstörung von Naturschutz- und Erholungsgebieten geziehen wurde - mit hin um ein Teilproblem des Umweltschutzes, das gegenwärtig - wie nicht nur der Ministerrücktritt in Nordrhein-Westfalen wegen der geplanten Autobahn durch das Rothaargebirge zeigt - wachsende Konflikte zwischen Bürger und Staat, aber auch innerhalb der staatlichen Instanzen produziert.

Zum anderen hatte die Diskussion bei Projektbeginn bereits die meisten der Ebenen erfaßt, die bei einer Untersuchung über lokale Öffentlichkeit von Interesse sind. Es hatte sich, im etwa 4 500 Einwohner zählenden Kirchentellinsfurt, eine Bürgerinitiative gebildet (ihr Vorschlag war, den fraglichen Straßenabschnitt auf vier Spuren zu reduzieren, was dann auch erlaube, den Großteil der Strecke mit einer schon vorhandenen Straße zwischen Neckar und Berghang zu "bündeln"). Gleichzeitig lief in Kirchentellinsfurt der Bürgermeister-Wahlkampf an, zu dessen Themen ebenfalls die B 27 neu gehörte. In Tübingen wie in Kirchentellinsfurt versuchten Gemeinderatsfraktionen das Trassenproblem - die Planfeststellung war an sich 1974 abgeschlossen worden - wieder auf die parlamentarische Tagesordnung zu bringen; auch sie favorisierten die "Bündelung". Diese Bemühungen zwangen wiederum andere Ratsfraktionen, zwangen Gemeindeverwaltungen, Regierungspräsidium, Stuttgarter und Bonner Regierungsinstanzen zu öffentlichen Reaktionen.

Entsprechend tiefgestaffelt waren auch die Formen und Medien der Kommunikation, die sich zur Untersuchung anboten. Sie reichten vom Medium Senfkorn - nämlich einer in einen Neckaracker eingesäten Parole - über demonstrative Aktionen, Flugblätter, Autoaufkleber, Wahlreden, Gemeinderatsdiskussionen bis hin zu kontroversen Planungsgutachten. Dies alles wiederum wurde gespiegelt und weitergeführt in der Lokalpresse; da sich

in Kirchentellinsfurt die Abonnentenzahl des Reutlinger GEA und der Südwestpresse Tübingen etwa die Waage hält, war es zudem möglich, die Beirichterstattung zweier in diesem Fall konkurrierender Zeitungen zu vergleichen. Überdies dokumentierte sich das bürgerschaftliche Interesse an der Problematik in einer Vielzahl von Leserbriefen in der Südwestpresse: 120 Zuschriften - von 981 insgesamt - machten die B 27 neu im Jahr 1978 zum meistdiskutierten Leserbriefthema dieser Lokalzeitung.

3. Zur Organisation des Projektseminars

Das Projekt sucht zwei Vorgehensweisen, nämlich Zeitlupentechnik und Zeitraffertechnik zu verbinden. Es will anhand einer Kulminationsphase der Kommunikation zur B 27 der Kleinstruktur eines Kommunikationsablaufs so nah wie möglich kommen, zugleich aber auch die Langzeitentwicklung der Auseinandersetzung, den "Dramenaufbau" insgesamt erfassen. Die Intensivphase umfaßte dabei die sechs Wochen von Semesterbeginn bis zur Vorentscheidung über die Planungsrevision im Tübinger Gemeinderat am 4. Dezember 1978; sie schloß den Bürgermeisterwahlkampf in Kirchentellinsfurt ein. Die Rekonstruktion des Geschehens vor Seminarbeginn und die Weiterbeobachtung der Entwicklung über den 4. Dezember hinaus beschränken sich auf einige ausgewählte Aspekte.

Das Seminar ist in sechs Gruppen aufgeteilt. Bürgerinitiativgruppe, Bürgermeisterwahlgruppe und Bürgermeinungsgruppe konzentrieren sich auf die Situation in Kirchentellinsfurt; eine Tübingen-Gruppe behandelt die Teilöffentlichkeiten, die Regierungspräsidium, Stadtverwaltung und Gemeinderatsfraktionen der Stadt herstellen. Das wichtigste Medium der Diskussion, die Lokalpresse, untersuchen die Gruppen "Zeitungsvergleich" und "Leserbriefe". Zu den Aufgaben der ersten vier Gruppen gehört vor allem auch das Wahrnehmen der jeweiligen Lokaltermine, wobei die Bürgerinitiativgruppe die Rolle eines in der Tat teilnehmenden Beobachters einnahm. Hilfsmittel sind Protokoll und, wo immer möglich, die Tonbandaufnahme; die Gruppe "Bürgermeinung" arbeitete mit Fragebögen, Interviews und Schüleraufsätzen zum Thema B 27 neu, die durch Kontakt zu einer Kirchentellinsfurter Schule angeregt werden konnten. Alle Gruppen ergänzen und kontrollieren ihre Ergebnisse zudem durch - mitgeschnittene - Hintergrundgespräche mit Gewährsleuten wie Journalisten, Abgeordneten, Gemeinderäten und engagierten Betroffenen.

Schwierigkeiten der Arbeit liegen unter anderem darin, daß die Teilnehmer zu Beginn des Semesters sofort ins davonfließende Wasser des Ereignisablaufs springen mußten; eine längere Vorphase der Problemfindung, der Hypothesendiskussion und der Übung in den benötigten empirischen Verfahren war nicht möglich. Die sowieso bestehende Spannung im Doppelziel des forschenden Lehrens und Lernens wurde dadurch zusätzlich verstärkt. Da sich trotz solcher Probleme die Projektarbeit als ergiebig herausstellte, entschied sich etwa die Hälfte der Seminarteilnehmer des Wintersemesters, das Projekt auch in den Ferien und - ohne Scheinvergabe, da eine Verlängerung seinerzeit nicht einplanbar war - im Sommerseme-

ster 1979 fortzusetzen. Gegenwärtig arbeiten 15 Mitarbeiter an einem Projektbericht, der bis Anfang August vorliegen soll. Es ist geplant, diesen Bericht auch zum Gegenstand einer Tagung mit baden-württembergischen Lokaljournalisten zu machen.

Die letztlichen Ergebnisse des Projektseminars liegen also noch nicht fertig vor; und auch das Endprodukt wird weniger abschließende Resultate vorweisen als erste Beobachtungen und Hypothesen auf einem teilweise gänzlich neuen Feld lokaler Kommunikationsforschung; sie dürften allerdings mancherlei Anregungen für die künftige Forschung geben. Um nun aber nicht nur Bratenduft ohne Braten zu liefern, sei der Charakter der Projektbefunde im folgenden durch zwei Abschnitte - über Verlaufsphasen sowie über Schranken öffentlicher Kommunikation - wenigstens angedeutet.

Verlaufsphasen der Kommunikation über die B 27 neu

Beim Verfolgen des Ablaufs der untersuchten Diskussionen interessiert einmal der Langzeitverlauf; dabei geht es zum Beispiel um Fragen nach dem Wechsel, der Zu- oder Abnahme der Prozeßbeteiligten, nach Kurven der vorherrschenden Argumentationsweise, nach einem eventuellen Wandel der benutzten Formen der Kommunikation und auch einem Wandel in den Meinungen der Beteiligten. Zum anderen gilt es, die wesentlichen Phasenabschnitte auszumachen, aus denen sich der Gesamtverlauf zusammensetzt: um das Phänomen der Klimax und der Peripetie, um Dinge wie den geglückten Coup oder die versäumte Gelegenheit. Sehr bald wird dabei deutlich, wie widerspruchsvoll und keineswegs gleichmäßig sich ein solcher Ereignisablauf vollzieht. Zu fragen ist dabei unter anderem: Wann und von wem wird Argument A ins Spiel gebracht? Wird es diffundiert, und von wem? Wann und von wem wird es mit Argument B gekontert? Vor allem: Wird Argument B noch rechtzeitig vor dem Termin, in dem Argument A handlungsrelevant werden kann, in die öffentliche Kommunikation eingebracht? Sind überhaupt Informationen rechtzeitig bei dem Personenkreis, der sie praktisch nutzen kann? Beidemale handelt es sich um das Problem, daß es nicht genügt, die Wahrheit zu sagen, sondern daß sie zur rechten Zeit den richtigen Leuten gesagt werden muß.

Zu untersuchen ist zunächst die Konstitutionsphase der "Gegenöffentlichkeit" (worunter die öffentlichen Handlungen der Planungskritiker zu verstehen sind). Innerhalb dieser Phase lassen sich, so viel bisher zu sehen ist, mehrere Teilphasen unterscheiden: Zunächst gibt es verschiedene Vorphasen nichtöffentlicher Kommunikation zwischen Planungskritikern und Vertretern von Verwaltung und Regierung. Als Planungskritiker agieren dabei Vertreter einer Partei und, getrennt davon, Planungs-betroffene. Zu erkennen ist dann ein von Parteivertretern gestarteter mißglückter Konstitutionsversuch von Gegenöffentlichkeit: die öffentliche Planungskritik, während eines Wahlkampfes ins Spiel gebracht, bleibt ohne breites Echo. Ein zweiter Anlauf hierzu wird möglich, als die Abnutzung von Versprechungen und Vertröstungen, welche die staatliche Seite vorstellig

Betroffenen macht, so weit fortgeschritten ist, daß auf deren Seite allererst die Bereitschaft zur Konstitution von Gegenöffentlichkeit entsteht. Der hierbei zurückgelegte Erfahrungsweg manifestiert sich in Sätzen wie "Durch Öffentlichkeit entsteht doch ein ganz anderer Druck" oder "Wer sich nicht wehrt, geht unter." Dem folgt eine Phase der Erstmobilisierung von Öffentlichkeit, deren Erfolg sich unter anderem bei einem Protestmarsch mit über 1 000 Beteiligten zeigt.

Ein Charakteristikum und wohl auch eine Erfolgsbedingung dieser Mobilisierung war ein höher Grad an Anschaulichkeit der Kommunikation. Gemeint sind damit nicht nur die Pressefotos vom planungsbedrohten Neckartal oder eine, so viel sich nachprüfen ließ, wirksame Phantomzeichnung der geplanten Trasse, die auch von der Presse verbreitet wurde; es geht dabei vor allem auch um die Tatsache, daß im Mittelpunkt dieser Kampagne die Existenzbedrohung stand, welche die Plantrasse für einen großen Bauernhof im Neckartal bedeutete, und sich im Pächter dieses Hofes eine wirksame Identifikationsfigur für die Protestbewegung präsentierte. Spätere Phasen konnten den hier erreichten Eindruck von Problemtransparenz offensichtlich nicht mehr vermitteln.

Weitere Hypothesen gelten der Argumentationskurve, welche die Auseinandersetzung seit ihrem Beginn genommen hat. Dabei legt es die bisherige Auswertung nahe, die erste Phase die der Grundsatzdiskussion zu nennen: sie weist einen großen Anteil an prinzipieller Kritik eines expandierenden Straßenbaus und entsprechend prinzipiellen Reposten auf. In dieser Grundsatzphase läßt sich dann auch eine Politisierungsphase ausmachen, in der es vornehmlich um die Befürwortung der Plantrasse durch Vertreter der CDU geht. Claus Offes These von der Legitimationsentlastung politischer Zentralen durch die Illusion lokaler Autonomie wird bestätigt: scharf wenden sich Planungskritiker gegen lokale und regionale Repräsentanten der CDU und gegen von ihnen geleitete Behörden. Der christdemokratische Ministerpräsident Späth hingegen wird weniger als der letztlich für die kritisierte Planung Verantwortliche angesprochen denn als möglicher Retter vor den "Einfällen" der regionalen Straßenplaner.

Nach der Institutionalisierung der Gegenöffentlichkeit in der Form der Bürgerinitiative geht dann die Diskussion mehr und mehr in eine Detaillierungsphase über. Das bedeutet auf der einen Seite einen Erfolg der kritischen Öffentlichkeit. Er besteht zum einen darin, daß die Befürworter der Plantrasse die Behauptung, diese sei, da rechtskräftig planfestgestellt, gar nicht mehr änderbar, nicht aufrechterhalten und eine Konzentration der Debatte auf mögliche Alternativen nicht verhindern können; zum andern zeigt sich darin die Fähigkeit der Gegenöffentlichkeit, den staatlichen Planern - mithilfe von Gegengutachten - auch die Kompetenzen detailstreitig zu machen. Auf der anderen Seite schließt die Detaillierung in diesem Fall ein, daß die Planungskritiker sich allermeist nicht prinzipiell gegen einen Ausbau der bisherigen Neckartalstraßen wehren, sondern lediglich eine schmälere und anders verlaufende Trasse propagieren. Schwer zu

sagen ist dabei, ob durch die Beschränkung auf diese, wie es meist heißt, "einzig realistische" Kompromißlösung eine Demobilisierung der Planungskritiker verhindert wurde oder ob das Verfechten des bloßen "kleineren Übels" - das man auf Kritikerseite auch so nennt - das Engagement der Kritiker um sein Pathos brachte und das Mobilisierungspotential der Trassengegner tendenziell auf die von der Plantrasse direkt Betroffenen einschränkte. Für sicher kann gelten, daß die Detaillierungsphase einen Transparenzverlust der Kommunikation mit sich brachte, welche es Laien erschwerte, dem Diskussionsverlauf zu folgen. Nicht zuletzt hiermit zusammenhängen dürfte auch eine schwerwiegende Verschiebung in den Kommunikationsgegenständen: dabei gelang es den Befürwortern der Plantrasse, einen angeblichen Nachteil der alternativen "Bündelungstrasse", nämlich die Lärmbelastung für ein bestimmtes Wohngebiet, zu einem zentralen Diskussionsgegenstand zu machen, wogegen nach Ansicht der Planungskritiker viel weitergehende Mängel der Plantrasse in den Hintergrund traten.

Hier nur angedeutet sei ein anderes Problem, das bei der Verlaufsanalyse hervortrat: das der Totzeiten der öffentlichen Kommunikation. Sie haben verschiedene Ursachen; zu denken ist zum Beispiel an das Warten der Gegenöffentlichkeit auf die Erstellung von Gegengutachten, an welche die Laien die Sachprüfung notgedrungen delegiert haben. Ein anderer Typus von Totzeit ist das Kommunikationstief, das - auf den ersten Blick paradoxerweise - in den Wochen vor der schon erwähnten, vorentscheidenden Sitzung des Tübinger Gemeinderats am 4. Dezember 1978 zu beobachten war. Hierbei schienen Rücksichten der Planungskritiker auf die notorische Allergie vieler Parlamentarier vor dem "Druck der Straße" mitzuspielen. Ein solches Stillhalten oder Leisetreten im unmittelbaren Vorfeld parlamentarischer Entscheidung demobilisiert freilich potentiell die Gegenöffentlichkeit - und es reduzierte im angesprochenen Fall auch offensichtlich die Furcht der Mehrheitsfraktionen, eine unpopuläre Entscheidung zu treffen, wenn sie der Planungsrevision nicht zustimmten. Die Scheu auch kritischer Parlamentarier, zu bestimmten Fragen Massendruck zu entfalten, setzt einen circulus vitiosus für die öffentliche Kommunikation in Gang: das Echo eines Mobilisierungsversuchs in der Öffentlichkeit wird angesichts einer, wie man annimmt, verbreiteten Apathie in der Bevölkerung als zu ungewiß angesehen. Die Hoffnung auf die Hilfe einer kritischen Bürgerschaft ist kleiner als die Furcht davor, die Haltung der Mehrheitsfraktionen möchte sich angesichts solcher Ver-Öffentlichung verstärken. Der Merksatz, dem Gespräch mit einem Gemeinderat entnommen, heißt: "Je mehr wir auf die Pauke hauen, desto schwieriger wird es." Dies Verhalten aber dürfte dazu geeignet sein, die beklagte Apathie rückwirkend noch zu verstärken.

Schranken öffentlicher Kommunikation

Nun waren mit den "Löchern" im Netz lokaler Kommunikation nicht nur Erscheinungen wie die "Totzeit zur Unzeit" gemeint. Erschwerend war

vielmehr, um von der Metapher zur Katachrese weiterzugehen, ein ganzes Netz von Löchern: von Defiziten in den Inhalten, den Medien, den Präsentationsformen der Kommunikation sowie von Defiziten der subjektiven Möglichkeit und der objektiven Gelegenheit zur Teilnahme daran. Dazu einige Illustrationen, welche die Forschungsrichtung des Projekts verdeutlichen.

Zu beobachten war unter anderem eine begrenzte inhaltliche Reichweite der Diskussion. Von Andeutungen vor allem in Leserbriefen einmal abgesehen, ist beispielsweise wenig über die Kriterien von Regionalplanung und die dabei beteiligten Interessen oder über konjunkturpolitische und fiskalische Funktionen von Straßenbauten im öffentlichen Gespräch gewesen. Zum einen wurden solche Diskussionsinhalte anscheinend von vielen Beteiligten gar nicht für handlungsrelevant gehalten: eine fragwürdige Einschätzung, insofern sie beschränkte Handlungsinteressen - das Sichabfinden mit faits accomplis und das Engagement für das dann noch übrigbleibende "kleinere Übel" - und auch beschränkte Handlungskompetenzen festzuschreiben droht. Zum andern bestand offensichtlich auch ein politisch motivierter Unwille, sich auf diese Ebene der Diskussion zu begeben: die Bürgerinitiative z. B. glaubte ihre Basis durch jede Politisierung gefährdet, Interessanterweise berührten CDU-Sprecher noch am ehesten die "Systemebene", indem sie mehrfach die Zustimmung des sozialdemokratisch geleiteten Bonner Verkehrsministeriums zur Plantrasse ins Spiel brachten, wogegen sozialdemokratische Lokalpolitiker diese Bonner Dimension in der öffentlichen Kommunikation nicht eröffnet wissen wollten und betonten, daß die Plantrasse durch Entscheidungen auf regionaler und auf Landesebene zu verhindern sei.

Detaillieren läßt sich durch die Projektergebnisse auch das Problem des unterschiedlichen Informationsbesitzes der an der öffentlichen Planungsdiskussion Beteiligten. Als gravierend bestätigte sich dabei die Überlegenheit bei der Informationsgewinnung, welche die Administration gegenüber parlamentarischen wie außerparlamentarischen Planungskritikern besitzt: diese mußten z. B., um den Expertenstäben der Behörde Paroli bieten zu können, Gegengutachten in Auftrag geben, die ihre finanzielle Möglichkeiten fast überstiegen, in der Detaillierung aber dennoch den behördlichen Expertisen z. T. unterlegen blieben. Vor allem war die Gegenöffentlichkeit außerstande, die umfangreiche Kritik der Behörde an den Gegengutachten wiederum mit einer gutachterlichen Antikritik zu beantworten. Zu solchen Fragen der Gewinnung kommen Fragen der öffentlichen Diffusion derjenigen Informationen, welche der Administration zur Verfügung stehen. Daß diese Diffusion für Zwecke bürgerlicher Partizipation unzureichend war, ja daß die Lokalparlamente selbst in vielen Einzelheiten desinformiert waren, hat offensichtlich nicht nur organisationstechnische Gründe; das Problem ist deshalb auch durch Innovationen auf dieser Ebene - etwa durch mehr Öffentlichkeitsarbeit der Behörde oder neue Medien lokaler Kommunikation - nicht befriedigend zu lösen. Als Illustration sei hier der Bericht eines Gemeinderats angeführt; die Sachfrage, um die es darin geht, ist die Frage nach der Zulässigkeit des kurzen Abstands

zweier Straßenknoten, wie ihn die alternative "Bündelungstrasse" enthält:

"Ich war in der Sache bei (der Behörde, BJW), und es wurde also gesagt: Ja, das geht alles nicht, weil die Knoten zu eng aufeinanderfolgen ... Mir wurde dieses Gutachten (hält ein Papier hoch, BJW) unter die Nase gehalten. Da steht tatsächlich, daß ... der erwünschte Mindestabstand bei 1 700 Metern sein soll ... Wenn man genau hinschaut in der letzten Spalte, dort ist der zulässige Mindestabstand ausgewiesen mit 600 Metern. Und dieses Blatt ... hat mir also zwei Tage später ein nichtgenannter Tübinger Bürger in einem Couvert - mit verstellter Handschrift offensichtlich - zugesandt."

Wie in diesem Beispiel ging in der beobachteten Diskussion der Vorwurf mangelnder Information durch Behörden oft in den Vorwurf einseitiger oder gar verzerrender Information über. Er wurde insbesondere auch nach solchen direkt handlungsrelevanten Kommunikationsvorgängen erhoben, wo Planungsbeamte sich vor Gemeinderat oder Kreistag zu Themen äußerten, die dort zur Entscheidung anstanden. Für eine breitere lokale Öffentlichkeit ist es freilich meist nicht leicht, sich über solche Vorwürfe ein Urteil zu bilden: dies nicht nur der Komplexität der verhandelten, z. B. verwaltungsrechtlichen oder bautechnischen Fragen wegen, sondern auch deshalb, weil die fraglichen Aussagen oft nur mündlich und dazu in nichtöffentlicher und auch nicht wörtlich protokollierter Diskussion erfolgen. Nicht mit Beweisnot allein, sondern mit Problemen parlamentarischer Sozialisation dürfte es allerdings zu erklären sein, daß auch Gemeinderäte und Fraktionen, die sich im Verlauf der Auseinandersetzung mehrfach als Opfer einseitiger oder verzerrender Information erschienen, die Frage der Informationspolitik der Verwaltung nicht in prinzipieller Weise thematisierten, sondern sich weitgehend mit "Protest im Nebensatz" begnügten.

Zur Frage nach inhaltlichen kommt die nach formalen Schranken der Kommunikation. Untersucht wurden dabei zunächst die von der Bürgerinitiative benutzten Medien. Es wurde deutlich, wie sehr die Initiative auf Möglichkeiten und Medien der Kommunikation angewiesen war, die andere Gruppen ihr erst öffnen mußten: so auf die Lokalpresse oder auf das Medium Bürgerversammlung. Die autonome Öffentlichkeit hingegen, welche die Bürgerinitiative entwickelte, war nicht nur durch personelle und finanzielle Engpässe, sondern auch durch psychologische Barrieren behindert. Demonstrative Aktionen und Mittel wie Informationsstände oder Flugblätter wurden von vielen Mitgliedern der Initiative als inadäquat angesehen und deshalb nur begrenzt verwendet. So galten etwa Flugblätter als "studentisches" und insofern dann auch als "kommunismusverdächtig" Medium. Strittig ist noch, ob es sich hierbei nur um die notwendige Rücksicht auf den dörflichen Kommunikationsstil oder auch um die Rücksicht gegenüber der Administration handelte, die ein großer Teil der Bürgerinitiative mehr durch direkte als durch indirekte Kommunikation umstimmen wollte.

Was die parlamentarische Öffentlichkeit anlangt, so waren Beschränkungen für die Planungskritik einzelner Fraktionen schon durch die Gemeindeord-

nung vorgezeichnet. So ließ sich z. B. von der Minderheitsfraktion im Kirchentellinsfurter Gemeinderat, welche die Plantrasse ablehnte, das Thema B 27 neu während des ganzen zweiten Halbjahrs 1978, als die Diskussion ihren Höhepunkt hatte, nicht auf die Tagesordnung des Gemeinderats setzen.

Im Tübinger Gemeinderat, wo es zur Debatte kam, war diese dadurch beeinträchtigt, daß die Auseinandersetzung mit den Gegengutachtern nur in der nichtöffentlichen Sitzung des Verwaltungsausschusses stattfand und die Redner der nachfolgenden Gemeinderatsdebatte meist nur das Satyrspiel zum eigentlichen Drama lieferten: oder, anders gesagt, Variationen auf Themen boten, die selbst gar nicht mehr vorgespielt wurden. Daß hierdurch dann auch der Berichterstatter der Lokalpresse überfordert war, ist ein Hinweis darauf, wie wenig Problemtransparenz ein solcher Stil dem interessierten Laien bieten dürfte - schon diese Beobachtung genügt, die Rede von Kommunalpolitik als dem "noch überschaubaren Kleinraum der Politik", der der Bürgerbeteiligung *plein pouvoir* gebe, als Gerede zurückzuweisen.

Die Probleme der lokalen Presseöffentlichkeit, die in dieser Projektskizze nur angeklungen sind, werden im abschließenden Projektbericht ausführlich dargestellt werden. Vor allem der Tübinger Ausgabe der "Südwestpresse" kommt bei der Herstellung von Öffentlichkeit für den Bürgerprotest eine Schlüsselrolle zu. Gerade dadurch aber, daß die Sympathien der Redaktion mehrheitlich auf Seiten der Planungskritiker waren und die bei vielen Lokalblättern nachgewiesenen Merkmale schlichter "Hofberichterstattung" in diesem Fall fehlten, wurde der Blick für strukturelle Schwächen der heutigen Lokalpresse frei, deretwegen sie sich nur sehr bedingt zum Medium bürgerschaftlicher Partizipation eignet.

Bernd Jürgen Warneken

ARBEITERBEWEGUNG - HEIMAT - IDENTITÄT

Einige Anmerkungen zu einer historischen gesellschaftlichen Semantik des Heimat-Begriffs

Wenn man die Geschichte des Begriffs Heimat unter dem Aspekt der Ideologisierung und Emotionalisierung seiner jeweils vorgegebenen historischen Semantik betrachtet, so kann man den Prozeß seiner ständigen Funktionsanreicherung als Seismographie einer ansteigenden defizitären Entwicklung der gesellschaftlichen Identitätspotentiale begreifen. Die Tatsache der historischen und gegenwärtigen Aktualität der 'Beheimatungsdiskussion' in einer zunehmenden Zahl gesellschaftlicher Bereiche signalisiert recht eindeutig einen kontinuierlich ansteigenden Bedarf an emotional strapazierfähigen Kompensationsmodellen, die fehlende psychisch-soziale Versicherungserfahrungen ersetzen sollen. Zumindest in diesem gesellschaftlichen Bereich scheint das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ausgesprochen Bedürfnisorientiert zu funktionieren.

Nun ist die - zumindest emotional - eindeutige positive Besetzung des Assoziationsrasters Heimat ja noch gar nicht so alt und unumstritten, wie sein heutiger intensiver Gebrauch glauben machen könnte. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, daß die Suggestivkraft solcher Begriffe ein Maß an existentieller Vagheit und Undefiniertheit voraussetzt, das in vergangenen Gesellschaftsformationen so nicht gegeben war. Die heute verfügbar gemachte Form des Heimatbewußtseins (was auch immer das sei) setzt sozioökonomische und psycho-soziale Verlusterfahrungen voraus, die an industriekapitalistische Gesellschaftsstrukturen gebunden scheinen und sich in früheren Geschichtsepochen wohl sehr viel anders konstituierten. 'Heimat' besitzt insofern begriffsgeschichtlich in der jüngeren Vergangenheit eine sehr vielschichtige und widerspruchsvolle Biographie, die wesentliche Momente der gesellschaftlichen Auseinandersetzung um das Bezugssystem (je-)der sozialen Identität widerspiegelt. Heimatlosigkeit und Proletariat, Beheimatung (als gesellschaftlicher Emanzipationsakt) und Arbeiterbewegung scheinen in dieser Auseinandersetzung zunächst einmal nur historische Konfliktstrukturen zu benennen, die heute keine aktuelle Gültigkeit mehr besitzen. Vielleicht wird aber gerade dadurch die gegenwärtige Einmütigkeit im Umgang mit Heimat-Klischees kritisch befragbar.

Zur Geschichte dieser Seite des 'Konflikts' Heimat einige Material- und Problemhinweise aus der Institutsdiskussion zur Vorbereitung des Kieler Kongresses.

Historischer 'Sachverhalt' Heimat: Heimatrecht und lokales Identitätsprinzip

"Jeder Staatsbürger muß einer Gemeinde als Bürger oder Beisitzer angehören. Das Gemeinde-Beisitz- oder Heimatrecht gewährt die

Befugnis in der Gemeinde sich häuslich niederzulassen, und sein Gewerbe zu betreiben, sowie aus den Gemeinde- und Stiftungskassen Unterstützung zu empfangen.

Wer nicht als Ausnahme gilt, kann sich, ehe er nicht Bürger oder Beisitzer ist, weder verheiraten, noch ein öffentliches Amt übernehmen, noch ein Gewerbe auf eigene Rechnung oder mit eigenem Haushalt betreiben, noch überhaupt einen selbständigen Wohnsitz nehmen." (Auszüge aus der Neufassung des Württembergischen Gemeindebürgerrechts 1885)

Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts definiert der (feudal-) gesellschaftliche Überbau des vor- und frühindustriellen Deutschland im Rechtsbegriff "Heimat" den arealen Charakter und die juristische Konstruktion eines vorgegebenen, logischen Lebenszusammenhangs, der noch weitgehend am Grundschema stationären gesellschaftlichen Reproduktionsverhaltens orientiert ist. Auch die 'wandernden' Bevölkerungsgruppen - etwa der Handwerksgesellen, Saisonarbeiter, Dienstkräfte, selbst das 'Vaganten' - Potential an der gesellschaftlichen Peripherie - sind letztlich dieser Art von Heimat-Zentriertheit unterworfen.

Mit der Rechtsnorm des festen Besitz- und Versorgungsstandortes sind infolgedessen biographische Weichenstellungen fixiert, die auf den ersten Blick zwar geringe Bewegungsfreiheiten, aber doch ein hohes Maß an materieller und emotionaler Geborgenheit zu gewährleisten scheinen. Heimatrecht gewissermaßen als Garantie einer 'beheimateten' Existenz.

Tatsächlich jedoch entspricht den unterschiedlichen Besitzanteilen in dieser Heimat ein abgestufter materieller Gehalt an Rechts- und Versorgungsansprüchen und an Verhaltensmöglichkeiten auf der wirtschaftlichen und sozialen Ebene, also auch ein unterschiedlicher Besitz an ihr. Die Bedingungen der Arbeits- und Lebensweise sind dadurch in sehr nachhaltiger Weise schichtspezifisch gestaltet. Für den Nicht-Besitzenden mag diese 'Heimat' sehr viel eher zum Unterdrückungszusammenhang werden, nicht mehr ökonomische und soziale Sicherheit, sondern Enge, Angebundenheit, verordnete Armutsperspektive. Und auch Leidensdruck, emotionales Defizit, Demütigung durch das vorgelebte 'bessere' Bürgerleben; vielleicht zuviel 'Heimat'. Der Zustand arealer Beheimatung gleicht das soziale Beheimatungsdefizit nicht aus. Das Recht auf Mobilität, auf Freizügigkeit des räumlichen Sozialverhaltens, auf Unabhängigkeit von dieser Art von Heimat findet sich nicht umsonst schon in den allerersten Programmen der frühen deutschen Arbeiterbewegung.

Proletarische Gesellschaftserfahrung - 'Heimatlosigkeit' als Lebenszusammenhang

Mit seiner neuartigen Produktionstätigkeit und seinem ungewohnten Reproduktionsverhalten muß das Proletariat in diesem lokalorganisierten und traditional sozialisierenden Gesellschaftssystem als Fremdkörper

wirken. Fremd auch durch den Bruch mit seiner eigenen Biographie und der der 'Rest'-Gesellschaft. Besitzlos zu sein und mobil sein zu müssen, in der gesichtslosen Masse der "Fabrikbevölkerung" scheinbar ohne Individualität zu leben und als "Maschinenanhängsel" (Marx) fremdbestimmte Arbeit unter den Bedingungen einer völlig neuen Verhaltensökonomie zu verrichten; dies alles verstößt gegen die herkömmlichen Koordinaten sozialer Existenz und wird durch Verhalten und Urteil der Umwelt sanktioniert. Die ökonomisch erzwungene Entwurzelung des industriellen Lohnarbeiters wird zur Stereotype der sozialen Bindungslosigkeit des 'proletarischen Charakters' uminterpretiert.

"Zum Unterschied vom Bürger, der angestammt ist und die Seßhaftigkeit liebt, bringt der Proletarier die Heimatlosigkeit mit. Er ist ein Fremdling überall... Abstammung, Zugehörigkeit, Heimatgefühl, Vaterhaus haben sich zu leeren Begriffen verflüchtigt. Der proletarische Mensch ist mobil geworden." (Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats. Reprint 1971, Band 2, S. 403)

Die Rechtseinschränkungen in Bezug auf Wohnsitz, Versorgung, Heirat, die politische Rechtlosigkeit und der Zwang, sich der gewaltsamen 'Erziehung' durch die Fabrikdisziplin ausliefern zu müssen, beschneiden die anzustrebenden Möglichkeiten einer bürgerlichen 'soliden' Existenz zusehends; Heim, Familie, Moral, Bildung sind gesellschaftlich vorgegebene und gleichzeitig gesellschaftlich verwehrte Lebensideale, deren eingeschränkter Geltungsbereich erst langsam erlernt werden muß. Statt bürgerlicher Individualität und sozialer Kompetenz, Anonymität und Ohnmacht im 'proletarischen' Einzelschicksal: Der Arbeiter als bürgerliche 'Unperson', dem die Gesellschaft Ersatz-Heimaten zwischen Wirtshaus und Religiosität anbietet. Oder: Gegenwehr in der Verweigerungs- und Oppositionshaltung, der Kampf um eine andere, eigene 'Heimat' als Arbeiterbewegung.

Emanzipationsidee und -praxis als Identität

Proletariat - als gesellschaftssystematischer, nicht als phänomenaler Begriff verstanden -, das impliziert die Gleichartigkeit der Lebensgeschichte, der sozialen Erfahrung, der Produktionspraxis. An die Stelle der rhetorischen Frage nach dem individuellen Schicksal der Gegenwart setzt die Arbeiterbewegung als Antwort die Perspektive der Zukunft (in) der Klasse, der Emanzipation in kollektivem Lernen und solidarischem Handeln. Selbstbewußtsein und Identität sollen nicht mehr durch die Orientierung an bürgerlicher Individualität, an Privatheit und Besitz gebrochen bleiben, sondern die isolierte subjektive Erfahrung in der historischen Bestimmung der Aufgabe der Klasse objektiviert werden. Das Emanzipationsbild der Arbeiterbewegung bezieht sich somit immer auf die gesellschaftliche Reproduktionstotalität (Arbeit und Politik, 'Sozialität' und Bildung und Kultur etc), auf die allseitige Entwicklung von Bedürfnissen und ihre

Realisierungsmöglichkeit und versucht die Segmentierung der Erfahrung in der Arbeits- und Lebenswelt in der Praxis der Bewegung aufzuheben.

"Es ist die proletarische Klassensolidarität, in welcher die Gemeinsamkeit der Interessen aller durch den Kapitalismus Ausgebeuteten und Beherrschten ihren Ausdruck findet. Sie hat ihre starke Wurzel in der Gemeinsamkeit der Leiden, welche der proletarischen Klasse Erbteil sind, sie trägt als fruchtbare Blüte die Gemeinsamkeit des Kampfes, zu der jene aufruft. Es ist die kapitalistische Produktion selbst, welche die proletarische Klassensolidarität unaufhörlich stärkt und neue Massen unter ihren schützenden Fittichen Schutz suchen läßt. Indem sie die Arbeits- und Lebensverhältnisse, die Interessen innerhalb des Proletariats ausgleicht, vernichtet sie die zünftigen Schranken zwischen den Arbeitern verschiedener Berufe, die altersgrauen Vorurteile zwischen den Arbeitern verschiedenen Geschlechts, verschiedener Herkunft, verschiedener Heimat." (Clara Zetkin, Unser Patriotismus. 1907. Ausgewählte Reden und Schriften, Band I, S. 332f.)

Heimat bleibt als Begriff auch hier noch reserviert für eine eher sachliche geographische Herkunftsbezeichnung und bisherige (negative) räumlich-soziale Zugehörigkeitserfahrungen. Als 'Ideal-Benennung' scheint sie noch zu eindeutig vorbelastet durch die Assoziation an isolierende beengte 'Heimat' - Situationen, die zu überwinden sind.

Vaterland und Heimatideologie: Ubi patria, ibi bene?

Schon im Vorfeld der deutschen Reichsgründung nimmt im 'bürgerlichen' Sprachgebrauch der Umgang mit den Begriffen Nation, Vaterland, Heimat systematisch zu, zweifellos auch als Identifikationsangebot an die 'heimatlose' Arbeiterbewegung gedacht. Das Konzept der nationalen Identifizierung zielt ab auf die Einebnung des 'Denkens in Klassengegensätzen', zumindest das der proletarischen Seite.

Diesen Werbungsversuchen begegnet die Sozialdemokratie zunächst mit der Beibehaltung der traditionellen Positionen: Klassenkampf und proletarischer Internationalismus versus Vaterland, Nationalismus, Chauvinismus, Klassenversöhnung.

"Das Wort 'Vaterland', das ihr im Munde führt, hat keinen Zauber für uns; Vaterland in Eurem Sinne ist uns ein überwundener Standpunkt, ein reaktionärer, kulturfeindlicher Begriff; die Menschheit läßt sich nicht in nationale Grenzen einsperren; unsere Heimat ist die Welt: ubi bene ibi patria - wo es uns wohl geht, das heißt, wo wir Menschen sein können ist unser Vaterland; Eurer Vaterland ist für uns nur eine Stätte des Elends, ein Gefängnis, ein Jagdgrund, auf dem wir das gehetzte Wild sind und mancher von uns nicht einmal einen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Ihr nennt uns, schel-

tend, 'vaterlandslos' und Ihr selbst habt uns vaterlandslos gemacht!" (Johann Jacobi, Das Ziel der Arbeiterbewegung. Berlin 1870.

Dennoch ist die politisch-praktische Positionsbezeichnung nun erschwert. Die Idee des Kampfes für den fortschrittlichen deutschen Nationalstaat, die schon seit der Revolution 1848 zu den konstitutiven Programmelementen der organisierten Arbeiterbewegung zählte, muß nun als Staat gewordene Realität (ohne eine Veränderung des gesellschaftlichen Systems) in die politische Programmatik und Praxis einbezogen werden. Die Formel vom "Kampf gegen die vielen deutschen Vaterländer" ist durch sehr viel differenziertere Grenzziehungen zu ersetzen, die das 'proletarische Mein' und das 'bourgeoise Dein' an dieser Gesellschaftskonstruktion neu zu bestimmen haben. Die Perspektive der Heimatlosigkeit weicht der von der 'besetzten' Heimat, zu deren Befreiung auch die Befreiung des Begriffs selbst zählt.

Auch die (nach dem Sozialistengesetz) rasch wachsende Beteiligung an der politischen Leitung und Verwaltung der ungeliebten Gesellschaft verwischt manche theoretisch klar abgesteckte Front in der Praxis und schafft als 'Aneignungsprozeß' systemischer Funktionen im bisher rein bürgerlichen Staatsapparat völlig neue Affinitäten. Die 'Vaterlandslosen' (wenigstens viele ihrer Repräsentanten) lassen sich schrittweise in die patriotische Pflicht nehmen, die große Geste der Verweigerung wird pragmatisch abgeschwächt. Langsam geht auch der Begriff "Heimat" in das Vokabular der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ein, werden Begriff und Inhalt für die Beschreibung der kommenden, besseren Gesellschaft reklamiert. Nicht immer so eindeutig und dezidiert wie von Rosa Luxemburg noch im Kriegsjahr 1914:

"Der Staatsanwalt hat sich ausgespielt in seinem Schlusswort namentlich auf den deutschen Mann, auf den Patrioten, der mir, einer Heimatlosen, gegenüber die Ehre und die Sitte des Deutschen Reiches zu wahren berufen sei. Was die Heimatlosigkeit betrifft, so möchte ich mit dem Herrn Staatsanwalt nicht tauschen. Ich habe eine so große, liebe Heimat, wie sie kein preußischer Staatsanwalt besitzt. Aber wenn dieser Herr vom Vaterland, von der Notwendigkeit, das Vaterland zu verteidigen, sprach, so antworte ich hier: Niemand hat das Recht, das Wort Vaterland in den Mund zu nehmen außer uns Sozialdemokraten. Was ist das Vaterland anders als die große Masse der arbeitenden Männer und Frauen! Was ist das Vaterland anders als die Hebung des Wohlstandes, die Hebung der Sittlichkeit, die Hebung der geistigen Kräfte der großen Masse, die das Volk ausmacht!" (R. Luxemburg, Ges. Werke 3, S. 417)

W. Kaschuba

Das Institut kann einen neuen Rekord verzeichnen, der uns allerdings eher mit Schreck als Stolz erfüllt: die Zentrale Verwaltung meldete, daß im Wintersemester 362 Studenten das Fach Empirische Kulturwissenschaft entweder im Haupt- oder Nebenfach belegt hatten. Das heißt: auf jeden der vier Lehrenden kommen über 90 zu betreuende Kommilitonen. Dieses Miß-Verhältnis ist das traurigste an der ganzen Universität Tübingen. Eine ganze Reihe von Seminaren hat weit über 50 Teilnehmer, konzentriertes Arbeiten wird immer schwieriger, Freiräume für Projekte und forschungsbezogenes Lernen immer enger. Zwar hat die Zentrale Verwaltung für spätestens 1981 eine zusätzliche C2/C3 Professur in Aussicht gestellt, aber da die Kulturpolitik in Baden-Württemberg vom Finanzministerium gemacht wird, ist da sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen. Privatdozent Utz Jeggle hat zur gleichen Zeit seine Entlassung zugeschiedt bekommen, weil seine Habilitation jetzt zwei Jahre zurückliegt. Der Vorgang wurde von der Verwaltung als "reine Form-Sache" etikettiert, aber solche Formalien tragen sicher nicht zur Stabilisierung der Arbeit bei. Es gibt jedoch auch freundlichere Erfahrungen: so das Kompakt-Seminar, das vom 24. - 27. Mai in Oberjoch stattfand und bei dem verschiedene Arbeiten, Projekte und Probleme referiert und diskutiert wurden.

VEREINSNACHRICHTEN

Noch immer steht "Das andere Tübingen" im Mittelpunkt des Interesses, des Erfolgs und des Geschäfts. Mittlerweile sind fast 11 000 Exemplare verkauft und die Lagerbestände auf einige Hundert reduziert. Der Zeitpunkt, da dieses Prachtbuch endgültig vergriffen sein wird, ist absehbar. Der Erfolg hat auch dem Kassier viel Freude gemacht, bei der Vorstands- und Beiratssitzung vom 7. Mai zeigte sich eine sehr positive Bilanz, so daß der Verein endlich etwas mehr dem satzungsmäßigen Auftrag, auch die Studierenden der Volkskunde zu unterstützen, nachkommen kann: es wurde einstimmig beschlossen, jedem studentischen Teilnehmer (aus Tübingen) am Kieler Kongreß einen Zuschuß von DM 50,- zu gewähren.

Als neuer Sonderband erscheint Hermann Bausingers "Volkskunde", die im Jahr 1971 bei der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft in Darmstadt erschien (und deshalb auch nicht ganz das Interesse fand, das dieses Buch verdient). Sie wird DM 20,- kosten (also außerhalb der Reihe erscheinen) und kann ab sofort bestellt werden.

Redaktion dieses Heftes: Werner Ströbele, Utz Jeggle und Karen Ellwanger, D - 74 Tübingen, Schloß (Ludwig-Uhland-Institut). Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Nr. 21

Januar 1981

Inhalt:

Auf ein Neues	S. 1
Was ist fachspezifisch am Projekt "Heilkultur und Krebs"?	2
"Arbeitertübingen" - ein neues Heimatbuch	10
Institutsnachrichten	11
Vereinsnachrichten	15

AUF EIN NEUES

Längere Zeit, lieber Leser, ist verstrichen, seit unser letztes Korrespondenzblatt erschienen ist - anderthalb Jahre sind seit Juni 1979 vergangen! Zum Rätseln über die Gründe steuern wir hier zwar nur ein einziges, deshalb aber umso gewichtigeres Faktum bei: es ist die, numerisch gesehen, so desolate Situation am Ludwig-Uhland-Institut, wie in diesem Heft nachzulesen ist, unter anderem. Da sich diese Situation nicht verändert hat und in absehbarer Zeit auch nicht verändern wird, können wir nur hoffen, daß wir die Mitglieder der TVV in Zukunft wieder etwas regelmäßiger beliefern können!

Soeben beginnt ein neues Jahr. Also wünschen Vorstand und Wissenschaftlicher Beirat der TVV und die Redaktion dieses Blattes sowie die Mitarbeiter des Ludwig-Uhland-Instituts allen Mitgliedern und Freunden der Tübinger Vereinigung für Volkskunde ein gutes und schönes 1981!

Ludwig Uhland

Die Siegesbotschaft.

Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie trübte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schänder Schattenbilder Land,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edeln Saat.

Des Bösen Freunde trohen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn;
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

Da schwingt sich überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor;
Ist stolzer Adler Sonnenflug?
Ist tönereicher Schwäne Zug?

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
„Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heiliges nicht zum Spott.“
Victoria! mit uns ist Gott.

ZUM DISKURS ÜBER DAS "WISSENSWERTE" IN DER VOLKSKUNDE:
WAS IST FACHSPEZIFISCH AM PROJEKT "HEILKULTUR UND KREBS"?

I.

In der Diskussion um das Selbstverständnis der Volkskunde herrscht Bilanzstimmung: die Zwischensumme weist Spezifik und Erweiterung der Perspektiven volkskundlicher Arbeit als momentan wichtigsten Posten aus¹. Hermann Bausinger plädiert insbesondere für volkskunde-adäquate Forschungszugänge - und das bedeutet für ihn radikale Freilegung der kulturspezifischen Problemstellung, die sich in einer Erweiterung des jeweiligen Befragungshorizontes und in neuen Frageperspektiven konkretisiert. Die methodische Konsequenz sieht er in der Bevorzugung und Betonung von Instrumentarien, die dem Kontext des empirischen Phänomens Rechnung tragen. Die hieraus für Befragungssituationen resultierenden "dialogischen" Erhebungsmethoden führten dann gleichzeitig näher an die Lösung jenes Problemkomplexes heran, der sich aus den Interessen der Forscher und den Interessen der Erforschten konstituiert und gemeinhin als "Praxisproblem" bezeichnet wird.

Bausingers Argumentation läuft darauf hinaus, daß das, was die Volkskunde als "wissenswert" bestimmt, von der Relevanz der kulturspezifischen Implikationen eines Phänomens und ihrer Analyse im Hinblick auf mögliche Problemlösungen abhängen sollte. Bezogen auf praktische Forschung schränkt er diesen weitgefaßten Theorieansatz allerdings durch Hinweis auf wissenschaftstraditionelle "Zuordnungsevidenzen" wieder ein: trotz allgemein zugestandener Interdisziplinarität bestimmter Gegenstandsbereiche gebe es aufgrund überkommener und institutionalisierter Zuschreibungen auch für die Volkskunde mehr oder weniger "authentische" Forschungsgegenstände. In der Konfrontation mit Vertretern anderer Fächer hätten das jene Volkskundler, die sich entschieden vom alten Kanon losgesagt haben, peinlich erleben müssen. Dies mag - vorläufig - richtig sein. Was bleibt zu tun? Reumütige Rückkehr zum Kanon, wenn auch mit der bekannten Modifikation der Orientierung an Problemen?

Wir sehen wie Bausinger eine Chance für neue Orientierungsrahmen darin, daß die einmal vergebene Etikettierung "wissenswert" bzw. "authentischer Gegenstand" auch in der Volkskunde nicht ewig haften kann. Historische Veränderungen, von den Sozialwissenschaften ständig theoretisch reklamiert, werden in die Kriterien der Auswahl künftig wohl noch stärker eingehen als bisher, eben weil sich die Veränderungen keineswegs gleichmäßig, sondern als sprunghafte Modernisierungsschübe vollziehen. Verständigung über neue Orientierungsdaten für fachspezifische Gegenstände tut not; "dominante Betrachtungsweisen" als gemeinsame Ausgangsbasis, wie sie Helge Gerndt fordert², müssen diskursiv erarbeitet werden. Gerade deshalb kann es an dieser Stelle nicht mehr genügen, die Einholung des Problems "Krebs" in die Perspektiven volkskundlicher Forschung allein mit der Lösung vom Kanon zu begründen³; zunächst muß diskutiert werden, inwieweit hier eine solche Lösung überhaupt erfolgt ist, und sodann bedürfte diese ihrerseits einer inhaltlichen Begründung

am vorliegenden Objekt. Ausgehend von einigen wenigen, aber wichtigen empirischen Aspekten wollen wir die Bedeutung des Themas "Krebs" für unser Fach aufzeigen.

II.

Im Laufe eines Interviews, das der Erforschung von Vorstellungen zum Krankheitsbild "Krebs" in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb diente, berichtete Herr C., ein 45jähriger, ehemals als Textilarbeiter und "Samstagsbauer" tätiger Invalide, daß er bei unterschiedlichen Anlässen von verschiedenen Bewohnern des Dorfes mit Vorwürfen konfrontiert werde, die in der Feststellung gipfelten: "Der Faulenzer will doch nix schaffen!" Herr C. litt an einer Stynose der Halsschlagader, weshalb ihm eine Kunststoffarterie eingesetzt worden war. Ihm sind äußerlich und bei kürzeren Kontakten keinerlei Störungen seiner körperlichen Befindlichkeit anzumerken; er kann kleinere Besorgungen machen, spazieren gehen, den Gottesdienst besuchen und kurzzeitig an dörflichen Festen teilnehmen (dies waren auch die Anlässe für den genannten Vorwurf). Herr C. berichtete weiterhin, daß in der Klinik andere Patienten zu ihm sagten: "Hier fühle ich mich wohl. Hier versteht man mich - zu Hause nicht." Er selbst geht an Werktagen nur selten aus dem Haus, jedenfalls nicht spazieren, ins dörfliche Festzelt geht er überhaupt nicht mehr, kurz: der früher als einheimischer Bauernsohn ins Dorf Integrierte lebt jetzt sozial isoliert, weil er jederzeit und überall den Faulenzer-Vorwurf erwartet. Die Frage, warum Herr C. mit den Leuten über seine Invalidität nicht spreche, beantwortete er mit Hinweisen auf die nun mal so seien den Menschen, auf die Boshaftigkeit speziell der Dorfbewohner, die ihm ja doch nicht glauben würden.⁴

Die Interviewerin war mit einem mehr durch soziologische und volkskundliche Literatur als durch eigene Erfahrung geprägten Vorverständnis von Klinik als einer "totalen", die Individuen ihrer "Identitätsausstattung" beraubenden Institution (E. Goffman, L. Krappmann) und als einem Ort, wo sich "Patientenaggressivität" (R. Schenda) nahezu zwangsläufig entladen muß, ins Dorf gekommen. Zwar war der - auch gegenüber Krebskranken - häufiger geäußerte Faulenzer-Vorwurf, zumal vor dem Hintergrund des Kiebingen-Projektes (Dorfföflichkeit als bewußtseins- und verhaltensformierendes Interaktionssystem), nicht allzu überraschend, aber die Gegenüberstellung der Klinik als Quasi-Heimat, in der man verstanden wird, und des heimatlichen Dorfes als Quasi-Fremde schien doch auf einen weiteren Problemzusammenhang hinzuweisen. Hier sollen nur die allerwichtigsten Schritte, die den Verstehenshorizont mehr markieren als wirklich abstecken, thesenartig und ohne Rückgriff auf weiteres Material genannt werden:

1. Im sozialen Umfeld von Herrn C. (und der von ihm zitierten Mitpatienten) prallen unterschiedliche Definitionsinstanzen des Sachverhaltes "arbeitsunfähig" mit ihren unterschiedlichen Bezugssystemen aufeinander. Die Definition des versicherungsrechtlichen Systems mit ihren

für den Lebensvollzug verbindlichen Konsequenzen orientiert sich am klinisch-wissenschaftlichen Befund; das soziale Umfeld der medizinischen Laien (Laiensystem) orientiert sich eher an den Möglichkeiten, die Herr C. für sein Alltagshandeln zur Verfügung hat. Diese beruhen zwar auf den fortgeschrittenen Möglichkeiten der klinisch-wissenschaftlichen Medizin, werden aber von den Laien nach einem im Alltag verankerten herkömmlichen Definitionskriterium für Krankheit bewertet: krank ist, wer im Bett liegt, versorgt werden muß, Schmerzen hat und wer demnächst wieder gesund ist oder aber stirbt. Und: Nur wer so krank ist, kann nicht arbeiten. Wer aber nicht so krank ist und dennoch nicht arbeitet, ist "krank", und das heißt: faul. Für die Definitionsinstanzen des gesellschaftlichen Systems sind krank und arbeitsunfähig nicht identisch, wohl aber für das soziale Umfeld von Herrn C.

2. Die Menschen im Dorf von Herrn C. registrieren und würdigen durchaus die neuen Erscheinungsformen von Krankheit oder auch Arbeitsunfähigkeit, welche die moderne Medizin heute zu produzieren in der Lage ist, aber sie tun dies auf eine seltsam allgemeine, vom alltäglichen Leben abgehobene Weise: gegenüber der konkreten Person eines Kranken setzen sich - abhängig von weiteren Bedingungen - häufig Einstellungen und Verhaltensweisen durch, die der "aufgeklärten" Meinung nicht entsprechen. Möglicherweise kann die dynamische Entwicklung in der Medizin der letzten Jahrzehnte erst dann die Vorstellungs- und Einstellungsebene erreichen, wenn sich auch die Funktion der Divergenz zwischen Meinungen und Einstellungen/Verhalten hinsichtlich Krankheit verändert.
3. Frühere Vorstellungen von schwerer Krankheit, vor allem der Tuberkulose (aber auch Cholera u. a. werden "erinnert") wirken heute noch nach. So wurde Tbc im dörflichen Lebenszusammenhang so lange wie möglich von den betroffenen Familien verheimlicht (im Gegensatz zum Verhalten der Oberschichten?), was zur Folge hatte, daß die Kranken oft bis zum tödlichen Blutsturz arbeiteten ("nur so ein Husten" galt nicht als Krankheit). Das Verheimlichen, die Erwartung dieses Verheimlichens und das daraus resultierende Beobachten von Familie zu Familie über Generationen hinweg waren in bestimmtem Sinne für beide Seiten lebensnotwendig; unter veränderten ökonomischen und sozialen Bedingungen dysfunktional geworden, treten sie als verfestigtes Verhaltensmuster vorzugsweise bei jenen Krankheiten zutage, die a) als schwer (tödlich) empfunden werden und b) sich aufgrund ihrer neuen Erscheinungsweise zumindest in bestimmten Stadien verheimlichen lassen. Die Folge ist u. a. ein komplexer Zusammenhang wechselseitiger Interaktions- und Kommunikationsbarrieren mit Auswirkungen für die gegenseitige Identitätszuschreibung, vor allem aber für die persönliche und soziale Identität des Kranken.
4. Die unter Punkt 1 und 2 skizzierten Sachverhalte führen im sozialen Umfeld eines Kranken und/oder Arbeitsunfähigen zu Desorientierungen und Konflikten. Deren diskursives Austragen verhindert aber gerade

der unter Punkt 3 beschriebene Zusammenhang (Dynamisierungssignale sind erkennbar).

Wollte man ein vorläufiges Fazit aus diesen Aspekten des Falles C. ziehen, so könnte in überspitzender Verdeutlichung gesagt werden: Über das soziale - und damit auch das biologisch-existentielle - "Schicksal" des Betroffenen entscheidet nicht der klinisch-wissenschaftliche Befund, sondern dessen Aufnahme durch das Laiensystem, in dem Herr C. lebt.

III.

Wir haben anhand des Problems von Definitionsinstanzen für Krankheit bzw. Arbeitsunfähigkeit (zwei Instanzen waren nur genannt, es gibt weitere) versucht, exemplarisch aufzuzeigen, daß unter heutigen Bedingungen in medikalen Belangen unterschiedliche Wertsysteme mit jeweils spezifischer Verankerung wirksam sind. Der alltägliche Lebenszusammenhang des einzelnen ist die Nahtstelle, an der sozio-kulturelle Tradierungen und moderne medizinische Produktivkraftentfaltung mit all ihren sozialen Implikationen aufeinanderzulaufen. Die dadurch entstehende Konfliktlage bestimmt die rückkoppelnde Orientierung medizinischer Laien sowohl gegenüber dem medikalen System wie auch gegenüber jenen Bereichen, welche die Volkskunde traditionell "Volksmedizin" nennt. Die sich für eine Vermittlung anbietenden Instanzen, wie z. B. der praktische Arzt und der weite Komplex des Medienapparates, können diese Funktion nur unzureichend übernehmen, weil die in diesen Institutionen gleichermaßen konfligierenden Werthaltungen, Normen und Erwartungen meist nicht reflektiert, geschweige denn vor ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund verstanden werden.

Nochmals komplexer wird die Situation dadurch, daß trotz - oder wegen? - der unterschiedlichen Wertsysteme die Nahtstelle zwischen "Volksmedizin" und "Schulmedizin" immer breiter wird, die Überschneidungen immer weiter reichen. Dies betrifft vor allem die Ebene der Prävention, Therapie und Nachsorge; Stichworte wie "Übernahme nicht 'schulmedizinischer' Praktiken durch Mediziner", "halbprofessionelle Institutionen", "Medien als medizinische Ratgeber und Gesundheitserzieher" sowie "Selbsthilfegruppen" sollten genügen, um auf einen in den letzten Jahren besonders dynamisierten Diffusionsprozeß hinzuweisen. Dieser tradiert gleichzeitig das aus historischer Sicht bekannte Phänomen der Verschmelzung einzelner Elemente aus den beidseitigen Wissensbeständen.

Einen lebhaften Austauschprozeß zwischen "Volksmedizin" und "Schulmedizin" gesteht Rudolf Schenda, einer der wenigen deutschen Volkskundler, die sich in den letzten Jahren intensiver mit diesem Gegenstandsbereich befaßt haben, für die Jahrhunderte der Neuzeit bis etwa zum 19. Jahrhundert zu. Für die Gegenwart freilich konstatiert er eine Dichotomie zwischen professionalisierter Medizin und dem von ihm als subkulturel bezeichneten medizinischen Laiensystem. Er tut dies, um die

schichtspezifischen Bedingungen für unterschiedliche Gesundheitschancen und -verhaltensweisen nicht zu verwischen⁵. Helmut Paul Fielhauer lehnt eine solche Gegenüberstellung wegen des ideologisierenden Gehaltes des Begriffes "Volk" und wegen des zu einer falschen Fragestellung verleitenden Begriffes "Medizin", aber auch wegen des historisch andauernden Rückkoppelungsprozesses zwischen unterschiedlichen Sozialschichten ab⁶. Auf derselben Linie liegt auch die von Gerndt kürzlich nochmals vorgebrachte Kritik vieler Grundbegriffe der Volkskunde: sie erwecken den Anschein, empirische Phänomene zu bezeichnen und sind häufig doch bereits Interpretationen⁷. Wir stimmen Fielhauer zu, daß sich in dem Begriff "Volksmedizin" eine theoretische Position niederschlagen hat, die von zwei getrennten, auch empirisch nachweisbaren Bereichen ausgeht. Trotz der auch von uns aufgezeigten Vielfalt an Einstellungen und Verhaltensweisen in medikalen Belangen scheint uns die immer komplexer werdende sozio-kulturelle Situation eine sozial bestimmte Opposition "Volksmedizin"/"Schulmedizin" nicht mehr zu erlauben. Der von Fielhauer vorgeschlagene Terminus "Heilkultur" ist zwar nicht optimal, aber vielleicht wirklichkeitsadäquater. Da das anlaufende Projekt sich nicht nur mit den von der Volkskunde traditionell als "Volksmedizin" bezeichneten Gegenstandsbereichen befaßt, sondern auch den weiten Überschneidungsbereich zwischen medizinischem Laiensystem und professionalisierter Medizin erhellen will, haben wir uns für den Projekttitel "Heilkultur und Krebs" entschieden.

IV.

Für den Bereich "Volksmedizin" existieren bereits im vorigen Jahrhundert Arbeiten von Medizinern, welche die sozio-kulturellen Bedingungen von Krankheitsbildern und medikalem Verhalten aufzeichnen⁸. Diese Aussagefähigkeit haben spätere Untersuchungen aus volkskundlicher Hand, z. B. von Gustav Jungbauer und Elfriede Grabner⁹, nicht mehr erreicht¹⁰. Seitdem ist die von konkreten Lebensumständen ausgehende volksmedizinische Forschung abgerissen. Diesen Blindfleck hat Schenda wiederholt aufgezeigt; spürbar geworden sind solche Defizite der Volkskunde den mitbetroffenen Disziplinen Medizin, Medizinsoziologie und Sozialpsychologie¹¹.

V.

Das machte sich auch wiederholt während der Vorarbeiten zu diesem Projekt bemerkbar. So trat 1976 ein aus Medizinern, Psychologen, Soziologen, Sozialpädagogen und Theologen bestehender Tübinger Arbeitskreis "Umgang mit CA-Patienten" an das Ludwig-Uhland-Institut mit der Bitte um Zusammenarbeit heran¹². Jutta Dornheim wählte sich aufgrund der Erfahrungen und Problemstellungen des Arbeitskreises ein entsprechendes Thema für ihre Magisterarbeit: sie untersuchte Krebsvorstellungen in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb bei betroffenen, aber nicht selbst erkrankten Männern und Frauen. Auch ihre demnächst vorliegende

Dissertation beschäftigt sich mit den Erfahrungsformen schwerer Krankheit und deren Bedeutung im Alltag.

Im Unterschied dazu zielt das von der DFG geförderte Projekt "Heilkultur und Krebs" auf einen weiteren Zusammenhang: so sollen unterschiedlichen Schichten angehörende, gesunde und krebskranke Frauen und Männer und deren Angehörige befragt werden. Geplant ist eine exemplarische Untersuchung zur Genese und Bedeutung von Krebsvorstellungen/-einstellungen und zur Analyse des tatsächlichen Verhaltens unterschiedlicher Sozialschichten im Umgang mit Krebs und Krebskranken. Das weitergehende Interesse ist, Aussagen zum Bedingungs Zusammenhang zwischen Krankheitsvorstellungen und medikalem Verhalten zu machen. Daraus ergeben sich folgende drei Untersuchungsebenen mit unterschiedlicher Zugangsmöglichkeit:

- a) Analyse des medikalen Verhaltens im allgemeinen und des "Krebsverhaltens" im besonderen (= Verhaltensebene);
- b) Analyse von Krankheitsvorstellungen/-einstellungen und ihrer kulturellen Bedingungen im besonderen (= Vorstellungsebene/-Einstellungsebene);
- c) Erforschung von Bedürfnissen und Motivationen, die den Vorstellungen/Einstellungen wie auch dem Verhalten zugrunde liegen (= "Tiefenstruktur"-Ebene).

Die schon an der Fallbeschreibung aufgezeigte Divergenz zwischen Vorstellungen/Einstellungen und dem tatsächlichen Verhalten soll nicht nur beschrieben, sondern auch im Hinblick auf die jeweilige Funktion für die zugrundeliegenden Bedürfnisse und die kulturelle Verankerung dieser Funktionen analysiert werden. Eine wesentliche Rolle spielen dabei kulturgeschichtliche Determinanten von Krankheitsbildern sowie u. a. die Einflüsse möglicher Stadt-Land-Disparität, lebensgeschichtlicher Faktoren und geschlechts- und krankheitspezifische Dimensionen.

"Krebsverhalten" bietet sich für unser Untersuchungsziel unter mehreren Aspekten als zentrales Phänomen an: Krebs ist die zweithäufigste Todesursache in der Bundesrepublik, und jeder fünfte Einwohner der Bundesrepublik wird - so lautet z. B. die Prognose der Deutschen Krebshilfe e. V. - an Krebs sterben. Im Zuge der realen Bedeutungsverlagerung von infektiösen zu nicht infektiösen und chronischen Krankheiten hat Krebs auch in populärer Sicht den Platz früherer "Volkskrankheiten" - etwa der Tuberkulose - eingenommen. Da die Zahl der unmittelbar und mittelbar Betroffenen in Relation zu anderen schweren Krankheiten sehr groß ist, steht Krebs im Bewußtsein vieler Menschen stellvertretend für schwere Krankheit überhaupt. Entsprechend verbreitet ist die - nicht nur rationale - Auseinandersetzung damit. Wir erinnern hier nur an die vielerorts beklagte Scheu auch von Ärzten und Pflegepersonal, über Krebs zu sprechen, wie auch daran, daß sich im Verhalten gegenüber Kranken vordergründig nicht erklärbare Vorurteile manifestieren. Schließlich überschneiden sich gerade im Umgang mit Krebs Phänomene des laien- und professionell-medizinischen Systems.

Das breite Spektrum der Untersuchung erfordert unterschiedliche methodische Zugänge. So sollen Sozialdaten und lebensgeschichtliche Faktoren mit quantifizierenden Methoden der empirischen Sozialforschung erfaßt werden. Andererseits machen die historische Dimension wie auch die besonderen existentiellen Implikationen des Untersuchungsgegenstandes die Heranziehung qualitativer ("weicher") Methoden notwendig. Einzelne inhaltliche Komplexe dürften überhaupt nur durch eine Kombination beider methodischer Zugänge erschließbar sein, so z. B., wo eine Diskrepanz zwischen bewußten und unbewußten Bedürfnissen vermutet wird. In diesen Befragungen. Herkömmliche Methoden der Volkskunde (z. B. Dokumentenanalyse, wort- und bedeutungsgeschichtliche Interpretationen, Sprachuntersuchungen unter historischem und regionalem Aspekt, Analyse narrativer Strukturen) sollen ergänzt werden durch Methoden anderer Wissenschaftsdisziplinen (etwa Verfahren der Sozialpsychologie, der Pragmalinguistik und Textlinguistik).

Es bedarf keiner besonderen Begründung, daß die geplante Untersuchung nicht nur wissenschaftsimmanent von Bedeutung ist. Von Medizinern werden immer wieder die ungenügende Beteiligung an Früherkennungsmaßnahmen, verspätete Symptombeachtung und zu späte ärztliche Konsultation beklagt; Psychologen und Sozialarbeiter kennen die unangemessenen Reaktionen, die Krebserkrankungen oft im sozialen Umfeld der Kranken (Arbeitsplatz, Ehe, Familie, Dorfgemeinschaft) auslösen - die Deutsche Krebshilfe e. V. hat einen ganzen Katalog von Diskriminierungen gegenüber krebserkrankten Frauen zusammengestellt. Meistens heißt es resignierend, diese Verhaltens- und Reaktionsweisen seien aufgrund der realen Bedingungen (z. B. des nicht infektiösen Charakters von Krebs) nicht zu erklären.

Im Fall sollen die verbalisierungsfähigen Inhalte mithilfe standardisierter Fragebogen, die unbewußten, nur indirekt verbalisierungsfähigen Inhalte durch Tiefeninterviews erfaßt werden. Dahinter steht die durch unsere Vorarbeiten gestützte Annahme, daß bestimmte Bereiche, z. B. Vorurteilsstrukturen, aufgrund des systemischen Zusammenhanges aller Inhalte im freien Gespräch eher zum Vorschein kommen als in standardisierter VI.

Hier liegt unseres Erachtens die Möglichkeit für einen Beitrag der Volkskunde: er könnte darin bestehen, die genannten Probleme und Verhaltensweisen auf der Basis einer differenzierten Kulturanalyse verstehbar zu machen und als veränderbar zu begreifen. Das Kiebingen-Projekt dürfte hier bereits zentrale Verstehenshorizonte erschlossen haben, die unter unserem spezifischen Blickwinkel abzuschreiten sind¹³. Konstituierend dafür ist ein scheinbar selbstverständlicher, aber unter sich verändernden sozio-ökonomischen Verhältnissen entscheidender Sachverhalt: die Bedeutung von Krankheit im alltäglichen Lebenszusammenhang ist naturwissenschaftlich allein nicht zu erfassen. Gesundheit und Krankheit sind nicht nur Grundkategorien der medizinischen Theorie; sie sind auch "Alltagshypothesen" (M. Pflanz) mit subkultureller Ausprägung im jeweiligen historischen Kontext. Daß sie für die Volkskunde forschungsrelevante Gegenstände darstellen, könnte sich u. a. auch daran erweisen, daß die praktischen Ergebnisse des Projektes nicht nur für die Volkskunde von Interesse sind.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Hermann Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zs. f. Vk. 76/1980, S. 1-21; Helge Gerndt: Zur Perspektive volkskundlicher Forschung. Ebd., S. 22-36; verschiedene Beiträge in "Ästhetik und Kommunikation" 42/1980, S. 97-114.
- 2 Gerndt (wie Anm. 1).
- 3 Bausinger (wie Anm. 1).
- 4 Quelle: Tonbandmaterial zur demnächst vorliegenden Dissertation von Jutta Dornheim: Krankheit im dörflichen Alltag (vorläufiger Titel).
- 5 Vgl. Rudolf Schenda: Das Verhalten der Patienten im Schnittpunkt professionalisierter und naiver Gesundheitsversorgung. In: Handbuch der Sozialmedizin. Hrsg. von Maria Blohmke/Christian v. Ferber u. a. Bd. 3, Stuttgart 1975, S. 31-45.
- 6 Vgl. Helmut Paul Fielhauer: Volksmedizin - Heilkulturwissenschaft. Grundsätzliche Erwägungen anhand von Beispielen aus Niederösterreich. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 102/1973, S. 114-136.
- 7 Gerndt (wie Anm. 1).
- 8 Michael R. Buck: Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben. Ravensburg 1865; Dr. Flügel: Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde. München 1863; Victor Fossel: Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz 1886.
- 9 Gustav Jungbauer: Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin/Leipzig 1934; Elfriede Grabner: Verlorenes Maß und heilkräftiges Messen. In: Zs. f. Vk. 60/1964, S. 23-34.
- 10 Margarete Möckli-v. Seggern: Arbeiter und Medizin. Die Einstellung des Zürcher Industriearbeiters zur wissenschaftlichen und volkstümlichen Heilkunde. Basel 1965.
- 11 Vgl. z. B. Manfred Pflanz: Medizinsoziologie. In: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Hrsg. von René König. Bd. 14. Stuttgart² 1979, S. 238-344.
- 12 Ständige Mitarbeiter des Ludwig-Uhland-Instituts waren: Hermann Bausinger, Jutta Dornheim und Karen Ellwanger.
- 13 Vgl. dazu Albert Ilien: Psychoanalyse und empirische Kulturwissenschaft. In: Tübinger Korrespondenzblatt 9/1973; S. 1-21. Dieser Aufsatz bedeutet theoretisch und methodisch eine Horizonterweiterung, deren Stellenwert für die volkskundliche Forschung erst im Laufe der letzten Jahre deutlich wurde.

"ARBEITERTÜBINGEN" - EIN NEUES HEIMATBUCH

In knapp zweijähriger Arbeit hat eine Gruppe von Tübinger Wissenschaftlern und Studenten - zumeist Mitarbeiter des Ludwig-Uhland-Instituts - eine Geschichte der Tübinger Arbeiterbewegung geschrieben. Es umfaßt den Zeitraum vom Tübinger "Gogenaufstand" 1831 bis zur Neugründung von Arbeiterorganisationen nach 1945.

"Arbeitertübigen" - ein Titel, der bewußt zum Bild von der "Universitätsstadt Tübingen" in Konkurrenz tritt - geht in doppelter Weise über eine innerwissenschaftliche Arbeit hinaus:

Zum einen entstand es in Kooperation mit den Tübinger Gewerkschaften; diese unterstützten die Forschungsarbeit organisatorisch und die Publikation ihres Ergebnisses finanziell. Die Inhalte des Projekts selbst blieben ganz in der Entscheidung der Autorengruppe. Diese "freie Kooperation" bedeutete u. a., daß die örtlichen Gewerkschaften ihre Archivbestände erstmals der lokalen Geschichtsschreibung öffneten und den Wissenschaftlern Kontakte zu einem Teil der Zeugen vermitteln halfen, die für das Buch interviewt wurden: Insgesamt wurden etwa 40 teilweise mehrstündige "diachrone Interviews" geführt.

Zum andern handelt es sich bei "Arbeitertübigen" zwar um ein mit wissenschaftlichen Methoden erarbeitetes, aber nicht primär für die wissenschaftliche Diskussion geschriebenes Buch. Es soll eine Darstellung nicht nur über, sondern auch für die Tübinger Bevölkerung und insbesondere die Arbeitnehmer sein. Es hat nicht den Charakter einer Abhandlung, sondern ist der Versuch eines möglichst anschaulichen Berichts, der Texte - z. B. Gedichte - aus der Tübinger Arbeiterbewegung selbst, Passagen aus den Interviews sowie Fotos und Dokumentenfacsimiles als gleichberechtigte Elemente enthält.

Die bei der Arbeit an "Arbeitertübigen" zusammengetragenen Zeitungsausschnitte, die Kopien einschlägiger Tübinger-Literatur und ungedruckter Quellen wie Polizeiberichte über die Tübinger Arbeiterorganisationen oder Protokollbücher dieser Organisationen selbst werden gegenwärtig einem kulturhistorischen Tübinger-Archiv am Institut einverleibt. Dies soll auch die Quellenmaterialien und Forschungsunterlagen der anderen Tübinger-Projekte des Instituts ("Das andere Tübingen", "O alte Burschenherrlichkeit", "Umbauen") einer weiteren Nutzung zugänglich machen; zwei Magisterarbeiten, die die Institutsforschung über die arbeitende Bevölkerung Tübingens fortsetzen, sind bereits im Entstehen.

Für Mitglieder der TVV ist "Arbeitertübigen" (254 Seiten, 97 Abbildungen) übrigens für DM 10,- im Institut zu erhalten. (Ladenpreis DM 12,-) Wird Postzusendung gewünscht, kostet es DM 11,50.

INSTITUTSNACHRICHTEN

Erstens CCCS, zweitens LUI

"Kulturwissenschaft" heißt ein Schwerpunkt von Heft 42 der Westberliner Zeitschrift "Ästhetik und Kommunikation". Er beschäftigt sich mit dem Ludwig-Uhland-Institut. Nach dem Bericht über das Birminghamer Center for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in ihrem Heft 24 setzt die Zeitschrift damit die Vorstellung solcher Forschungseinrichtungen fort, die sich vorrangig der Lebensweise und Alltagskultur breiter Bevölkerungsschichten zuwenden. Der Bericht über das LUI enthält Gespräche mit und Selbstgespräche von Mitarbeitern des Instituts, eine Institutsgeschichte von Martin Scharfe, erste Ergebnisse des Mössingen-Projekts - es wird zur Zeit abgeschlossen - und eine 18 Spalten lange Besprechung des Buchs "Leben auf dem Dorf" von Albert Ilien und Utz Jeggle.

In der Einleitung Rolf Lindners zur LUI-Darstellung steht: "Was die Tübinger Kulturwissenschaft auszeichnet, ist ihre erfahrungswissenschaftliche Orientierung, die an keiner Stelle auf die Reflexion der gesellschaftlichen Zusammenhänge und Hintergründe verzichtet." Dein Wort in unser aller Ohr, lieber Kollege Lindner!

"Lebensspuren" im LUI

"Lebensspuren - Alte Erinnerungsbilder" war der Titel einer neuen Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts. Gezeigt wurden vom 16. November bis 21. Dezember 1980 etwa hundert Bilder - zumeist Wandbilder - aus der Sammlung des Instituts, aus Privatsammlungen und kleinen Museen unserer Region, aus dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg und vor allem aus der Volkskundlichen Sammlung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart.

Die Bilder stammten aus dem 19., zum Teil auch aus dem frühen 20. Jahrhundert. Sie sollten bestimmte Lebenslaufstationen dokumentieren: "Taufzettel", "Konfirmationsandenken", "Heldenzeit" (Militärerinnerungsbilder), "Glück an der Wand" (Hochzeiterinnerungsbilder), "Fleiß-Bilder" (Arbeitserinnerungen und -urkunden), "Gerahmte Trauer" (Totengedenkbilder); in einer besonderen Abteilung "Bilder für alle" wurden die Bildtechniken erläutert: von der aufwendigen "Volkskunst"-Produktion (Handmalerei, Laubsäge- und Haararbeiten) hin zur industriellen Massenproduktion (Lithographie, Photographie, Prägedruck, Stanzspitzen). Eine der Leitfragen der Ausstellung war, inwiefern diese Wandbilder wirklich "private" Lebensspuren sind, und inwiefern sie allgemeine kulturelle und gesellschaftliche Veränderungen widerspiegeln.

Der 21köpfigen Ausstellungsgruppe ist zum Teil kräftige Ermunterung, zum Teil auch fundierte Kritik zuteilgeworden. Wer sich auch nach

Schließung der Ausstellung noch ein Bild machen will, kann dies tun, indem er sich für 6 DM (Porto inbegriffen) das Begleitheft zuschicken läßt, das die TVV herausgegeben hat (78 Seiten, 45 Abbildungen).

"Lebensspuren" - eine Lernausstellung aus studentischer Sicht

Demokratisierung im Wissenschaftsbetrieb bedeutet, daß auch für die Studenten am Beispiel der Lernausstellung die seltene Möglichkeit besteht, selbst Forschung zu betreiben, kontinuierlich an einem Problem-bereich zu arbeiten und die Darstellung der Forschungsergebnisse selber zu bestimmen: heißt auch, die Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit darzulegen. In Teamarbeit und kleinen Arbeitsgruppen ist hier das einzige Mal in vier Jahren Studium die Chance gegeben, theoretisch Erlerntes an der Praxis zu überprüfen und diese kritisch zu durchleuchten. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, in der Praxis zu lernen - auch handwerkliche und didaktische Fähigkeiten zu entwickeln.

Solchem Prozeß des Erkenntnisfortschritts steht die Tendenz der gegenwärtigen Einschränkung im universitären Bereich gegenüber. "Infolge der Verschärfung der Studienbedingungen (eingreifende Maßnahmen des Kultusministeriums; stärker reglementierende Studien- und Prüfungsordnungen; de facto Bestand der Regelstudienzeit durch beschränkte BAFÖG-Förderung; ungenügende Aufstockung der Studienmittel) aber werden die Arbeitsbedingungen auch an unserem Institut immer schwieriger." (Ausstellungskatalog "Lebensspuren"). Daß die Bedingungen am Institut nicht nur schwierig, sondern untragbar sind, zeigt das krasse Mißverhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden: vier hauptamtliche Lehrende sollen vierhundertfünfzig Studierende unterrichten.

Die Auswirkungen sind spürbar: die Überfüllung der Seminare setzt sich in den Projekten fort. Statt bisher meist viersemestriger Projekte müssen die im Studienplan vorgesehenen zwei Semester strikt eingehalten werden, um allen Hauptfachstudenten die Teilnahme an einem Projekt zu garantieren. Nächtlanges Arbeiten, Vernachlässigung anderer Studienfächer und Unzufriedenheit mit sich selbst und dem Ergebnis folgen für die Projektteilnehmer. "Unter diesen Bedingungen lassen sich die ursprünglichen Ziele des Projektstudiums nicht mehr befriedigend erreichen", lautet eines der Resümees der Ausstellungsgruppe. (So wurde z. B. auf die Erstellung eines Fragebogens für die Besucher der Ausstellung aus Zeitgründen verzichtet.)

Diese verschärften Studienbedingungen im Rahmen kapitalistischer Hochschulreform bedeuten die systematische "Austrocknung" unseres Instituts. Den Studenten wird selbstständiges und kollektives wissenschaftliches Arbeiten verunmöglicht, und der positive Ansatz, kulturelle Leistungen ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken, wird zerstört.

Und Stuttgart schweigt dazu:

Trauriger Rekord im Haspelturm

Das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft

mauserte sich zum Massenfach

Lange Zeit zählte es zu den liebevoll „Orchideenfächer“ getauften Disziplinen. Bis 1971/72, sagt Prof. Hermann Bausinger, „war es ein typisches kleines Fach am Rande der Germanistik“. Dann aber trat, mit wachsender Beschleunigung, ein Wandel ein: Kaum hatte es Abschied genommen von seiner deutschen Volkskunde-Vergangenheit und sich in „Institut für Empirische Kulturwissenschaft“ umbenannt, da geriet das Ludwig-Uhland-Institut schon in den Sog der überschwappenden Studentenwelle.

Hermann Bausinger, der 1960 auf den wiedergeschaffenen Lehrstuhl für Volkskunde berufen wurde, kann sich an gewisse Stationen der jüngsten Entwicklung recht gut besinnen. Noch Anfang der 70er Jahre pendelte die Zahl der eingeschriebenen Studenten dieses „kleinen Faches am Rande der Germanistik“ so um die 25. 1973 stieg sie dann bereits auf etwa 70 Haupt- und Nebenfächler. Un von da an gab's schier kein Halten mehr: Für das laufende Wintersemester 1979/80 weist die Hochschulstatistik 455 Studierende für die Empirische Kulturwissenschaft aus, darunter 228 Hauptfächler.

Nun könnt dieser Wandel vom Mauerblümchen zum Massenfach den Inhaber des bislang einzigen Lehrstuhls im Haspelturm ja durchaus mit einem gewissen Stolz erfüllen. Welcher Ordinarius sieht sein Fach nicht gerne wachsen! Doch leider hat der atemberaubende Aufschwung droben im Schloß eine herbe Kehrseite: In Stuttgart, bei der Mehrheitsfraktion des Landtags nicht anders als im zuständigen Ministerium, hat man die Entwicklung glattweg übersehen. Jedenfalls hat man sie nicht wahrgenommen oder aber absichtlich voll ignoriert - was im Endeffekt für das betroffene Fach auf dasselbe hinausläuft.

Nur so konnte es geschehen, daß die Tübinger Kulturwissenschaftler jetzt mit einem traurigen Rekord landesweite Beachtung finden: Im Haspelturm kommt mittlerweile ein Lehrender auf 114 (!) Studierende.

Tatsächlich hat sich die Zahl der Lehrenden im Ludwig-Uhland-Institut trotz des spektakulären Anstiegs der Studentenzahl nicht nur nicht vermehrt, sie ist sogar geschrumpft! Als Professor Rudolf Schenda nach Göttingen berufen wurde, fiel dessen Professur weg. Seitdem besteht der Lehrkörper aus ganzen vier Leuten: einem Professor (Hermann Bausinger), einem Akademischen Rat (Dr. Martin Scharfe) und zwei wissenschaftlichen Assistenten (Dr. habil. Utz Jeggle und Bernd Jürgen Warneken).

Viele Nebenverpflichtungen

Obwohl schon das wöchentliche Pflichtpensum in Lehre und Selbstverwaltung reichen würde, um das hehre Prinzip des „forschenden Lernens“ für die LUI-Studenten erheblich in Frage zu stellen, kommen auf die vier Lehrenden weitere Belastungen zu. Das beginnt mit Wahlpflichtfach-Prüfungen für Psychologen, Sozialpädagogen oder Geographen und setzt sich fort im außeruniversitären Bereich auf Regionalismus- und selbst Tourismus-Tagungen, mit Vorwörtern für Heimatbücher und gutachterlichen Stellungnahmen zur Errichtung eines Bauernkriegsmuseums (um das sich Böblingen und Beutelsbach reißen) etwa oder über Bedeutung und künftige Nutzung der Hechinger Synagoge. „Da kann sich das Institut nicht entziehen“, sagt Professor Bausinger.

Wesentlich leichter wären die Lehr- und Forschungsbelastungen samt Nebenverpflichtungen freilich zu ertragen, wenn das Institut die seit langem beantragten zusätzlichen Personalstellen für einen Professor und einen wissenschaftlichen Angestellten erhalten hätte. Stattdessen aber gibt es Jahr um Jahr Vertröstungen. Dabei hat die Universität diesen personellen Mindestmehrbedarf längst in ihrer Strukturplanung festgeschrieben. Doch das Land stellte sich bis heute taub.

Erstaunlich genug, daß trotz solcher Arbeitsbedingungen die mit Dorothe Bayers Untersuchung über den trivialen Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert eröffnete Publikationsreihe des Ludwig-Uhland-Instituts schon fast 50 Bände umfaßt. Man muß sich zum Vergleich nämlich vor Augen führen, wieviel besser Nachbarfächer — obwohl auch sie gewiß nicht optimal

ausgestattet — personell dran sind: Die Soziologen haben vier Professoren und sieben wissenschaftliche Mitarbeiter bei 394 Studenten, die Musikwissenschaftler bei 154 Studenten drei Professoren und drei Mitarbeiter, die Klassischen Philologen sieben Professoren und zehn Mitarbeiter bei 274 Studenten.

Größere Berufsaussichten

In den letzten zwölf Jahren hatte das LUI 65 Absolventen, weit mehr als jedes andere westdeutsche Volkskundeeinstitut. Die meisten von ihnen — 22 — haben eine Tätigkeit an der Hochschule gefunden, viele als Germanisten, Soziologen und Pädagogen. Elf kamen in der Erwachsenenbildung oder öffentlichen Kulturarbeit unter, sieben an Museen. Da die Tübinger Kulturwissenschaftler bewußt „Generalisten“ — möglichst noch mit praktischer Ausstellungs- oder Medienerfahrung — und keine Spezialisten ausbilden, glaubt Bausinger, daß „die Chance, irgendwo unterzukommen“, für die LUI-Absolventen größer ist als für Studenten in enger auf bestimmte Berufsfelder zugeschnittenen Fächern.

Trotzdem stammt von Hermann Bausinger das Bonmot: „Unser Fach ist eine gute Vorbereitung auf die Arbeitslosigkeit.“ Womit er jedoch bloß auf die berufliche Flexibilität anspielen wollte, von der er hofft, daß Empirische Kulturwissenschaftler zu ihr durch die inhaltliche Breite und methodische Vielfalt des Studiums befähigt sind. Indessen, die letzte Haspelturm-Ausstellung — „ein gewisses Gütesiegel“ der auf forschendes wie praxisbezogenes Lernen angelegten LUI-Ausbildung — liegt schon anderthalb Jahre zurück. Aus puren Zeitgründen konnte den Studenten diese wichtige Projekterfahrung seitdem nicht mehr vermittelt werden.

Letzter Ausweg: Numerus clausus

Wenn nicht ganz bald personelle Abhilfe im Ludwig-Uhland-Institut geschaffen wird (Bausinger: „Die Schallmauer haben wir jetzt erreicht“), wissen die Kulturwissenschaftler keinen anderen Rat, als einen Numerus clausus zu beantragen, um auf diesem schlechten Weg den Zugang zu ihrem überlaufenen Fach zu bremsen.

Noch freilich hat Prof. Hermann Bausinger einen Funken Hoffnung, daß Landtag und Landesregierung endlich jene personelle Mindestforderung erfüllen, die ihm schon 1973 in Aussicht gestellt wurde. Nur deshalb lehnte er damals einen Ruf nach Bern ab — nicht der erste übrigens, der kam in den 60er Jahren aus Freiburg, und wohl auch nicht der letzte.

W. R.

*Schwäbisches Tagblatt
(Tübingen) 10.1.1980.*

Ein Jahr ist's her ...
Kein Grund zum Feiern ist der Jahrestag dieser Pressemeldung über die Situation am LUI, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen!

VEREINSNACHRICHTEN

Buchproduktion 1979/1980

Seit der letzten Nummer des Korrespondenzblattes ist eine Anzahl von neuen Bänden in der Reihe "Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts" erschienen.

Die Arbeit von Burkhard Lauterbach über "Bestseller" ist als Band 47 mit einer Auflage von 1 200 Exemplaren zum Preis von 22,- DM herausgebracht worden.

Band 48 stellt insofern eine Neuerung dar, als mit ihm erstmals eine Magisterarbeit in die Reihe aufgenommen wurde. Lisgret Militzer-Schwenger schrieb über "Armenerziehung durch Arbeit". Die Auflage beträgt 1 200 Stück, der Preis 18,- DM.

Der nächste Band, Nr. 49, ist ebenfalls eine Magisterarbeit, Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp arbeiteten zusammen über das Thema: "1848 - Provinz und Revolution"; der umfangreiche Band kostet 26,- DM und wurde mit 1 500 Stück aufgelegt.

Ein erfreuliches Ereignis stellt das Erscheinen des Bandes 50 dar, denn selten erreicht eine Reihe innerhalb einer Universität so hohe Reihenummern! Er ist von Klaus Jensen/Jan-Uwe Rogge: "Der Medienmarkt für Kinder in der Bundesrepublik", die Auflage beträgt 1 500 Stück, wovon die "Bundeszentrale für politische Bildung" 200 Exemplare übernahm, und kostet 28,- DM.

Mit dem Band 51 versucht die TVV die von vielen Mitgliedern bedauerten Lücken zum Thema "Fastnacht" zu schließen, die durch die vergriffenen Bände 6, 12 und 18 entstanden sind. Der Band "Narrenfreiheit" beinhaltet eine Sammlung von Vorträgen an der Universität Konstanz und von Forschungsbeiträgen, die bisher noch nicht veröffentlicht wurden. Die relativ hohe Auflage von 1 800 Exemplaren schien durch das anhaltende Interesse an diesem Thema gerechtfertigt.

Außer diesen fünf Publikationen wurde noch eine 4. Auflage des Tübingen-Buches ("Das andere Tübingen") herausgebracht, das jetzt eine Gesamtauflage von 14 500 Exemplaren erreicht hat, wovon laut Herrn Krämer 12 000 Stück (bisher) verkauft wurden — das Buch stellt immer noch die Hälfte der verkauften Bände dar, obwohl es seit der letzten Auflage 25,- DM kostet.

Eine weitere Neuauflage als Sonderband der Reihe hat die TVV mit der zweiten, überarbeiteten Auflage von Hermann Bausingers Buch "Volkskunde" übernommen. Es wurde in 1 000 Exemplaren gedruckt und ist für 20,- DM zu haben.

Zu den letzten beiden Ausstellungen des LUI sind zwei Kataloge herausgekommen: "Umbauen" (106 Seiten) für 8,- DM und "Lebensspuren" (78 Seiten) für 6,- DM.

Im Januar 1981 erscheint Band 52 (hrsg. von Carola Lipp, Wolfgang Kaschuba und Eckart Frahm: F.A. Köhler: "Nehren - eine Dorfchronik") und im Sommer Band 53. Er soll Vorträge beinhalten, die bei der 1980 stattgefundenen Museumstagung in Biberach gehalten wurden ("Museen in der Provinz").

Mit unbestimmtem Erscheinungsdatum ist die Herausgabe verschiedener Dissertationen zu den Themen: Lokalzeitung, Kiebingen, Krebs, Mode, Akkulturationsprobleme türkischer Migranten und nochmals Kindermedien geplant. Sobald absehbar ist (vermutlich im Frühjahr 1981), welche dieser Arbeiten 1981/82 erscheinen können, wird ein neuer Prospekt über die noch lieferbaren und die zu erwartenden Titel informieren.

Personelle Veränderungen

In den Mitgliederversammlungen von 1979 und 1980 wurden Vorstand und Wissenschaftlicher Beirat sowie die Revisoren neu gewählt. Erster Vorsitzender wurde wieder Herr Hubert Locher, dem ich an dieser Stelle dafür danken möchte, daß er, trotz vermehrter Belastung durch sein neues Amt in Baden-Baden, weiter die Aufgaben eines 1. Vorsitzenden wahrnehmen will. Zweiter Vorsitzender und Schriftführer wurde Wolfgang Kaschuba, Geschäftsführung und Kassiertätigkeit wurden Frau Karin Teufel übertragen.

Der Wissenschaftliche Beirat besteht nun aus den Herren Hermann Bau-singer, Utz Jeggle, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken; die ge-wählten Mitglieder sind die Herren Chr. Krämer, Hans-Ulrich Roller, Stefan Schreiber, Karl-Heinz Rueß und Frau Karin Hebel.

Als Revisor wurde Herr Martin Blümcke wiedergewählt. Frau Ulla Mietz konnte durch einen Ortswechsel nach Frankfurt leider nicht wieder kandi-dieren; an ihre Stelle trat Herr Heinz Schmitt.

Karin Teufel

EIN HINWEIS DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

Auch die Mitglieder der TVV dürfte interessieren, daß über die Geschäfts-stelle der DGV (Schloß, Tübingen) ein 1980 erschienener "Berufsleitfa-den Volkskunde", 100 Seiten stark und schön grün broschiert, für DM 2.50 (plus Porto) zu beziehen ist. Was tun unsere Absolventen, was kön-nen sie tun?

Redaktion dieses Heftes: Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen. Namentlich gekenn-zeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wie-der.

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Nr. 22

Juni 1981

Inhalt:

W. Wuttke-Groneberg: "Volksmedizin" im Nationalsozialismus	S. 1
U. Jeggle: Lokale Geschichte und Erinnerung.....	S. 7
B. J. Warneken: Zum Themenkreis des Projektseminars "Schreibkultur".....	S. 12
D. Herz: Fünf Jahre haspel-press	S. 19
Institutsnachrichten	S. 20
Kapitalistische Hochschulreform und Numerus clausus	S. 21
Vereinsnachrichten	S. 23

Redaktion dieses Heftes: Hans-Joachim Althaus, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen. Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

DAS ELENDE DER "VOLKSMEDIZIN": "VOLKSMEDIZIN" IM NATIONAL-SOZIALISMUS

Meine lieben Volksgenossen!
Am liebsten würde ich jedem
von Ihnen die Hand
drücken. Es ist nicht möglich,
im Geiste tue ich es.

(Julius Streicher, Arzt u. Volk)¹

Die Volksmedizinforschung steht vor einer Reihe von Problemen. So fehlt vor allem eine Definition von "Volksmedizin" unter historischen und systematischen Aspekten, wie auch unklar ist, was diesem Begriff an therapeutischen Praktiken und medikalen Einstellungs- und Verhaltens-mustern im einzelnen zuzuordnen ist. Kaum diskutiert ist die Frage der medizinischen, ideologischen, politischen, ökonomischen oder sozialen Bewertung der "Volksmedizin" aus der Perspektive staatlicher Gesundheits-politik, aus der Perspektive der Anbieter professioneller Medizin und aus der Perspektive von Gesunden und Kranken, die sich "volksmedizinischer" Praktiken und Ideologien bedienen oder mit ihnen bedient werden. Forschungs-defizite bestehen auch hinsichtlich der Frage nach den Subjekten, den ge-sellschaftlichen Trägern und Steuerungsmechanismen der "Volksmedizin"-Bewegung. Sieht man sich beispielsweise Organisationsformen in diesem Bereich an, so hat man Schwierigkeiten mit einer Definition von "Volks-medizin" als einem Geflecht von "Heilwissen und Heilpraktiken" der "subalternen Schichten"². Diese Definition mag momentanen volkskund-

lichen Forschungsinteressen und -perspektiven angemessen sein; ob sie dem Gegenstand "Volksmedizin" gerecht wird, müßte auf breiter empirischer Basis überprüft werden. In volksheilkundlichen Vereinen der zwanziger Jahre scheinen Facharbeiter, Beamte, Kaufleute, Lehrer, Ärzte keine unwesentliche Rolle gespielt zu haben; Lenkungsfunktionen übernehmen Reformhäuser und die mittelständische Heilmittelindustrie oder - in den fünfziger Jahren - ein "Leistungsring Deutscher Unternehmer e. V.", also gewiß keine "subalternen Schichten".

Zu den offenen Fragen zählt auch eine exakte Bestimmung der wechselseitigen Beziehungen zwischen "Volksmedizin" und "Schulmedizin". Aus empirischen wie begriffslogischen Gründen dürfte es wenig sinnvoll sein, auf die Trennung beider Begriffe und ihre - zunächst einmal - oppositionelle Stellung zueinander zu verzichten, ohne daß damit ihre Zusammenfassung im komplexeren Begriff der "Heilkultur"³, wie Fielhauer vorschlägt, auch sinnlos wird. Fielhauers Bedenken gegen die ideologische Befrachtung des Begriffes "Volksmedizin" übersehen die Funktion sowohl der "Volksmedizin" als auch der "Schulmedizin", gesellschaftliche Ideologien zu transportieren und sie gewissermaßen leiblich nahezubringen, die beiden Begriffen ohne Substanzverlust nicht genommen werden darf und deren Spezifik jeweils herauszuarbeiten wäre.

Wie aber ist das Verhältnis von "Volksmedizin" und "Schulmedizin" im Rahmen der Heilkultur zu fassen? Schenda deutet "volksmedizinische" Praktiken zum großen Teil "als Deprivations- oder Depravationsphänomene"⁴ an und gegenüber der offiziellen Medizin. Dieses Verhältnis wäre z. B. am Beispiel der medizinischen Synthesebestrebungen zu überprüfen, die für die Medizingeschichte dieses Jahrhunderts eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Hier läßt sich erkennen, daß die "Volksmedizin" nicht nur eine zwar sozial bedeutungsvolle, im übrigen aber minderwertige Rolle als Wegelagerer an den Straßen des medizinischen Fortschritts spielte. Auch die "Schulmedizin" hat die "Volksmedizin" beerbt, verfälscht und geplündert. Ein Austausch findet nicht nur auf der Ebene einzelner Heilpraktiken, etwa der Natur- und Pflanzenheilkunde, statt, die in der "Volksmedizin" ein Refugium fanden, sondern auch auf komplexeren Ebenen, so etwa der der Prävention, die neben mythisch-magischen und empirischen Heilverfahren, wie mir scheint, eine Domäne der "Volksmedizin" ist. Dies geht so weit, daß Teile der "Volksmedizin" zur offiziellen Medizin werden und "Schulmedizin" in die Defensive drängen konnten, wie das im Nationalsozialismus der Fall war.

Das Interesse an volksmedizinischen Fragen "in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts"⁵, besonders in Deutschland, ist der Volkskunde nicht verborgen geblieben. Als Erklärung dafür findet man in der Regel lediglich Hinweise auf die Entwicklung des fachinternen Diskurses, nicht jedoch auf politische, ökonomische, gesellschaftliche Interessen und Einflüsse, wie sie z. B. bei P. Diepgen nachlesbar gewesen wären, der dem "Nationalsozialismus" bescheinigte, "in einer eigenartigen Mischung von romantischem Idealismus und klarsehendem Realismus um die Ein-

gliederung der alten Volksheilkunde in die wissenschaftliche Medizin bemüht"⁶ zu sein.

Diepgen formuliert hier die besondere Qualität in der Entwicklung der "Volksmedizin" unter dem deutschen Faschismus: ihre Eingliederung in den und Funktionalisierung für den Herrschaftsdiskurs von oben. Wie dieser Prozeß im einzelnen vor sich ging, läßt sich bislang nur andeutungsweise und hier auch nur verkürzt sagen. Bereits 1933 werden durch die Reichsärztführung jene Ärzte zum organisatorischen "Zusammenschluß" aufgerufen, die sich sog. Außenseiterheilverfahren bedienen. In dem Aufruf wird ihnen und den "Laienbehandlern" versprochen, daß "die wertvollen Güter wahren Heiltums in diesen beiden Lagern in ein besseres und helleres Licht" gerückt werden sollen⁷. Im selben Jahr ordnet der Staatskommissar für das Gesundheitswesen in Sachsen an, daß sich die dortigen "Mitglieder des NSD-Ärztebundes (...) als Mitglieder zu den Naturheilvereinen, homöopathischen Vereinen, biochemischen Vereinen, Kneippvereinen usw. anmelden, und hier auf dem Boden dieser Vereine sich mit den Methoden der Volksheilmethoden vertraut machen"⁸. 1935 konstituiert sich in Nürnberg auf einer gemeinsamen Tagung verschiedener Naturärzteverbände und der "Reichsarbeitsgemeinschaft für natürliche Lebens- und Heilweise" die "Reichsarbeitsgemeinschaft für eine neue deutsche Heilkunde". Die "Tagung stellt insofern den Beginn eines neuen Zeitabschnittes in der deutschen Heilkunde dar, als die wissenschaftlich begründeten Volksheilweisen zum ersten Male mit staatlicher Förderung vor die Öffentlichkeit treten"⁹. Zu den Förderern zählt u. a. Julius Streicher, der, wie die von ihm herausgegebene Zeitschrift "Deutsche Volksgesundheit aus Blut und Boden" oder der von ihm protegierte "Ver-ein Deutsche Volksgesundheit" zeigen, eines der Machtzentren faschistischer "Volksmedizin" repräsentierte. Aufgrund seiner impfgegnerischen und gegen die pharmazeutische Großindustrie gerichteten Propaganda, aber auch durch eine von ihm geförderte Krebstheorie z. B. war Streicher innerhalb der NSDAP und der Medizinalbürokratie freilich umstritten¹⁰.

Obgleich die "Reichsarbeitsgemeinschaft für eine neue deutsche Heilkunde" nur kurzlebig war, ist der Begriff der "Neuen Deutschen Heilkunde" für die faschistische Medizin in Deutschland von zentraler Bedeutung geblieben. Hier können nur weitere Stichworte als Beleg genannt werden: so die veränderte Stellung der Heilpraktiker, die, nach einer "Säuberung", allem Anschein nach vor allem unter dem Einfluß der Privaten Krankenkassen eine Aufwertung im System der medizinischen Versorgung erfahren, mit dem Heilpraktikergesetz von 1939 aber keinen weiteren Nachwuchs mehr ausbilden dürfen. Zu nennen sind auch die Förderung des Heilpflanzenanbaus, die Tätigkeit der "Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung", die im beachtlichen Umfang das Heilpflanzensammeln an Schulen organisierte. Einer eingehenden Untersuchung wert wäre schließlich das Medizinalsystem der SS, in der ein hohes Maß an "volksheilkundlichen" Aktivitäten entwickelt wurde: Im Konzentrationslager Dachau wurde von Häftlingen eine der größten Heil-

kräuterplantagen bewirtschaftet, zum Plantagenbetrieb gehörten ein "Malkommando" für Pflanzenbilder und ein Forschungslaboratorium. Bekannt ist, daß an Häftlingen "volksmedizinische" Versuche unternommen wurden. Im SS-Ahnenerbe war ein Institut für Volksmedizin projektiert. Das SS-Wirtschaftsverwaltungs-Hauptamt unterhielt Erholungsheime für naturgemäße Heil- und Lebensweise und scheint bemüht gewesen zu sein, die Neuform-Läden und den Vertrieb der Demeter-Erzeugnisse unter seine Kontrolle zu bringen. In Plänen der SS für die Organisation des Gesundheitswesens der eroberten Ostgebiete nach dem Kriege spielen naturheilkundliche und ernährungsreformerische Elemente eine nicht unwesentliche Rolle.

Wie das Beispiel Streichers, aber auch Auseinandersetzungen zwischen Himmler und dem Reichsgesundheitsführer L. Conti und eine Fülle weiteren Materials zeigen, läuft der Aneignungsprozeß der "Volksmedizin" durch den Faschismus nicht widerspruchsfrei ab. Die "Volksmedizin" wird nicht in ihrem diffusen, horizontalen Nebeneinander von Aberwissen, Sektiererertum und Erfahrung beerbt, sondern von oben neu geordnet und beschnitten. Restriktionen unterliegt der Bereich des medizinischen "Okkultismus", dessen Bekämpfung z. B. das offiziöse Buch "Aberglauben und Medizin" von H. Löhr diente¹¹; 1942 wird beim Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP eine Hauptstelle "Okkultismus" eingerichtet, die den "Okkultismus" bekämpfen, reinigen und nutzbar machen sollte¹². Eingeschränkt wurden auch die Aktivitäten der Volksgesundheitsvereine. Eine strikte Rednerkontrolle beschränkte ihre Unterrichtstätigkeit, sie verloren nach Kriegsbeginn an organisatorischer Selbständigkeit oder mußten auf die Arzneimittelversorgung oder therapeutische Beratung ihrer Mitglieder verzichten¹³.

Die Gründe für solche Einschränkungen von Aktivitäten oder für Verbote wären im einzelnen zu analysieren. Sie liegen u. a. auf der Ebene politischer Widersprüche, so etwa, wenn beim Verbot der Weißenberg-Sekte der Anspruch ihrer Anhänger kritisiert wird, daß es dem Einfluß Weißenbergs zu verdanken sei, "daß Adolf Hitler zum Meister wurde"¹⁴. Man sollte sich aber davor hüten, das politische Widerspruchspotential der "Volksmedizin" zu hoch einzuschätzen. Die angedrohte, aber nicht vollzogene Schließung der Weleda-Werke hatte z. B. im wesentlichen kriegswirtschaftliche Gründe und war aus innerkapitalistischem Konkurrenzdenken motiviert. Im übrigen war die Einschätzung der einzelnen "volksmedizinischen" Heilweisen unterschiedlich, wie sich exemplarisch an der biochemischen Bewegung zeigt. Im Juli 1942 greift ein Rundschreiben des Reichsgesundheitsführers, der der SS angehörte, die "sogenannte Biochemie nach Schüssler" als "eine einseitige sektiererische, jeden Sinnes entbehrende Beschränkung der zur Behandlung kranker Menschen herangezogenen Stoffe auf zwölf Salze"¹⁵ heftig an. Zur gleichen Zeit werden auf Anordnung Himmlers im Konzentrationslager Dachau an Häftlingen biochemische Experimente durchgeführt¹⁶.

Ohne weiteren Forschungen vorzugreifen, läßt sich der Trend der Neuordnung der "Volksmedizin" im Faschismus so formulieren: Insgesamt scheint eine Stärkung der professionellen Medizin, also der Ärzte, zu erfolgen; das zeigt besonders das Heilpraktikergesetz, das den Ärzten langfristig eine lästige Konkurrenz vom Halse schafft und ihnen das Behandlungsmonopol für Krankheiten wieder stärker garantiert. Dabei erfolgt jedoch ein Wandel des therapeutischen Arsenal der "Schulmedizin", die sich verstärkt volks- und naturheilkundlichen Praktiken öffnen muß. Ideologisch wird dieser Wandel sehr weitgehend vollzogen, praktisch wird er in einer Vielzahl von Einzelfällen begonnen und zumindest projektiert. Die "Volksmedizin" verliert dabei mit Ausnahme der Heilpflanzen-therapie, der Hauspflege und Banaltherapie ihre ursprünglich errungenen weitergehenden therapeutischen Kompetenzen, sie wird aber bewußt und konzentriert als Mittel der Gesundheitserziehung und Prävention eingesetzt und gewinnt damit an Bedeutung als gesundheitspolitische Kontrollinstanz über den Alltag und als Agentur der gesundheitsgerechten (und das heißt in der faschistischen Terminologie: leistungsorientierten¹⁷) Strukturierung der Freizeit.

Daß der "Volksmedizin" diese Aufgabe zu erledigen blieb, ist kein Zufall, sondern eine Konsequenz wesentlicher Teile ihrer ideologischen und praktischen Tradition, die im Gegensatz zu anderen Teilen von den Faschisten nur beerbt werden mußten. Faschistische Gesundheitspolitik ist orientiert am Primat des innen- und außenpolitischen Expansionsprogramms der Schwer-, Rüstungs- und Investitionsgüterindustrie zuungunsten von Konsum und anderen Bedürfnissen der individuellen Reproduktion. Damit sind die Kriterien festgelegt, nach denen die Auswahl der medizinischen Ideologien und Praktiken erfolgt. So unterliegen vor allem solche Ansätze der rigiden Kritik und Ächtung, die auf eine soziale Kosten verursachende, die Um- und Außenwelt des Menschen verbessernde "Fürsorge"-Medizin hinauslaufen, während umgekehrt billigmedizinische, an der Selbstversorgung orientierte, bis zum Terrorismus gesteigerte individual-präventive Konzepte zur "neuen deutschen Heilkunde" zählen.

Restriktionen unterlag z. B. der Bereich der medikamentösen Versorgung. Die Politik war hier bestimmt durch Kampagnen gegen den Verbrauch pharmazeutischer Heilmittel. Im Rahmen der Autarkie- und Kriegszielpolitik gewann die Beschaffung einheimischer Heilkräuter an Bedeutung und damit natürlich zugleich dieser Bereich des "volksmedizinischen" Erbes.

Von noch grundsätzlicherer Bedeutung waren die Krankheitsätiologien und -vorstellungen der "Volksmedizin". Während die naturwissenschaftlich orientierte "Schulmedizin" nämlich im Verdacht stand, einer marxistisch-materialistischen Milieu- und Fürsorgetherapie das Feld zu bereiten, blieb die "Volksmedizin" trotz aller interner Differenzen und unbeschadet ihrer auch sozialistischen Traditionselemente von entsprechenden Vorwürfen verschont. Ihr entscheidender Vorzug lag in der Tendenz, wie das ein präfaschistischer Autor schon 1929 formuliert, "Sitz und Ursache

der Erkrankung im menschlichen Körper selbst zu suchen" und "den Sitz der Erkrankung ins Innere des Menschen"¹⁸ zu verlegen. Die ätiologischen Theorien basierten überwiegend auf dem Anteil individuellen Fehlverhaltens an der Entstehung von Krankheit. Dem entsprachen heroische Therapien der Askese, Körperstählung und des Konsumverzichts, ein am Individuum und seiner Schuld für die Krankheit orientiertes Vorsorgedenken und die Bereitschaft, die von außen auferlegten Beschränkungen der physischen und psychischen Entfaltungsmöglichkeiten durch Gesundheitserziehung zu verinnerlichen. Bei all ihrer von gesellschaftlichem Bewußtsein entkleideten Naturbetontheit waren Volks- und Naturheilkunde zugleich die Stützen eines populären Psychologismus, der sich um die Reduzierung ihrer Anhänger auf eine entpolitisierte Innerlichkeit, Leistungsbereitschaft und ein fast masochistisches Bekenntnis zur Gesundheitspflicht bemühte - ein therapeutisches und prophylaktisches Konzept, wie es nicht besser dem ökonomischen Interesse entsprechen konnte, die Reproduktionskosten der Arbeitskraft absolut oder über extensive Leistungssteigerungen relativ zu senken und den Verbrauch gesundheitlicher Güter einzuschränken.

- 1) Abgedruckt in: W. Wuttke-Groneberg: Medizin im Nationalsozialismus. Tübingen 1980, S. 149 bis 151; das Zitat S. 151.
- 2) R. Schenda: Das Verhalten der Patienten im Schnittpunkt professionalisierter und naiver Gesundheitsversorgung. In: Handbuch der Sozialmedizin. Bd. 3. Stuttgart 1976, S. 35.
- 3) H. P. Fielhauer: Volksmedizin - Heilkulturwissenschaft. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 102 (1973), S. 119.
- 4) R. Schenda: Stadtmedizin - Landmedizin. In: G. Kaufmann (Hg.), Stadt-Land-Beziehungen. Göttingen 1975, S. 152.
- 5) E. Grabner (Hg.): Volksmedizin. Darmstadt 1967, S. 6.
- 6) P. Diepgen: Die Geschichte der Medizin in Deutschland. In: Forschungen und Fortschritte 16 (1940), S. 365.
- 7) Vgl. Biologische Heilkunst 14 (1933), S. 641.
- 8) Vgl. Medizinalpolitische Rundschau 26 (1933), S. 82.
- 9) Reichsverband der Naturärzte (Hg.): Zweite Reichstagung des Reichsverbandes der Naturärzte e. V. in Nürnberg vom 24. - 26. Mai 1935. Stuttgart und Leipzig 1935, S. 8.
- 10) Aus Platzgründen muß ich hier und im folgenden auf Einzelbelege verzichten. Vgl. W. Wuttke-Groneberg: Medizin (wie Anm. 1), S. 137-236, 390-394, und W. Wuttke-Groneberg: Von Heidelberg nach Dachau. In: G. Baader u. U. Schultz (Hg.): Medizin und Nationalsozialismus. Berlin 1980, S. 113-138.

- 11) H. Löhr: Aberglauben und Medizin. 17.-30. Tsd. Leipzig 1943. Vgl. Der öffentliche Gesundheitsdienst, Ausg. A 7 (1941/42), S. 534.
- 12) Vgl. Informationsdienst des Hauptamtes für Volksgesundheit der NSDAP, Folge 5/ November 1942, S. 66.
- 13) Vgl. Beendigung der Tätigkeit der bisherigen Berater in Vereinen der Volksheilbewegung. In: Der Heilpraktiker 1940, S. 233-235.
- 14) Der Weißkäse-Apostel. In: Volks-Gesundheits-Wacht 1938, S. 378.
- 15) Informationsdienst des Hauptamtes für Volksgesundheit der NSDAP, Folge 2/Juli 1942, S. 19.
- 16) Vgl. A. Mitscherlich u. F. Mielke (Hg.): Medizin ohne Menschlichkeit. Frankfurt/M. 1978, S. 159-165.
- 17) Vgl. W. Wuttke-Groneberg: Medizin (wie Anm. 1), Register s. v. "Leistung".
- 18) K. Strünckmann: Die große biologische Volksströmung. In: Die Reinheit 4(1929), S. 96.

Walter Wuttke-Groneberg

LOKALE GESCHICHTE UND ERINNERUNG

1. Vorbemerkung

Das Seminar "Lokale Geschichte und Erinnerung" ist der erste Teil einer zweiseimestrigen Übung, die im Rahmen des Projektstudiums als Pflichtveranstaltung für die Hauptfachstudenten in EKW abgehalten wird. Dieser technische Hinweis sagt auch schon einiges über die Breite und Tiefe des Unterfangens, es ist weder end- noch bodenlos, und riskante Erstbegehungen sind nicht zu erwarten; gleichwohl haben wir die Hoffnung, zu den verschiedenen Gemeindeforschungen, die vom Ludwig-Uhland-Institut in den letzten Jahren geleistet wurden, eine neue Variante beizusteuern, die zwar (aus obengenannten Gründen) mit der Tübingen-, Kiebingen- oder Mössingen-Studie nicht konkurrieren will, die Zugangsweisen dieser "Institutsklassiker" aber vom methodischen Ansatz und vom technisch-praktischen Vorgehen ein Stück weit modifizieren möchte - und das nicht, weil was Neues immer mal wieder in Mode kommt, sondern weil wir (das bezieht sich auf wirklich alle, die mitmachen) glauben, daß die ethnologische Dimension im Rahmen der empirischen Kulturwissenschaft bisher zu sehr im Schatten des Richtigen lag, anders gesagt, daß die Wissenschaft zu rechthaberisch war und glaubte, die Trennung von forschendem Subjekt und erforschem Objekt dann aufgehoben zu haben, wenn die Qualifizierten den Unqualifizierten den rechten Weg in die Zukunft wiesen.

Unser Projekt will zwar an dieses Dorf, das wir untersuchen wollen, mit entwaffnender Neugier herantreten; als seien "die Eingeborenen" dort uns fremd, aber zugleich verleugnen wir nicht, daß diese Menschen von einer Menge von Schaltstellen und Ämtern, Informationsorganen und gesteuerten Wünschen beherrscht und gebeutelt werden. Uns interessiert die Vieldeutigkeit in den Köpfen, das Hergebrachte, das sich mit dem Hinzugetanen mischt, und das Eigene, das sich in der Verarbeitung entwickelt; der Bildzeitungsleser, der auf dieses "Lügenblatt" hetzt, der Liebhaber, der seine Freundin auch haßt, der Bauer, der nicht von seinem angestammten Beruf loskommt, obwohl er ihn "zum Kotzen" findet, und der von seinem alltäglichen Unglück mit nimmermüder Begeisterung erzählt - ethnologische Dimension unterstellt also nicht, daß es coca-colalose Welten, fernsehfremde Reservate gibt oder daß unser Dorf in einem volkswundlichen Zwergengarten liegt, sondern nur, daß die Erlebnisweisen und Deutungen dieser Welt längst nicht so einheitlich sind, wie es die Analyse ihrer Erscheinungen und ihrer Strukturen glauben läßt.

2. Weshalb lokale Geschichte?

Die empirische Kulturwissenschaft lebt vorwiegend vom Studium von Teilkulturen, die zwar nicht isoliert existieren, sich aber durch bestimmte einmalige Züge auszeichnen, wobei die Einmaligkeit des Handelns sehr viel farbloser ist und seltener erfahren wird als die Einmaligkeit des Fühlens und Denkens, oder anders gesagt: es existiert sehr viel mehr Einmaligkeit im Erlebnis als im Ergebnis, was jeder Unglücklich-geliebte-Habende ebenso gut weiß, wie es jeder glücklich Liebende wieder vergißt.

Wir untersuchen also nicht mit Repräsentativitätstests die Abweichungen vom Normalen, sondern wir suchen das Besondere in Kenntnis der Molièreschen Vermutung, daß der Malade imaginaire auch leidet, nur eben an seinen Vorstellungen, soll heißen, auch der imaginäre Einzelgänger, der sich das alles nur einbildet, zeichnet sich durch seine Einbildungen aus, auch wenn dieses hundertfältig wiederholt werden.

Die Gemeinde ist ein solcher Prägestempel, der immer wieder die gleiche Münze, aber doch je verschiedene und einmalige Stücke herstellt, die für sich ihren Wert haben. Sie hat viel an Geltung verloren, aber sie ist nach Familie, Staat und Betrieb eine der wichtigsten Lebenswelten, die der räumlichen Dimension menschlicher Existenz sozialen Ausdruck in institutionalisierter Form gibt und die nicht nur tief in die Kindheit hineinragt (ich träume als örtliche Kulisse bis heute vorwiegend von der Kleinstadt, in der ich nur bis zum zehnten Lebensjahr gelebt habe), sondern auch das Erwachsenenleben ein Stück weit fixiert - selbst da, wo dieser Einfluß entschieden geleugnet wird.

Lokale Geschichte bietet also gewissermaßen die Möglichkeit, die Mitte zu treffen zwischen unzugänglicher Intimität familialer und konstruierter Unverbindlichkeit regionaler oder gar staatsweiter Mentalitäts- bzw.,

was mir besser paßt, Seelengeschichte. Seele wäre der Teil des Menschen, der zwischen Körper und Geist, zwischen dem Ich und den anderen, zwischen dem Eigenen und der Welt sitzt und zugleich zwischen souveränem Deuten und wehleidigem Agieren pendelt, zwischen genauem Fühlen und ungenauer Ängstlichkeit, sich als DAS ZWISCHEN überhaupt entpuppt, wie es die Objektbeziehungspsychologie beschrieben hat.

3. Weshalb Erinnerung?

Lokale Geschichte verläuft wie alle Geschichte auf zwei Ebenen, auf der Ereignis- und der Erlebnisebene. Die Kulturwissenschaftler haben bisher in aller Regel versucht, von den strengen Geschichtswissenschaften angeleitet, die Stränge der Ereignisse herauszuschälen. Das hieß dann bei bestimmten Aussagen: Der Gewährsmann täuscht sich, oder, wie wir gelegentlich in Kiebingen mutmaßten: er lügt oder er versucht es, sonst hätten wir Neunmalklugen es ja nicht gemerkt. Die Verknüpfung von lokaler Geschichte und Erinnerung nimmt ernst, daß jede erlebte Geschichte auch gedeutete Geschichte ist. So wie die bürgerliche Gesellschaft sich in der sauber und akribisch vorgehenden Geschichtswissenschaft ein Deutungsinstrument geschaffen hat, so existieren auch im lokalen Milieu Sinngebungen, die zwar weniger objektivistisch und nach unseren Vorstellungen oft irrational sind, die aber nichtsdestotrotz einem eigenen Gespinnst von Fäden folgen, dessen Muster nach Bildern vielleicht wirr ist, das aber dennoch als Theorie fungiert und von den damit Umgehenden als solche erlebt und benützt wird.

Erinnerung wäre die Verarbeitungsform von Geschichte, und zwar beides: die Form und der Stoff, der in sie gepreßt und durch sie geprägt wird; weniger bildlich: die jeweilige Geschichte hat sehr mit ihrer Aufbewahrungsform zu tun, und es ist für einen Ethnologen wichtig, beides zu studieren und nicht das eine gegen das andere auszuspielen. Die erlebte Geschichte ist immer auch imaginär, aber im Imago ereignet sie sich, und die Ereignisse sind ohne Gefühl unerlebt und bleiben leere Zeit. Das gilt vielleicht sogar für die große Geschichte, denn was interessiert uns, was in der Nacht vom 13. auf den 14. April des Jahres 1456 in Stuttgart passierte, es interessiert uns erst dann, wenn es auf unser Interesse (im Sinne des Lateiners) stößt, wir beteiligt, dazwischen sind. Daher rührt die Neigung, die Images der kargen Geschichtsdaten mit den starken Gestalten von Helden, den Schicksalen von Gescheiterten, dem Glanz des Ruhms und dem Blut des Entsetzens zu beleben. In unserem Dorf sind die Images nicht von der Geschichtswissenschaft und den professionellen Deutern vorgegeben, sondern sie sind viel undeutlicher, kunstloser, aber deshalb weder unauthentisch noch falsch. Alle historischen Erfahrungen in diesem Dorf haben einen Niederschlag gefunden, stecken in Handlungen und Denkformen, die wir, so gut wir können, aufschlüsseln wollen.

4. Schriftlich und mündlich

Bei dieser Vorgehensweise gewinnt die mündliche Überlieferung ein größeres Gewicht als in anderen Untersuchungen, die mehr auf die Welt der Ereignisse zielen und deshalb Akten, fixen und fixierten Daten den Vorzug geben. Freilich werden auch wir das Archiv als zuverlässige Quelle benützen und hoffen, durch die Bestände über bestimmte Grenzbeziehungen Auskünfte zu erhalten - die Grenze zwischen normal/unnormal, richtig/falsch, gemeinnützig/eigennützig, reich/arm, unten/oben, denn in der Regel wird etwas aktenkundig, wenn es ein "Fall wird", das heißt vom Normalen, Alltäglichen abweicht.

Auch die Kopf-Erinnerung registriert nichts linear, sie ist keine Datenbank, wo man nur den Codeschlüssel braucht, und dann wird alles ausgespuckt. Sie gleicht mehr einer Bibliothek, in der es vorne die leicht auffindbaren Bestseller, die immer wieder bestellt werden, gibt, daneben aber auch Rara, die nur mit Genehmigung der Direktion hergegeben werden und über deren Benutzung man angstvoll wacht; es gibt sogar Giftschränke, an die niemand ran kommt, allenfalls nachts oder zu ganz besonderen Anlässen öffnen sie sich, schließlich gibt es viele Verluste, Dinge, die zwar nach der Kartei da sein müßten, aber im Regal unauffindbar sind, verloren gegangen oder an falschem Platz eingestellt. Wer etwas finden will, muß sich die Ordnung dieser Dinge zu eigen machen, er darf nicht nur nach seinen Vorstellungen vorgehen, sonst wird er wenige und vielleicht die falschen erhalten. Diese Bibliothek besteht nicht nur aus Wissen, sondern, um das Bild zu verlassen, die Erinnerung drückt sich auch in geronnenen Handlungen, Rede- und Umgangsweisen aus.

Deshalb ist jede Äußerung für uns ein Stück dieser Realität und Material für die Interpretation; es gibt keine Falschaussage im einfachen Sinn, deren Nicht-Übereinstimmung mit der "Wirklichkeit" wir mit detektivistischen Mitteln feststellen, sondern wir versuchen allenfalls Gründe für Widersprüche zu finden, ausgehend von der einfachen Wahrheit, daß Widersprüche das Normale und Lebendige sind und daß die Forderung nach Konsistenz und linearer Rationalität zwar den homo oeconomicus sehr weit gebracht hat (bis an den Rand des Abgrunds nämlich), daß diese Gesetze aber nicht die Ordnung der Erinnerung schreiben.

5. Wir und dieses Dorf

Dieser Ansatz ergibt ein Paradoxon, zum einen fordert er ethnologische Neugier, die nur durch Distanz und Fremdheit zu bewerkstelligen ist, zum anderen erfordert er Begegnung, die nur in der Nähe zu finden ist. Um dieses Dorfeigene, die dingfeste und imaginierte eigene Realität zu sehen, ist es notwendig, die Eigentümlichkeiten dieser Menschen voll zu akzeptieren und methodisch so zu tun, als seien sie wirklich Indianer, mit einem eigenen Weltbild und eigenen Erinnerungsstrukturen, einer eigenen Sprache, bestimmten Dingverwendungen, eigenen Schick-

salen, die uns in ihrem Zusammenhang interessieren. Wir bemühen uns, (zunächst) alles zu verstehen, auch das Unverständliche, beispielsweise den Umgang mit dem Nationalsozialismus. Was hat dieser für den Ort bedeutet, was für die Menschen, die mitmachten oder jene, die opponierten, nichts wußten (wie findet Nicht-Wissen statt?) etc.

Wir betrachten mit staunenden Augen auch das schwer zu Ertragende, wie der Ethnologe den Ritualmord auf Borneo. Wir gehen davon aus, daß wir nicht besser, weiter, fortgeschrittener sind, sondern bemühen uns zumindest, auch da, so lange es geht, ethnologisch zu bleiben und formulieren: sie sind anders, haben vielleicht Wahrheiten für uns, Ahnungen, Wissen, das wir nicht kennen. Ganz sicher werden wir in der Anstrengung, sie zu verstehen, uns besser verstehen lernen. Bestimmte Kategorien wie falsches Bewußtsein müssen wir dabei vorweg revidieren, es geht um eine genauere Theorie des Verhältnisses von materieller Notwendigkeit und Seele, von Gesellschaft und Individuum, Regel und Leben, die wir, vermute ich, nur finden können, wenn wir diese Fremdheitsanweisung sehr ernst nehmen und wir nicht immer schon bei allem und jedem glauben, wir kennten und wüßten es bereits.

Zugleich sind wir aber auf Vertrauen angewiesen. Wir wollen dieses nicht, wie sonst gelegentlich in der Wissenschaft, unter dem Vorwand von Freundschaft erschleichen, sondern wir haben eine Art Arbeitsbündnis angeboten: Wir machen zusammen mit der Dorfbevölkerung eine Ausstellung über die Geschichte des Dorfs, wir liefern das wissenschaftliche Know-how und versuchen Dinge in der Bibliothek zu finden, die der Dorfbevölkerung vielleicht verstaubt vorkommen, vor denen sie vielleicht Angst hat oder die sie gar verschlampt hat.

Unser Ziel wäre es (neben dem, was wir für uns an Erfahrungen machen), die Dorfbevölkerung zu ermuntern, ein historisch gesichertes Selbstbewußtsein anzunehmen, denn der vielbeschworene Bruch mit der Tradition ist ja auch ein realer Riß zwischen dem Gestern, in dem die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens so selbst- und einverständlich war, daß man die Frage gar nicht zu stellen brauchte, und dem Heute, in dem ohne eine selbstreflexive Haltung, die freilich auch Fähigkeit bedeutet, das Leben nur noch in Anlehnung an die Multis der Sinnproduktion zu meistern ist. Wir wollen, groß gesagt, zum Eigen-Sinn verhelfen.

Praktisch sieht das so aus: Wir haben bisher eine Gründungsversammlung in dem Ort einberufen, und dazu nicht gezielt eingeladen, sondern alle "Interessierten" aufgefordert mitzumachen. Es sind 10 Leute gekommen, natürlich nicht die "alten" Ortskundigen, sondern vor allem Neuzugezogene, ein Flüchtling, ein Mann im besten Alter, dessen Familie aber "im Ort ein bißchen eine Außenseiterrolle" innehatte, wie er erzählt. Wir haben vor, zusammen mit dieser Gruppe der "Mitarbeiter" einige Hearings zu veranstalten, wir wollen Experten fragen über Nebenerwerbslandwirtschaft, Frauen im Beruf, Jugendlichenleben gestern und heute. Dann werden wir mit den "Mitarbeitern" zu "Experten" gehen und ge-

meinsame Interviews machen und können so stereophon hören, mit den Ohren der Wissenschaft und der Dorfbevölkerung. Aus diesen Erfahrungen wollen wir dann ein Ausstellungskonzept erstellen, das Erfahrungen und die Bedingungen für Erfahrungen in dieser Welt vorführt. Der Weg ist weit und mit Schwierigkeiten gepflastert; wir sind auch darauf gefaßt, daß er abbricht, aber es wäre für uns dennoch kein Holzweg gewesen.

- 1) Den Begriff verwendet Alain Besançon: Psychoanalytische Geschichtsschreibung. In: H.-U. Wehler: Geschichte und Psychoanalyse. Köln 1971, S. 91-140.

Utz Jeggle

JETZT KAUF I MIR TINT' N UND FEDER UND PAPIER

ZUM THEMENKREIS DES PROJEKTSEMINARS "SCHREIBKULTUR"

Negativ-Motto:

"Die Handwerker, Bürger und Bauern bedürfen eines schriftlichen Produzierens nicht. Wenn sie sich schriftlich zu äußern haben, ist ihnen der Stoff durch ihre Lebensverhältnisse und Bedürfnisse gegeben und vorgezeichnet. So hat also die Volksschule sich nicht zu sorgen um die Fähigkeit ihrer Schüler, später im Leben schriftlich produzieren zu können, sondern nur um die Fähigkeit, Stoffe in richtiger Form darzustellen. Darum kommt alles darauf an, den Schülern so die Form des schriftlichen Gedankenausdruckes anzueignen, daß sie im stande sind, die aufgenommenen Gedanken und Vorstellungen darzustellen."

Fr. Nadler, Königlicher Seminarlehrer, in seinem Buch: Ratgeber für Volksschullehrer. Langensalza 1891, S. 348.

Seit Herbst 1980 beschäftigt sich ein zweisemestriges Projektseminar mit Problemen der "popularen Schreibkultur". Dieser Begriff umreißt ein weites Feld: es reicht vom Schreib- und Aufsatzunterricht in der Volksschule über Gebrauchstexte wie Postkartengrüße, Briefe, Leserbriefe, Bewerbungsschreiben bis hin zur "Volksliteratur" im engeren Sinn, worunter hier die nicht nur für breitere Bevölkerungsschichten, sondern von diesen produzierte Literatur vom Gelegenheitsgedicht für den Familiengeburtstag oder das Vereinsjubiläum bis zum "großen Roman" in der Schublade des Laienautors verstanden wird.

Die populäre Schreibkultur ist gerade in jüngster Zeit zunehmend in die öffentliche Diskussion gekommen. Das beginnt mit Krisenmeldungen über das basale Schreibvermögen der Bevölkerung. Man hört, daß "manche Kulturtechniken - zu denen sicher auch das lesbare und korrekte Schreiben gehört - einer Verwahrlosung anheimzufallen drohen (...)"¹; schwerwiegender die im Herbst 1980 auf einem in Bremen abgehaltenen Kongreß

über Analphabetismus gemachte Angabe, die Zahl der "funktionalen Analphabeten" in der Bundesrepublik sei weit größer als erwartet und dürfte mindestens drei Millionen betragen; zahlreiche Schulabgänger würden "bereits nach wenigen Jahren auf das Ausgangsniveau des völligen Analphabetismus zurückfallen, weil ihnen der Alltag eines ungelernten Arbeitnehmers so gut wie keine schriftsprachlichen Fähigkeiten abverlange"². Wieder melden sich Reformer zu Wort, die nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität der schulischen Schreiberziehung verbessern und dabei über die Schreibfertigkeit hinaus die Fähigkeit und Lust zur schriftlichen Selbstartikulation - nicht nur im traditionellen Schulaufsatz - vergrößern wollen; dabei dient vor allem die alternative Schreiberziehung der französischen Freinet-Bewegung als Vorbild.

Insbesondere jedoch im außerschulischen Bereich haben sich in den letzten Jahren neue Intentionen und Formen der populären Schreibkultur - als Mittel des individuellen Selbstausdrucks und gesellschaftlicher Interessenvertretung - entwickelt. Sie stehen vor allem in Zusammenhang mit dem Aufschwung von "Basisaktivitäten" in Gewerkschaft, Bürgerinitiativen, Alternativbewegung. Alternativpresse und alternative Literaturmärkte haben neue Autorenschichten mobilisiert; angefangen beim 1970 gegründeten "Werkkreis Literatur der Arbeitswelt", tragen inzwischen zahlreiche Schreibwerkstätten und Schreibgruppen zur Herausbildung und Veränderung von "Volksliteratur" bei.

Zugenommen hat in der letzten Zeit deshalb auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem hier umrissenen Themenkreis. Dennoch sind es erst wenige Blitzlichter, die den gegenwärtigen Zustand und die Vorgeschichte der populären Schreibkultur erhellen. Die Untersuchung dieses umfangreichen Gegenstandsbereichs - er wäre eines eigenen Forschungsinstituts würdig - nicht von vornherein einzugrenzen, läßt sich also nicht nur mit dem Interesse am inneren Zusammenhang seiner verschiedenen Ebenen begründen; auch der unentwickelte Stand der Forschung macht ein der Kultivierung einzelner Gebiete vorausgehendes Jäger- und Sammlerstadium sinnvoll.

Forschungsdessiderate

Einige wesentliche Aufgabenbereiche einer künftigen Schreibkulturforschung, die über die z. T. natürlich durchaus vorhandenen Pionierleistungen einzelner Germanisten, Pädagogikwissenschaftler und auch Volkskundler hinausgeht, seien hier in aller Kürze angedeutet:

1. Von grundlegender Bedeutung wären (weitere) Arbeiten zu einer Kulturgeschichte der Schreiberziehung, soweit diese die arbeitende Bevölkerung betraf. Zunächst würden dazu Untersuchungen zum Schreib- und Aufsatzunterricht in Volks- und Berufsschulen gehören, die über die Darstellung von Lehrplänen hinausgehen und auch die Wirklichkeit der schulischen Schreibkultur zu erfassen suchen. Von Interesse wären dabei - neben der Frage nach dem

qualifikatorischen Effekt dieser Schreiberziehung allgemein - die mannigfachen Faktoren, die in der Schule Schreiben zu einer Last statt zu einer Lust zu machen tendierten und tendieren (Schreiben als Strafe; Schreiben als Eröffnung von Kontrollmöglichkeiten über den Schreibenden); wäre die Art und Weise, wie Schreibsozialisation zur umfassenderen Disziplinierung des körperlichen und des sozialen Verhaltens dient; wäre die Koppelung der Schreib-Enkulturation mit der Einübung in bestimmte Ideologien - also die Übermittlungsform des oft keineswegs diesen Namen verdienenden "heimlichen Lehrplans", den die schulische Schreiberziehung jeweils besaß. Zur Kenntnis zu nehmen wäre gleichzeitig die Geschichte der Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Volksschulschreibens - Freinet hat ja durchaus auch deutsche Vorläufer⁴.

Zur schulischen kommt die außerschulische populäre Schreiberziehung. Zu denken ist hierbei an die Probealphabete und Probevorschriften der Volkskalender, an die Tradition volkstümlicher Briefsteller (mit ihrer bis heute nicht zu unterschätzenden Bedeutung für das Laienschreiben), an die Lehrbriefe und Lehrgänge von "Schriftstellerinstituten". Nicht zu vergessen die nichtkommerzielle Erwachsenenbildung auf diesem Gebiet: die Schreib- und Aufsatzschulung in Arbeiterbildungsvereinen, in den "Akademischen Volksunterrichtskursen" (wie sie vor 1914 auch in Tübingen und Reutlingen stattfanden), in den Bildungseinrichtungen der Gewerkschaften und Arbeiterparteien - bis hin zur Frage nach einschlägigen Desideraten in der gegenwärtigen gewerkschaftlichen Bildungs- und Kulturarbeit.

2. Zu einer kulturwissenschaftlichen Analyse des Schreibens, einer ja auch praktisch-materiellen Tätigkeit, gehört die Untersuchung der Schreibmittel und der zum Schreiben erforderlichen sachlichen Bedingungen überhaupt. Zu verfolgen wäre hier die Habitualisierung der Schreibmittelnutzung und die Veralltäglichung des Schreibmittelsbesitzes - über den Stand hinaus, den das eingangs zitierte Volkslied festgehalten hat: "Jetzt kauf i mir Tint'n und Feder und Papier/ Und schreib mei'm herztäusige Schatz/Einen Abschiedsbrief." Zu schreiben wäre eine Geschichte des Schreibwarenladens, seiner lokalen Diffusion z. B. in bäuerliche und Arbeiterwohngebiete hinein, der Diversifikation seines Sortiments. Darzustellen wären die Schranken, die die Kosten für Schreibgeräte und Schreibpapier für die populäre Schreibkultur mit sich brachten - und manchmal und mancherorts noch mit sich bringen ("Nicaragua braucht Bleistifte", hieß es jüngst in der Presse). Auch die entsprechenden Spar- und Schonmethoden - der Bleistifthalter! - würden dabei in den Blick kommen müssen. Auch wenn man die berufliche Schreibwelt der Angestellten - da es hier zumeist um Nachschreiben, nicht um Selbstartikulation geht - ausklammerte, bliebe die Geschichte der Schreibmaschine und ihrer sozialen Ausbreitung ein wichtiger Aspekt; ein regionalgeschichtliches Streiflicht hierzu: Bis in die 20er

Jahre hinein verfügte die Redaktion der sozialdemokratischen "Freien Presse" in Reutlingen über keine eigene Schreibmaschine; die Artikel wurden - mit vielfachen Nachteilen für Autoren und Setzer - handschriftlich nach Stuttgart in die Druckerei geliefert.

Interesse verdienten auch die kulturkritischen Implikate der Kritik, die schreiberleichternde Erfindungen immer wieder auf sich zogen. Wie noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts der Kugelschreiber, so war rund hundert Jahre vorher die Stahlfeder umkämpft: "Vater und Schreiblehrer verdammten das merkwürdige Instrument als ganz aussichtslose Spielerei, welche die Hand verderbe und den edlen Ganskiel nimmermehr zu ersetzen vermöge." (Bericht eines Darmstädter Bürgersohns über einen 1833 getätigten Stahlfederkauf⁵.)

Schließlich wären auch die sachlichen Schreibbedingungen im weiteren Sinn zu untersuchen: der Zusammenhang zwischen Wohn- und Schreibproblemen etwa und die Geschichte schulischer und außerschulischer Schreibmöbel - ein Gebiet, das wie das der Schreibmittel selbst im übrigen auch Aufgaben für die museale Sammlung und Präsentation bietet.

3. Dringlich sind ferner Beiträge zu einer Bestandsaufnahme des populären Schreibens - darüber, "wer was wie wem wie oft" schreibt. Zentrale Bedeutung hätten dabei Studien über die hauptsächlichsten Schreibansätze und den jeweiligen Adressatenkreis populärer Schreibtexte (wobei es sich oft um einen intendierten, aber nicht erreichten Adressaten handelt). Wichtig sind solche Kenntnisse nicht nur für ein Verständnis der Textinhalte selbst - da die Funktionskreise von Texten ja deren Form und Inhalt bestimmen und im Fall der populären Schreibkultur, die sich zumeist an die "Nahwelt" richtet, oft genug einengen -, sondern auch für Überlegungen zur Förderung von "Volksliteratur" - sei es, daß diese Förderung an bestehende Gebrauchsansätze bisheriger Laienliteratur anknüpfen will, oder daß bei der Weiterentwicklung einer "Literatur von unten" auch bei den Diskrepanzen angesetzt wird, die zwischen "subjektiver" und "objektiver Schreibkultur", zwischen Schreibfähigkeiten/Schreibintentionen und Schreibbedingungen schon gegenwärtig bestehen.

Zu einer solchen Bestandsaufnahme würde es gehören, den bereits in allen Bevölkerungsschichten alltäglich gewordenen Formen und Anlässen schriftlicher Artikulation nachzugehen (Notizbuch, Brief usw.), wobei dann u. a. die Übergänge von - cum grano salis - "Verbrauchstexten" zum weiter ausholenden, über Hilfestellung bei Einzelhandlungen hinausgehenden Berichten, Erzählen, Reflektieren zu beachten wären (Übergänge vom bäuerlichen Anschreibebuch zum Tagebuch, vom Briefgruß zur autobiographischen Erzählung...). Eine nächste Stufe wäre die Erfor-

schung der Anlässe zum Verfertigen bewußt gestalteter, auch mit ästhetischem Anspruch auftretender Texte: im familiären Bereich, im Freundeskreis (Festgedicht, Poesiealbum, Stammbuch...), in Teilöffentlichkeiten wie dem Betrieb, der Kirche, dem Verein - Vereinsberichterstattung in der Lokalpresse zählt wohl zu den häufigsten Formen einer öffentlich werdenden popularen Schreibpraxis.

Aufmerksamkeit verdienen dabei gerade auch historische Umbrüche, die eine - wenn z. T. auch nur transitorische - Erweiterung der popularen Schreibkultur mit sich gebracht haben. So etwa Veränderungen in der Mobilität breiter Bevölkerungsschichten - z. B. Handwerkerwalg, Auswanderung, Militärpflicht, Tourismus (der Siegeszug der Postkarte begann 1870 im deutsch-französischen Krieg). Vor allem ginge es hierbei auch um soziale und politische Bewegungen, die einen Durchbruch zur öffentlichen schriftlichen Artikulation neuer Schichten bewirkten: die Schreibexplosion in der Revolution von 1848/49 zum Beispiel und, nachhaltiger und tiefgreifender natürlich, die Demokratisierung der Schreibkultur, welche durch die Arbeiterbewegung eintrat; die in diesem Zusammenhang häufiger genannte Arbeiterkorrespondentenbewegung der 20er Jahre ist ja nur ein Ausschnitt aus einer großen Palette von Schreibgenres, Schreibmöglichkeiten und -notwendigkeiten, die sich in Arbeitervereinen, Gewerkschaften und Arbeiterparteien ergaben.

Die Analyse solcher Durchbrüche der popularen Schreibkultur wäre in die Gegenwart hinein fortzusetzen - das Beispiel Wyhl ist hierbei eines von vielen: "Es entstanden hunderte von Liedern, unzählige Fotos, eine Überfülle phantasievollster Losungen, Verse, Gedichte, und vor allem: mit dieser Entfaltung eigener - auch ästhetisch orientierter - Produktivität organisierte sich die politische Auseinandersetzung auf einer neuen Ebene."⁶

4. Recht wenig Beispiele gibt es bisher auch für eine Inhaltsanalyse von Alltagstexten und Volksliteratur. Über die angeblich totale Klischiertheit von Postkartentexten oder die "Unfähigkeit zum Schreiben von Privatbriefen" gibt es freilich auch ohne genauere Empirie schon eine herrschende Meinung - man müßte sie überprüfen. Von den biographischen Genres der Volksliteratur wurden noch am ehesten größere Autobiographien untersucht. Oft dienen sie der Wissenschaft jedoch nur als Quelle für anderswo nicht ausreichend belegte Einzeltatsachen der Lebensumstände; selten sind sie bisher als Ganzes und damit als Gestaltungsform von Subjektivität interpretiert worden. Außerdem sind es letztlich nur wenige, insbesondere frühe (Arbeiter-)Autobiographien, die die Forschung ausführlicher behandelt hat; dabei existieren ja nicht nur die ca. 300 Arbeiterautobiographien und autobiographischen Skizzen, die Wolfgang Emmerich zählte, als er Texte für die "Proletarischen

Lebensläufe" suchte, sondern ein Vielfaches an ungedruckten Lebenserinnerungen von Arbeitern und anderen Unterschichtsangehörigen, die natürlich zum Teil erst einmal in Sammlungen zu überführen wären. Einige größere Archivierungen von allerdings meist kürzeren Erinnerungstexten nicht zuletzt von Unterschichtautoren sind im übrigen bereits vorhanden: Sie sind das Ergebnis von Schreibaufrufen an die ältere Generation, wie sie in den letzten Jahren u. a. vom Südfunk Stuttgart, vom Landesseniorenrat Baden-Württemberg und von öffentlichen Institutionen in Berlin, Lübeck und Lemgo durchgeführt wurden. Allein die beiden baden-württembergischen Sammlungen enthalten zusammen etwa 5000 autobiographische Erzählungen; ein Indiz dafür, daß "Oral History" nicht der einzige Weg zu einer größeren Anzahl Lebenserinnerungen "von unten" sein muß.

Noch weniger ist die im engeren Sinn künstlerische Volksliteratur bisher eingehender Interpretation für würdig erachtet worden. Das gilt - sieht man von einigen wissenschaftlichen Aufsätzen und sicherlich etwas mehr Examensarbeiten ab - selbst für die auf dem Buchmarkt erschienenen Produktionen des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt; es trifft noch in weit stärkerem Maß auf die ja meist gar nicht erst gedruckte Literatur der zahlreichen Gelegenheits- oder Hobbyautoren im Lande zu. Von ihr hatten noch am ehesten solche Texte die Chance auf Öffentlichkeit und auf die Aufmerksamkeit auch von Literatur- und Kulturwissenschaftlern, die als Beispiel für "Volksnaivität" und unfreiwillige Komik dienen konnten - so z. B. der 1963 in handschriftlicher Form, als Schulheft reproduzierte Roman "Sechs Richtige" von Bengta Bischoff, der u. a. durch Peter Rühmkorfs Besprechung auch der "Fachwelt" bekannt geworden sein dürfte. Dabei wäre gerade das Phänomen der Trivial- und Kitschmomente in der Volksliteratur eine differenzierte Untersuchung wert, die den oft entscheidenden Unterschied zwischen "Kitsch von oben" (in der kommerziellen Trivialliteratur z. B.) und "Kitsch von unten" herausarbeitete; die die Tatsache teilweiser neuer Inhalte in einer sich natürlich langsamer umwälzenden Formensprache ausreichend beachtet; die im Trivialphänomen zwischen "gesunkenem Kulturgut" und trivialer Evasivität mit durchaus utopischem Gehalt unterscheidet - wie notwendig dies ist, zeigt in der Geschichte der Arbeiterliteratur die Beliebtheit sogenannter "kleinbürgerlich-kitschiger" Gestaltungsmomente auch in der politisch radikalen Arbeiterschaft.

Die Arbeitsgruppen des Projektseminars

Das Seminar selbst behandelt nun natürlich nur Ausschnitte aus dem hier skizzierten Forschungsprogramm - und es kann auch diese, schon aufgrund der Kürze der verfügbaren Zeit, nur anreißen. Sechs Gruppen haben sich gebildet (eine siebte, die sich Postkartentexte vornehmen wollte, ist u. a. wegen methodischer Probleme auseinandergegangen):

Eine Gruppe widmet sich dem "Basalthema" der Entwicklung und Diffusion der Schreibgeräte; eine zweite sucht - auch mithilfe von Interviews - einen Einblick in die private und öffentliche Schreibpraxis in einem Arbeiterbaurndorf bei Tübingen zu erhalten; eine dritte verfolgt die neuere Geschichte des Briefstellerwesens. Zwei Gruppen widmen sich der Inhaltsanalyse von Laien- und Lesertexten: Zum einen werden Leserinnen-Erzählungen analysiert, die eine Frauenillustrierte in einer regelmäßigen Sparte veröffentlicht - hierbei steht auch die Funktionalisierung des Laien- und Betroffenen-Booms für kommerzielle Medien zur Debatte. Zum anderen werden etwa 100 Erinnerungstexte aus dem erwähnten Erzählwettbewerb des Südfunks Stuttgart ausgewertet; hierbei wurden 250 Autoren auch Fragebögen zugesandt, die einen ersten Einblick in Bestimmungsfaktoren der populären Schreibkultur ermöglichen sollen (die Rücklaufquote der Fragebögen beträgt über 80%). Mit dem eigenen Schreiballtag an der Universität beschäftigt sich ebenfalls eine Arbeitsgruppe. Mithilfe von Interviews, Fragebögen und teilnehmender Beobachtung - auf Spezialliteratur ist sie wiederum kaum gestoßen - sucht sie Problemen wie der Schreibangst von Studenten oder um sich greifenden Behauptungen über das "im Niedergang befindliche" Paper- und Referateschreiben nachzuspüren. Praktisches Ziel des Seminars ist die Erstellung einer zwischen Materialsammlung und Abhandlung stehenden Dokumentation, deren Auflagenhöhe möglichst auch für Interessenten außerhalb des Instituts berechnet sein soll.

- 1) So Horst Rumpf in der "Zeit", zitiert nach: Erziehung und Wissenschaft, H. 5/81, S. 10
- 2) Angst vorm Lesen - Recht auf Lesen, in: "Die Neue" v. 6.12.1980.
- 3) Vgl. z.B. Célestin Freinet: Pädagogische Texte. Reinbek b. Hamburg 1980.
- 4) Vgl. neuerdings Gundel Mattenklott: Literarische Geselligkeit - Schreiben in der Schule. Stuttgart 1979.
- 5) Zitiert nach: Rolf Engelsing: Analphabetentum und Lektüre. Stuttgart 1973, S. 216.
- 6) Gerhard Wiese: Kulturelle Spontaneität im politischen Kampf. Das Beispiel Wyhl. In: Massen Kultur Politik. Argument-Sonderband 23, Berlin 1978, S. 151-160.
- 7) Peter Rümkorf: Bengta Bischoff oder die befangene Unschuld, in: Ders.: Über das Volksvermögen. Reinbek b. Hamburg 1967, S. 277-289.

Bernd Jürgen Warneken

FÜNF JAHRE HASPEL-PRESS

Seit Sommer 1976 geht sie allmonatlich an Zeitungs- und Rundfunkredaktionen (vor allem im südwestdeutschen Raum): die "haspel-press", der Informationsdienst aus dem LUI mit Beiträgen zu "alltagskultur - volkskunde - kulturgeschichte". In der Presse seinerzeit als Schritt aus dem elfenbeinernen Haspel-Turm gelobt, wird sie von Studierenden und - immer seltener - Lehrenden des Instituts unter drei Zielsetzungen gemacht:

Ergebnisse aus Seminaren sollen, journalistisch aufbereitet, an die Öffentlichkeit gebracht werden; eher zweifelhaften Beiträgen diverser Heimat-Seiten in den Zeitungen soll je und je Fundiertes entgegengestellt werden; und drittens gibt haspel-press den Autoren Gelegenheit, ihre "Schreibe" zu testen: in einer Art "Praktikum im Hause" bietet sich die Chance, sich mit Selbstverfaßtem auf den Medien-Markt zu wagen und dort, wo möglich, erste berufliche Erfolgserlebnisse zu verbuchen.

Jeder haspel-Artikel wird von zwei Redakteuren gelesen und in Rücksprache mit dem Autor redigiert, bevor er ins Heft kommt. In aller Regel besteht ein Heft aus fünf bis acht Beiträgen. Das Themenspektrum ist breit gefächert; alles, was in den Rahmen des (weiten) Feldes der Empirischen Kulturwissenschaft fällt, ist grundsätzlich für einen Artikel gut.

Beim Schreiben treten hauptsächlich zwei Probleme auf: Häufig gelingt es nicht auf Anhieb, den Wust von Fremdwörtern und Soziologen-Chinesisch auf ein lesbares Maß zurückzuschrauben; und zum andern steht permanent in der Diskussion, inwieweit der Autor gegebenenfalls bestimmte Inhalte und Gedanken zurechtstutzen soll und darf, wenn anders sein Artikel kaum Chancen hätte, von den herkömmlichen Medien übernommen zu werden. (Schere im Kopf der haspel-Autoren.)

Rund vierhundert Beiträge sind in den fünf Jahren erschienen. Die Hälfte gehört zu gleichen Teilen den Rubriken "Information zum Tag" (das sind sogenannte "Datumsartikel", die speziell auf einen bestimmten Gedenk- oder Feiertag hin verfaßt werden) sowie "Kulturgeschichte" an. Es folgen mit zusammen einem Viertel der Themen die Rubrik "Alltagskultur" sowie Rezensionen einschlägiger Neuerscheinungen. Die übrigen Beiträge sind Glossen sowie Ausstellungs- oder Forschungsberichte.

Geschrieben haben diese vierhundert Artikel rund einhundert Autoren, von denen die Hälfte nur ein einziges Mal aktiv wurde; ein Drittel der Autoren hingegen lieferte mehr als fünf Beiträge. Und obwohl der Veröffentlichungsnachweis recht lückenhaft ist (trotz ständigen Bittens gehen Beleg-Exemplare - und, so läßt sich denken: mitunter wohl auch die Honorare - nicht vollständig ein), wurden doch nachweisbar über die Hälfte aller Beiträge von Rundfunk oder Zeitung übernommen; manche ein halbes Dutzend mal.

haspel-press trägt sich finanziell selber (die Beiträge werden nach den jeweils üblichen Zeilenhonorar-Sätzen übernommen), und für jeden Artikel, gleichgültig, ob er dann später irgendwo abgedruckt wird oder nicht, erhält der Autor einen pauschalen Betrag (derzeit 35 Mark). Unter "Erfolgszwang" steht somit niemand, und größtes Problem für Neulinge ist es, die Hemmschwelle zu nehmen, die durchweg vor der Abgabe des ersten Artikels aufgebaut zu sein scheint.

Gerade in der verschärften Studiensituation, in der ein intensives, berufsorientiertes "Projektstudium", wie dies früher am Institut möglich war, immer mehr die Ausnahme wird, bietet haspel-press Gelegenheit, für ein ausgewiesenes Feld brauchbare Erfahrungen zu sammeln. Und trotz ständig steigender Studentenzahlen ist eine Zulassungsbeschränkung für den haspel-Betrieb einstweilen nicht in Sicht. Im Gegenteil: Hier darf durchaus noch expandiert werden.

Dieter Herz

INSTITUTSNACHRICHTEN

Ein Rätsel mag manchem unserer Leser das auf Seite 1 unseres letzten Blattes (Nr. 21 vom Januar 1981) eingerückte Uhland-Gedicht "Die Siegesbotschaft" gewesen sein; aber wir durften zum damaligen Zeitpunkt nur verschlüsselt und nicht offiziell mitteilen, daß Hermann Bausinger dem Institut und dem Lande erhalten bleibt ("Der Herr verläßt die Seinen nicht!"). Die Freude hier war groß (wir haben auch alsbald ein schönes Fest gefeiert) - aber nicht nur in unserem Hause. "Herr Bausinger hat den Ruf an die Universität Göttingen abgelehnt (langdauernder Beifall)", vermerkt das Protokoll des Fakultätsrates der Tübinger Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften unter dem Datum des 2. 2. 1981.

Das Jahr hatte also gut angefangen - auch in anderer Hinsicht. Es war endlich die neue C3-Professur fürs Institut genehmigt und ausgeschrieben worden - zusammen mit der in eine neue C2-Professorenstelle (auf Lebenszeit) umgewandelten alten Assistentenstelle (A13, Utz Jeggle). Am 31. März war Bewerbungsschluß, 37 Bewerbungen waren für die beiden Posten eingegangen. Inzwischen haben schon sechs Vorträge auswärtiger Bewerber stattgefunden, die Berufungskommission arbeitet viel. Hoffentlich kommt es rasch zu einer für das Institut günstigen Entscheidung!

Alle am Entscheidungsprozeß Beteiligten sehen die Notwendigkeit einer Verbesserung der Situation am LUI. Vielleicht werden sich die Studierenden nicht über die Breite des Lehrangebots beklagen; in diesem Sommersemester zum Beispiel werden 18 verschiedene Lehrveranstaltungen angeboten (dank Lehrbeauftragten, Stellenverwaltern, Drittmittelprojekt-Mitarbeitern). Aber nach wie vor sind nur vier hauptamtliche

Lehrende beteiligt - an ihnen bleibt nicht nur die Prüfungsarbeit hängen, die Gremien- und Verwaltungsarbeit, sondern vor allem auch die Durchführung der Pflichtveranstaltungen. Allein im Grundstudiums-Pflichtseminar "Grundzüge sozialwissenschaftlich-historischen Argumentierens" beispielsweise haben sich 95 Studierende eingetragen!

In unserer letzten Nummer (S. 13) haben wir die Zahl von 455 Studierenden im Fach Empirische Kulturwissenschaft mitgeteilt; die Zahl bezog sich auf das Wintersemester 1979/80. Die letzte ausgedruckte Studentenzahl der Universität Tübingen jedoch, Stand 5.12.1980, also ein Jahr später, vermerkt 289 Haupt- und 273 Nebenfachstudierende am Ludwig-Uhland-Institut - also jetzt insgesamt 562 Fachstudenten, davon allein 96 Erstsemester!

Was tun? Das LUI, das den Numerus clausus immer abgelehnt hat (mit guten und vielen Gründen), hat nun selbst den Antrag auf Zulassungsbeschränkung zum Wintersemester 1981/82 gestellt (30 neue Haupt- und 30 Nebenfächler pro Studienjahr). Denn ein Institut, das sich Reformprinzipien zuliebe selbst stranguliert, trägt wenig zur Reform bei. Hat das Institut zu lang gezögert? Nein. Noch vor kurzem war ihm vom zuständigen Ministerium bedeutet worden, Anträge auf Zulassungsbeschränkung seien absolut zwecklos. Spielen wir einmal gar nicht so sehr spaßeshalber mit dem Gedanken des Exitus: Träte er ein - wär's dann nur Selbststrangulation gewesen?

Redaktion

Aktueller Nachsatz: Die neueste offizielle Tübinger Studentenzahl kommt uns soeben auf den Tisch - 300 Hauptfächler (davon 282 im Magisterstudiengang), 283 Nebenfächler, zusammen also 583 (Stand: 15.5.1981), trotz offizieller Zulassungssperre im Sommersemester!

KAPITALISTISCHE HOCHSCHULREFORM UND NUMERUS CLAUSUS

Die Studienbedingungen am LUI - wer kennt sie nicht? Wer stöhnt nicht darüber? Überfüllte Seminare, bei denen aufgrund der Größe die Inhalte zu kurz kommen, zu große Arbeitsgruppen, in denen ein sinnvolles Arbeiten unmöglich wird, eklatante Raumnot, Verschärfungen durch Notenvergabe und erhöhte Scheinanforderungen und, und, und ...

Auch bei uns auf dem Schloß ist die Welt nicht mehr in Ordnung. Doch nicht nur hier oben. Allzu leicht sind wir in Gefahr, unsere Situation von der an der Universität herrschenden abzutrennen. Das kann gefährlich werden, denn "das hat System", wie eine Studentin in einer Fachschaftssitzung bemerkte. Nicht nur wir EKWler sehen uns mit untragbaren Ausbildungsbedingungen tagtäglich konfrontiert.

Vornehmlich die geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächer müssen jetzt besonders viel "Improvisationskunst"¹ - so der gutgemeinte Rat eines Kommentators der Südwest-Presse zur Beseitigung der Hochschulmisere - aufbringen, um mit dem im Verhältnis zu den wachsenden Studentenzahlen immer weniger werdenden Geld den Studienbetrieb noch aufrechterhalten zu können. Hochschule - das ist nicht die grüne Spielwiese: Hochschule - sie steht im Spannungs- und Kräfteverhältnis zwischen Einzelkapital und Staat. Deutlich wird das, wenn man sich die besorgniserregenden Aussagen von Wissenschaftlern und Industriellen zum Hochschulnachwuchs in den Zeitungen durchliest². Die Aufgabe, die der Wissenschaft zukommen soll, wird hier überdeutlich. Man nimmt kein Blatt vor den Mund - dazu ist die Situation zu ernst, steht doch die Konkurrenzfähigkeit des westdeutschen Kapitals auf dem Spiel.

Das Verhältnis von Wissenschaft und Kapital ist allerdings kein mittelbares, sondern eher ein unmittelbares, denn der Staat als sogenannter ideeller Gesamtkapitalist übernimmt die Organisation der allgemeinen Ausbildung und der abstrakten Wissenschaft. Doch nicht nur das: er trägt auch die dafür entstehenden Kosten. Somit unterstehen sie nicht dem direkten Zugriff der Einzelkapitale, Wissenschaft und Ausbildung sind von der materiellen Produktion losgelöste Bereiche. Der Grund: die Einzelkapitale haben je spezifische Interessen, die teilweise im Widerspruch stehen zum Bedürfnis des Gesamtkapitals nach allgemein ausgebildeten, flexibel einsetzbaren Arbeitskräften.

Allerdings läßt sich, vor allem seit der strukturellen Krise 1974, der Ruf der Einzelkapitale nach speziell ausgebildeten Kräften nicht überhören. Lautstark fordert die Industrie eine Forschungs- und Innovationselite, von der sie hofft, sie werde die drohende zweite Krise abwenden können.

Zur Elitenförderung legte dann auch der Wissenschaftsrat ein Papier vor, in dem nicht nur versucht wird, eine Begründung für die Elitenförderung zu geben, sondern in dem auch konkrete Vorschläge u. a. für Hochschule und Lehrende unterbreitet werden. Die an der Universität Tübingen neu eingeführten Reformstudiengänge sind im selben Zusammenhang zu sehen. Das Kapital braucht Fachkräfte, Spezialisten, die vom Staat ausgebildet werden sollen. Die Ware Arbeitskraft soll noch besser verwertbar werden.

Wird so eher Geld für die technisch-naturwissenschaftlichen Fächer ausgegeben, wird es bei den "unproduktiven" Fächern der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften gestrichen. Unsere Arbeitskraft ist (noch) nicht rentabel genug. Dies ist der Grund für Stellenstreichungen, Lehrmittelkürzungen, Reglementierung und Verschärfung.

In dem Maß, wie andere Institute dieser Situation auch mittels Numerus clausus versuchen Herr zu werden, drängen die Studenten in Fächer, die noch keine Studienbeschränkungen haben. Für uns hier am Institut ist das deutlich sichtbar: 583 immatrikulierte Studenten im SS 1981! Vorläufig wird daher auch hier am Institut "dicht" gemacht.

Daß der eingeführte Numerus clausus vor allem ein sozialer NC ist, braucht nicht ausführlich dargestellt werden. Nur die Kinder mit den besten Lernvoraussetzungen, deren Eltern Nachhilfestunden zahlen können - und das sind in der Regel nicht die Arbeiterkinder oder Kinder anderer ökonomisch schwach gestellter Eltern - werden den erforderlichen Notendurchschnitt erreichen. Mit dem NC sind wir der Elitenuni einen Schritt näher gekommen.

Was können wir dagegen tun? Aus der Analyse des Verhältnisses von Wissenschaft und Kapital wird deutlich, daß sich unsere Aktionsformen nicht auf die Uni beschränken dürfen. Das Problem "Studienbedingungen" ist ein gesellschaftliches und muß daher auch als solches behandelt werden. Doch darüber hinaus gilt es auch, aktiv in den Studienablauf einzugreifen. Möglichkeiten, anders zu lernen - sowohl der Form als auch dem Inhalt nach -, sehen wir in autonomen Seminaren, Projekten⁴ und Exkursionen. Wir sollten uns nicht ständig mit vorgefertigten Lerninhalten zufriedengeben! Für selbstbestimmtes Lernen, für ein "gebrauchswertorientiertes Studium" (W. Wagner)⁵!

- 1) Südwest-Presse v. 9.5.1981.
- 2) Stuttgarter Zeitung v. 7.5.1981; Südwest-Presse v. 27.5.1981.
- 3) Frankfurter Rundschau v. 18.6.1980 und v. 1.6.1981.
- 4) "Die Krise des Projektstudiums - der Anfang einer neuen Emanzipation?" Zwischenprüfungsarbeit am Institut für Erziehungswissenschaften. Vorgelegt von Andrea Hauser und Peter Päßler. Tübingen 1981.
- 5) Wolf Wagner: "Uniangst und Unibluff". Berlin.

Fachschaft EKW

VEREINSNACHRICHTEN

Unsere letzte Mitgliederversammlung fand etwas außerhalb des seit Jahren eingebürgerten Turnus statt, um die Jahresabschlußberichte allmählich direkt nach Abschluß des Geschäftsjahres vorlegen zu können. Durch den kurzen Abstand zur letzten Mitgliederversammlung gab es kaum neue Aktivitäten, über die zu berichten gewesen wäre - außer über den Band 52, eine Dorfchronik über die Gemeinde Nehren: diese Chronik ist nun endlich in Druck gegangen und verläßt hoffentlich Ende Juni die Druckerei. Die Mitgliederversammlung diskutierte und beschloß zwei wichtige Neuerungen. Wie auf Ihren Einladungen zu lesen war, wurde von Seiten

des Vorstandes eine Beitragserhöhung angestrebt. Die dafür geltend gemachten Gründe (die letzte und bisher einzige Erhöhung fand 1974 statt!): Unser durch das "Tübingen"-Buch erwirtschaftetes Finanzpolster wird ständig weiter verzehrt, und eine Neuauflage dieses für uns so wichtigen Buches wäre derzeit aus finanziellen Gründen nicht möglich; die Buch-Druck- und Herstellungskosten sind immens gestiegen wie auch die Ausgaben für Porti etc. Diese Argumente leuchteten ein, und die Mitglieder stimmten einer Erhöhung des Beitrags auf 50,- DM für Vollmitglieder und 30,- DM für Studenten zu. Ich hoffe, wie in der Mitgliedsversammlung bei Ihnen allen Verständnis für diese Beitragserhöhung zu finden.

Eine weitere Neuerung wurde auf Vorschlag eines Vereinsmitgliedes angenommen: Die Beiträge sollen ab Januar 1982 durch Bankeinzugsverfahren eingezogen werden. Dieses Verfahren wird sicher nicht bei allen Mitgliedern auf Begeisterung stoßen, aber vielleicht können Ihnen einige im Folgenden aufgeführte Argumente die Entscheidung, die Einzugsermächtigung zu unterschreiben, erleichtern.

Die Geschäfts- und Kassenführung erfolgt laut Satzung ehrenamtlich. Bei einer Mitgliederzahl von mittlerweile über 500 (mit steigender Tendenz!) bedeutet die Buchhaltung und die ständige Kontrolle der Beitragszahlungen einen sehr hohen Zeitaufwand, der sich durch das Einzugsverfahren reduzieren ließe. Einen weiteren Vorteil bietet dieses Verfahren: Die Bank, wenn sie durch das Einzugsverfahren eine komplette Adressenliste der Mitglieder erhält, bietet einige Serviceleistungen an wie das Ausdrucken von Aufklebadressen für den Versand von Büchern oder das Ausdrucken von Rundbriefen (Einladungen). Mit diesen Leistungen wäre für unsern Verein eine Zeitersparnis beim Versand und ebenso eine Kostenersparnis verbunden, die wiederum der effektiveren Ausnutzung Ihrer Beiträge zugute kommt. Sie erhalten als Anlage zu diesem Korrespondenzblatt einen Vordruck, den mit Schreibmaschine oder Druckschrift auszufüllen ich Sie bitte, und zwar die Rubriken: Name, Vorname, Straße, PLZ, Ort, Geburtsdatum, Bank (Name, Bankleitzahl, Ort, Konto-Nr.).

Eine besondere Bitte richte ich an Sie bei der Rubrik Beitragsschlüssel. Hier wende ich mich an diejenigen, die als Studenten dem Verein beigetreten sind und es nach Eintritt in einen Beruf bisher versäumt haben, ihre erhöhten Beiträge anzumelden. Nützen Sie bitte diese Möglichkeit, die auf Sie zutreffende Spalte anzugeben, tragen Sie bitte für ein Vollmitglied die Ziffer 4 ein, für Studentisches Mitglied die Ziffer 3 und für die bestehenden Sonderbeitragsmitglieder (Rentner) die Ziffer 9! Zum Schluß bitte ich Sie nochmals dringend, diese Einzugsermächtigung zu unterschreiben. Können Sie sich dazu nicht entschließen, bitte ich Sie, das Blatt trotzdem auszufüllen und ohne Unterschrift zurückzuschicken, da diese Formulare auch der Überprüfung und Ergänzung unserer Mitgliedskartei dienen sollen.

Karin Teufel

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Nr. 23

Oktober 1982

Inhalt:

Arbeitsimmigranten	2
Wohnprobleme ausländischer Arbeiter in Städten und Dörfern.	
Seminarbeiträge:	
- Ausländer in Reutlingen, Fakten und Probleme	3
- Zur Wohnsituation der Ausländer in Reutlingen	8
- Beispiel Diegelsberg	11
- Beispiel Rosswag	15
- Türken in B.	18
Orientierungsmuster von Migrantenfamilien im Migrationsprozeß.	
Ein Forschungsprojekt.	24
Ausländer in der BRD - Chancen und Probleme einer Vielvölkergesellschaft	29
Vereinsnachrichten	31
Nachruf auf Rudolf Krauss	32

NEU EINGETROFFEN:

Herbert ("Ben") Friedrich, vor 27 Jahren in Hirschau geboren, ist seit August letzten Jahres neuer Institutshaushälter. Zuvor war er als Maschinenmechaniker und als Wirt tätig - eine Doppelqualifikation, die ihn an All- wie Festtagen des Instituts zum richtigen Mann am richtigen Platz machen dürfte.



WIEDER EINGETROFFEN:

Gottfried Korff ist zurück! Es bestätigt sich, daß sein Weggang am 1. April (!) 1975 nicht ganz ernstzunehmen war. Daß der frühere LUI-Assistent kurz nach seinem 40. Geburtstag (!) zum LUI-Professor ernannt worden ist, beweist, daß der gebürtige Düsseldorfer schon manche schwäbische Eigenschaft angenommen hat: Seine neuerliche Integration kann als gesichert gelten.



ARBEITSIMMIGRANTEN

Gelegentlich wird dem Institut der Vorwurf gemacht, es laufe Aktualitäten nach, greife, meistens schon im Windschatten der Soziologie oder anderer Nachbarfächer, immer wieder modische Themen auf. Ein Blick in die Vielzahl historischer Untersuchungen, die in den letzten Jahren am Ludwig-Uhland-Institut entstanden, beweist das Gegenteil, und auch, wo Gegenwartsthemen aufgegriffen wurden, handelte es sich nicht um Eintagsfliegen.

Auch die Probleme ausländischer Arbeitsimmigranten sind zwar ein hochaktuelles, aber gewiß kein modisches Thema. Und eher wäre hier der Vorwurf am Platz, daß wir zu lange damit gewartet haben, uns genauer damit zu befassen. Teilweise war das Zögern in der Einsicht begründet, daß eine gründlichere Auseinandersetzung nur dann möglich ist, wenn die sprachlichen Hindernisse überwunden werden (und es ist gewiß keine Kleinigkeit, Griechisch oder Türkisch zu lernen!) Zum Teil standen andere, schon begonnene Projekte im Weg: wenn an einem kleinen Institut wie dem LUI oft ein halbes Dutzend Projekte nebeneinander herlaufen, dann ist dies eine erhebliche Belastung. Vielleicht aber haben auch wir uns ein wenig einschläfern lassen von der Annahme, die in der gesamten Öffentlichkeit eine unheilvolle Rolle gespielt hat - der Annahme, es handle sich um eine "temporäre Akkulturation", um ein vorübergehendes Problem, das sich bald von allein löse durch die Heimkehr der sogenannten Gastarbeiter.

In jüngster Zeit wurde jedoch eine intensivere Beschäftigung mit den kulturellen Problemen ausländischer Arbeitsimmigranten angebahnt und begonnen. In diesem Heft soll davon die Rede sein.

Im Wintersemester 1981/82 wurde ein Seminar zum Thema "Wohnkultur und Wohnprobleme ausländischer Arbeiter" durchgeführt. Das Seminar verfolgte ein doppeltes Ziel. Einerseits sollte es Einblicke in die theoretische Diskussion der Probleme ausländischer Arbeiter geben und die anstehenden Fragen präzisieren. Andererseits sollte es kein reines 'Schreibseminar' bleiben, sondern zu Kontakten mit Ausländern anregen und hinführen. So wurden im Laufe des Winters von Arbeitsgruppen eine Reihe kleiner Erhebungen durchgeführt, die selbstverständlich in keinem Fall den Standard eines abgesicherten empirischen Projektes erreichten, die aber in all ihrer Begrenztheit doch Problembereiche erschlossen und mögliche Fragestellungen für künftige Untersuchungen entwickelten. In den folgenden Kurzberichten wird die Vorläufigkeit - zum Teil schon durch den Darstellungsstil - betont; es handelt sich weniger um handfeste wissenschaftliche Ergebnisse als um wissenschaftliche Anregungen.

Ein weiterer Bericht ist dem Forschungsprojekt gewidmet, das erfreulicherweise die Unterstützung der Stiftung Volkswagenwerk gefunden hat und das in diesem Herbst am Ludwig-Uhland-Institut begonnen wird.

Schließlich wird noch kurz über eine Fortbildungstagung der Universität Tübingen berichtet, die Ende Juni im Ludwig-Uhland-Institut stattfand und die ebenfalls Ausländerproblemen gewidmet war.

H. Bausinger

WOHNPROBLEME AUSLÄNDISCHER ARBEITER IN STÄDTEN UND DÖRFERN. SEMINARBEITRÄGE

AUSLÄNDER IN REUTLINGEN. FAKTEN UND PROBLEME

1. Ausgangslage

Die Allensbacher Demoskopien meldeten zum Jahresende 1981: 79 Prozent der erwachsenen Bundesbürger vertreten die Meinung, bei uns lebten "zu viele Ausländer" (1).

Das Lokalblatt "Reutlinger Generalanzeiger" verhilft dieser nun nicht mehr schweigenden Mehrheit zu einer Stimme. Kommentator Kurt Pleyer bringt des Volkes Meinung in seinem Artikel "Zuviel zugemutet" auf der ersten Seite der Ausgabe vom 17. Februar 1982 auf den Punkt: "4,7 Millionen hier lebende Ausländer, ..., stellen die Grenze des Erträglichen dar. Denn die Masse dieser Fremden, vorwiegend Türken, konzentriert sich auf einige Ballungsgebiete, ... - Aber das ist erst der Anfang. Dank extrem hoher Geburtenfreudigkeit und großzügig gewährten Familiennachzugs werden in 18 Jahren an der Jahrhundertwende sieben Millionen Ausländer unter uns leben. ... - In manchen Schulen wird Deutsch dann wohl nur noch als Minderheitensprache gelehrt..."

Herr Pleyer drückt womöglich durchaus Ängste aus, die viele Deutsche befallen, die in Stadtteilen mit hohem Ausländeranteil wohnen - nämlich, "sich fremd in der eigenen Stadt" (2) zu fühlen.

Der "Heidelberger Kreis", eine Gruppe von Professoren, verpaßte diesen Überfremdungsängsten in dem Manifest vom 17. Juni 1981 eine pseudo-wissenschaftliche Grundlage. Er stellt fest: "Jedes Volk, auch das deutsche Volk, hat ein Naturrecht auf Erhaltung seiner Identität und Eigenart in seinem Wohngebiet." Und: "Bereits jetzt sind viele Deutsche in ihren Wohnbezirken und an ihren Arbeitsstätten Fremdlinge in der eigenen Heimat" (3).

Mögen ideologische Differenzierungen auch vorhanden sein, so schließen sich die Ansichten dieser Professoren mit einer Rechts/Linksparteieneinheit zu einem Kreis: Alle Aufforderungen und Äußerungen gehen dahin, die Einwanderung von Ausländern zu stoppen beziehungsweise ihre Anzahl zumindest konstant zu halten. Für die CDU/CSU drückt der Abgeordnete Carl-Dieter Spranger aus, was in der Ausländerpolitik Sache ist: Da die

1) FR vom 9.2.82: Dieter Döllken: Diß ellend Volck - Fremde unter uns.

2) FR vom 25.8.81: Bernd Hansmann: Nicht die Konzentration, sondern das Getto verhindert.

3) FR vom 9.2.82: Facette eines göttlichen Plans.

Politik der Integration gescheitert sei, sei es nötig, das "Mengenproblem" zu lösen, die Zahl der Ausländer zu senken und ihre Rückkehrbereitschaft zu stärken (4). Die Position der Bundesregierung machte der bisherige Regierungssprecher Becker deutlich mit der Aussage, daß die Bundesrepublik kein Einwanderungsland werden soll und will (5). Und für die SPD kommt Bundesgeschäftsführer Peter Glotz zu der Erkenntnis, daß eine "Trendwende zum Realismus", daß zur wirklichen Integration eine Reduzierung der zu integrierenden Menschen erforderlich ist (6). Dies alles weist darauf hin, daß ein Ausländererlaß, wie er von der baden-württembergischen Landesregierung am 20. Oktober 1981 verabschiedet (und am 4. Januar 1982 mit Änderungen versehen) wurde, in Zukunft keine Seltenheit mehr ist:

Durch diesen Erlaß wird der Familiennachzug so erschwert, daß er nur noch in Ausnahmefällen möglich ist. So erhalten "ausländische Jugendliche, die das 16. Lebensjahr vollendet haben, keine Aufenthaltserlaubnis mehr." (7) Der Nachzug von zugeheirateten Ehepartnern ist nicht mehr möglich, Ausnahmen werden zugelassen, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind wie achtjähriger ununterbrochener Aufenthalt, wenn die Ehe seit drei Jahren besteht, wenn ausreichender Wohnraum vorhanden ist usw. (8).

Die oftmals schlechten Wohnverhältnisse, denen die Ausländer seit Beginn der Anwerbeverträge ausgesetzt waren und sind, werden jetzt von der Landesregierung repressiv gegen die Ausländer angewandt, um Zuzug von weiteren Familienmitgliedern rechtlich zu verhindern und um ihre Zahl zu verringern. Die Landesregierung definiert eine angemessene Wohnung folgendermaßen: "Für jedes Familienmitglied muß eine Wohnfläche von mindestens 12 qm vorhanden sein. Als Familienmitglieder sind auch die im Ausland lebenden nachzugsberechtigten Kinder mitzuzählen. Bei der Berechnung der Wohnfläche werden Nebenräume wie z. B. Küche, Bad, WC und Flur mitberücksichtigt. Dies gilt jedoch nicht für Keller, Dachböden und Abstellräume. Die Wohnung muß so beschaffen sein, daß gesunde Wohnverhältnisse gewährleistet sind; insbesondere muß eine ausreichende Bausubstanz sowie Küche und WC vorhanden sein." (9)

4) FR vom 5. 2. 82: Urbaniak: Politik 'Ausländer raus' kommt nicht in Frage.

5) FR vom 12. 11. 82: Gerda Strack: Kein Einwanderungsland.

6) Peter Glotz in Sozialdemokrat Magazin Heft 4/April 1982.

7) Schnellbrief des Innenministeriums Baden-Württemberg vom 9. 12. 81.

8) Schreiben des Regierungspräsidiums Stuttgart vom 4. 1. 82.

9) Ausländer-Erlaß vom 20. 10. 81 der Landesregierung Baden-Württemberg.

Daß dieses politische Verständnis Ergebnis einer Anpassung an das "gesunde Volksempfinden" ist, das auch schon in kommunalen "Bürgerinitiativen für Ausländerstopp" (10) seinen Ausdruck findet, macht ein Umfrageergebnis im "Spiegel" vom 3. Mai 1982 deutlich: Lag 1978 die Zahl derer, die sich dagegen aussprachen, daß "Gastarbeiter, die hierbleiben wollen, die Möglichkeit erhalten, für immer zu bleiben", noch bei 39%, so liegt sie Ende 1981/Anfang 1982 bei 66%, um sich bis zum März 1982 auf 68% zu erhöhen. Die "gängigen" Vorurteile treten wieder an erste Stelle: Ausländer und besonders Türken sind unsympathisch, sie steigern die Kriminalitätsrate (von 42% angegeben), belästigen deutsche Frauen (34%), bedrohen die Deutschen (43%), kommen des Kindergeldes und der Rente wegen nach Deutschland, nehmen Arbeitsplätze weg, sind schuld an der Wohnungsnot und den steigenden Mieten (37%); und: "Wenn bei uns in... ganze Wohnviertel verkommen und verdrecken und unsicher werden, dann liegt das an den zu vielen Ausländern" (48%).

Daß 71 von 100 Befragten selten oder nie Kontakt mit Ausländern haben, über deren Lebens- und Arbeitssituation kaum informiert sind, scheint an der Urteilskraft nichts zu ändern. Als wichtigsten Grund für die Ausländerfeindlichkeit macht Infas den folgenden aus: "Je düsterer die Bundesbürger die allgemeine oder die eigene Wirtschaftslage einschätzen, desto kritischer äußern sie sich über die Fremden im Lande." Das Ergebnis, daß eine echte Integration, die über eine vorübergehende Gleichbehandlung hinausgeht, nur sehr schwer durchzusetzen ist, kann deshalb auch nicht überraschen.

2. Fragestellungen

Diese zunehmende Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik und die verschärften Maßnahmen zur Beschränkung der ausländischen Bevölkerung waren der Anlaß für uns, unter dem Thema "Ethnische Topographie von Reutlingen bzw. Stuttgart" sowohl demographisch als auch topographisch (am Beispiel der Wohnlage) zu überprüfen, auf welchen Grundlagen die Überfremdungsängste basieren.

Der Ausländeranteil in Reutlingen liegt völlig im Bundesdurchschnitt und stellt keine Ausnahme dar; weder gibt es hier eine besonders hohe Konzentration noch eine unterdurchschnittlich geringe Ausländeranzahl. So wohnten 1980 11386 Ausländer in Reutlingen, das 95238 Einwohner zählte. Der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung lag 1980 bei fast 12% (11).

10) "Der Spiegel" vom 3. 5. 82: Ausländer - "Das Volk hat es satt".

11) Stadt Reutlingen: Städteigene Bevölkerungsfortschreibung.

In Stuttgart waren Mitte 1981 von 583019 Einwohnern 105092 Ausländer, was einem Anteil von 18% entspricht (12). Davon abgesehen, daß Stuttgart aufgrund seiner Industrie schon früher als andere Großstädte ausländischen Zuwachs zu verzeichnen hatte und sich deshalb innerhalb Baden-Württembergs eine Konzentration auf den Mittleren Neckarraum und Stuttgart ergibt, kann Stuttgart als repräsentativ für Großstädte betrachtet werden, Reutlingen als repräsentativ für eine Industriestadt mit 100000 Einwohnern. Der Ausländeranteil bezogen auf das Bundesgebiet lag 1980 bei 7,2%, in Baden-Württemberg bei 9,9% und in Großstädten über 500000 Einwohnern bei 11,5% (13).

Die Entwicklung in beiden Städten sollte nun unter folgenden Fragekomplexen untersucht werden:

- Gibt es in Reutlingen/Stuttgart Gebiete mit hohem Ausländeranteil? Besteht eine Gefahr der Ghettoisierung? Wie gestaltet sich dort die Infrastruktur?
- Wie kam es in Reutlingen/Stuttgart zu einer Ausländerkonzentration in bestimmten Stadtteilen?
- Haben sich die Ausländer in Reutlingen/Stuttgart integriert oder leben sie relativ abgeschlossen von der deutschen Bevölkerung?
- Wie ist das Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten untereinander?
- Unter welchen Wohnbedingungen leben die Ausländer in Reutlingen/Stuttgart? Gibt es eine nach Nationalitäten abgestufte Rangordnung?

3. Vorläufige Ergebnisse

Bei der Untersuchung kamen wir, knapp zusammengefaßt, zu folgenden Ergebnissen: Die Ursachen für die Überfremdungsängste, die immer häufiger geäußert werden, und für die zunehmende Ausländerfeindlichkeit können durch eine Analyse der statistischen, demographischen Daten der Bevölkerungsentwicklung von Stuttgart und Reutlingen nicht ermittelt werden. Im Gegenteil: diese Ängste sind Folge der wirtschaftlichen Krise und beruhen nicht auf Daten der Ausländer-Bevölkerungsentwicklung, aus denen sich kein "unablässiger Zustrom" von Ausländern herauslesen läßt. Hinter der Ausländerfeindlichkeit stecken Existenzängste, die man durch Ausgrenzung sozial schwächerer Gruppen abzuwehren versucht.

12) Informationen des Statistischen Landesamtes Stuttgart vom 30.6.1981.

13) FR vom 25.8.81: Bernd Hansmann: Nicht die Konzentration, sondern das Getto verhindern.

So läßt sich zum Beispiel für Reutlingen ein Ansteigen des Ausländeranteils seit 1972 nicht feststellen, ganz im Gegensatz zum Anstieg von Ausländerfeindlichkeit. Der Ausländeranteil lag 1972 bei 11,5% und am 30. Juni 1981 bei 11,7%.

Auch gleicht sich die Geburtenzahl pro Einwohner immer mehr den Verhältnissen bei deutschen Familien an. So betrug die Geburtenrate bei Ausländern 1972 2,54% und jetzt 1,8%; bei den Deutschen lag sie 1972 bei 0,9% und jetzt bei 1,0%. Dabei ist jedoch die vollkommen unterschiedliche Altersstruktur der deutschen und der ausländischen Bevölkerung mit zu berücksichtigen. Unter den 11315 Ausländern in Reutlingen sind nur 50, die über 65 Jahre alt sind, und 58, die zwischen 60 und 65 Jahre alt sind. Die überwiegende Mehrheit befindet sich im arbeitsfähigen Alter, aber auch in einem Alter, in dem Familien gegründet werden.

Auch anhand der Wanderungsbilanz von Reutlingen können wir keinesfalls von einem "ungebremsten Zuzug" von Ausländern sprechen. 1975 wanderten 2472 aus Reutlingen ab, und es kamen lediglich 1457. Die Differenz weist für 1975 einen Verlust von 1055 auf. Diese Entwicklung schwächte sich bis 1978 auf einen Verlust von 76 ausländischen Mitbürgern ab. Seit 1979 steigt der Zuzug wieder leicht an, nämlich auf einen Gewinn von 211 Ausländern für 1979 und 258 für 1980. Dieser Gewinn ist vor allem auf den Familiennachzug zurückzuführen, aber die insgesamt doch recht geringen Zahlen decken die Rede vom "ungebremsten Zuzug" als gewollte Panikmache auf.

Der Anwerbestopp für 1973 bewirkte, daß die Mobilität eingeschränkt wurde und sich die Schere öffnete zwischen der Zahl der Ausländer-Wohnbevölkerung und der Zahl der ausländischen Beschäftigten. So lag das Verhältnis von Wohnbevölkerung und Beschäftigten bei Ausländern 1961 bei 80%, 1975 bei 50% und 1979 nur noch bei 47%. Auch hier eine eindeutige Angleichung an das Verhältnis von Wohnbevölkerung und Beschäftigten bei der deutschen Bevölkerung!

Die Zahl der Türken nahm zwar trotz Anwerbestopp von 1975 bis 1980 in Reutlingen um 20% zu, aber man kann nicht von einer Türkeninvasion sprechen, denn erstens beinhaltet diese Zunahme nicht nur die Zuzüge aus der Türkei, sondern auch die Zuzüge aus anderen Städten der Bundesrepublik, und sie schließt auch die Geburten ein. Und zweitens waren die Türken die letzte Gruppe, die massiv in den Migrationsprozeß einbezogen wurde. Von daher ergibt sich auch noch ein größerer Bedarf, die Familienmitglieder nachzuholen. 1972 lebten in Reutlingen nur 389 türkische Frauen, dagegen 842 türkische Männer, also nur etwa 31% der über 16jährigen waren Frauen, dagegen waren es 1981 bei 890 Männern immerhin 690 Frauen, also fast 44%.

Der Nachzug von Kindern war bei den türkischen Familien in Reutlingen etwas größer als bei den anderen Nationalitäten, was sich auch durch die wirtschaftliche und politische Lage in der Türkei mit erklären läßt. Schließlich hat das Grundrecht auf Schutz der Familie auch für die türkischen Familien zu gelten.

Da sich die Ausländerfeindlichkeit nicht mit der tatsächlichen Bevölkerungsentwicklung erklären läßt, die Argumente wie Überfremdungsgefahr (Deutsche als Minderheit im eigenen Land!) sich daraus nicht ableiten lassen, sind die Gründe dafür auf einer anderen Ebene zu suchen. Die jetzige Wirtschaftskrise bildet die Grundlage für die Ausländerfeindlichkeit. Vermutlich ruft die Angleichung der Ausländer an das Anspruchsniveau der Deutschen - sowohl was das Wohnen, die Schulbildung und Berufsausbildung, die Art des Arbeitsplatzes betrifft - eine verschärfte Konkurrenzsituation hervor, und dies bei 2 Millionen Arbeitslosen, bei knappen Ausbildungsplätzen und Wohnraumnot. Das Hervorheben der Andersartigkeit, einer angeblichen Integrationsunfähigkeit der Ausländer und da vor allem der Türken, bietet vielen eine plausible Ideologie, um sich der Konkurrenten zu entledigen. In unserer Untersuchung konnten wir viele Punkte einer faktisch vollzogenen Integration der Ausländer feststellen - und dies bei gleichzeitig immer häufigerer Artikulation von Überfremdungsängsten durch Deutsche. Die Folgen für diesen Widerspruch sind noch nicht abzusehen, jedoch stellt sich für uns die Notwendigkeit, die Entwicklung des Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern weiter zu untersuchen.

Thomas Riedmiller,
Marion Hörmann,
Gabriele Nette-Hauber

ZUR WOHSITUATION DER AUSLÄNDER IN REUTLINGEN

Reutlingen ist eine Kleinstadt mit Altstadtkern. Dieser Altstadtkern ist zugleich Zentrum von Reutlingen, mit Fußgängerzone, Geschäften und Büros des Dienstleistungsbereichs. Das Zentrum von Reutlingen hat einen hohen Anteil an alter Bausubstanz, die städtebaulicher Planung zufolge revitalisiert werden soll - das heißt Instandsetzung und Modernisierung sowie Abriß und Neubebauung.

Im Zentrum ist der höchste Anteil von Ausländern an der Wohnbevölkerung festzustellen. Der Ausländeranteil beträgt hier 43,2% der Wohnbevölkerung. Der Anteil ist in den Innenstadtbereichen relativ hoch, während im Neubaugebiet Orschelhagen nur 3,1% der Bewohner Ausländer sind, ebenso im Stadtteil Achalm, einer traditionell besseren Wohngegend, mit einem Ausländeranteil von 3%.

Das Zentrum von Reutlingen ist Wohnschwerpunkt für alle Nationen:

29%	= 582 aller Griechen in Reutlingen wohnen im Zentrum,
21%	= 504 aller Türken in Reutlingen wohnen im Zentrum,
19%	= 533 aller Jugoslawen in Reutlingen wohnen im Zentrum,
23%	= 434 aller Italiener in Reutlingen wohnen im Zentrum.

Ausländische Familien wohnen überwiegend in den Häusern mit schlechter Bausubstanz sowie an den Altstadträndern. In den Häusern an den Altstadt-

rändern kommt zu der schlechten Bausubstanz die besondere Verkehrsbelastung hinzu. Der Anteil der Ausländer hat im Zentrum in den letzten Jahren zugenommen - bei gleichzeitiger Abnahme der deutschen Bevölkerung.

Zur Entstehung von Ausländervierteln

In Reutlingen ist ein Prozeß eingetreten, der in allen Städten zu beobachten ist. Die deutsche Wohnbevölkerung zieht aus den Innenstadtbereichen, und der ausländischen Wohnbevölkerung wird in diesen Wohnbereichen eine "Interims-Funktion" zugewiesen. Die so entstandenen Ausländerviertel weisen spezifische Merkmale auf und lassen sich in drei Haupttypen unterscheiden: Altstadtkerne im Zentrum mit schlecht ausgestatteten Wohnungen, innenstadtnahe bzw. industrieorientierte Altbauviertel (historisch Arbeiterwohngebiete), innenstadtnahe Bürgerviertel aus der Gründerzeit (1).

Trotz der Interims-Funktion, deren tatsächliche Dauer aber schwer bestimmbar ist (die Realisierungsmöglichkeiten der Spekulanten hängen u. a. stark vom gesamtwirtschaftlichen Konjunkturverlauf ab), läßt sich auch für die Bundesrepublik festhalten, daß "segregierte Wohnviertel der ausländischen Bevölkerung entstanden sind und sich weiter konsolidieren, die der Segregation von Einwandererbevolkerungen in den klassischen Einwanderungsländern ähnlich sind" (2).

Räumliche Segregation und Ghetto

Mit dem Entstehen von Ausländervierteln, der räumlichen Segregation ausländischer Familien, wurde der Begriff des Ghettos für derartige Wohngebiete geprägt, gleichsam als Beschreibung für diskriminierende Lebensbedingungen, mangelnde Integration und mögliche "Brutstätte von Kriminalität".

Maßstäbe für eine gelungene Integration der ausländischen Bevölkerung werden überwiegend mit nichtsegregiertem Wohnen, Vereinszugehörigkeit und Kontakten zwischen Ausländern und Deutschen in Zusammenhang gebracht.

1) Vgl. hierzu Friedrich Heckmann: Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Stuttgart 1981, S. 203ff.

2) F. Heckmann: Wie Anm. 1, S. 208.

Kulturautonome Integration

Dem kritischen Ghetto-Begriff stellt Friedrich Heckmann in seiner Untersuchung einen eher positiven Ghetto-Begriff gegenüber, der unserer Meinung nach die Möglichkeit aufzeigt, soziale Lage und sozialkulturelle Verhältnisse ausländischer Familien zu erfassen, da Integration als Prozeß dargestellt und nicht als bloße Anpassung definiert wird. Bei dieser Überlegung wird davon ausgegangen, daß das Entstehen von eigenständigen sozial-kulturellen und ökonomischen Organisationen der Ausländer erst die Voraussetzung für eine Integration schafft.

"Die Organisation eines eigenständigen sozialen Systems dient der ökonomisch-sozialen Sicherung der Minorität, schafft Assoziationen und soziale Verkehrskreise innerhalb der Einwanderergruppe, institutionalisiert Aktivitäten und Riten zur Stabilisierung der Persönlichkeit des Einwanderers und zur kulturspezifischen Sozialisation der nachfolgenden Einwanderergeneration. Dem neu ankommenden Einwanderer erleichtert sie die Eingewöhnung in und Anpassung an seine neuen Arbeits- und Lebensbedingungen" (3).

Dieses eigenständige Sozialsystem wird mit dem Begriff der Kolonie bezeichnet. Damit sollen jedoch weder segregierte Wohngebiete mit schlechter Wohnqualität und mangelnder sozialer Infrastruktur als für Ausländer adäquate Wohnform gerechtfertigt noch ihre Stabilisierung in derart defizitärer Struktur gefordert werden. Den Begriff der Einwandererkolonie betrachten wir wie Friedrich Heckmann als eine zusammenfassende Konzeption, welche die sozial verbundene Einwanderergruppe in einer bestimmten Einheit und ihre sozial-kulturelle und ökonomische Organisation meint. "Die Kolonie ist vor allem die Organisation des Lebens der Einwanderer außerhalb des Arbeits- und Produktionsbereichs." (4)

Als möglicher Hinweis für derartige Lebensorganisation mag das Beispiel gelten, daß einer Befragung zufolge 70% der innerhalb der Innenstadt von Reutlingen umgezogenen Ausländer angaben, ihre neue Wohnung durch Freunde oder Bekannte derselben Nationalität vermittelt bekommen zu haben (5).

3) F. Heckmann: Wie Anm. 1, S. 215.

4) F. Heckmann: Wie Anm. 1, S. 216.

5) Vgl. hierzu Richard Reschl: Umzugs- und Wanderungsmotive von Innenstadtbewohnern. Eine soziologische Untersuchung in Reutlingen. Soziologisches Seminar der Universität Tübingen 1980, S. 152.

Sanierung = Auflösung des Ghettos?

Das Reutlinger Zentrum wird sich in den nächsten Jahren aufgrund städtebaulicher Maßnahmen erheblich verändern. Diesen Planungen zufolge wird sich der tertiäre Bereich weiter ausdehnen; es werden Wohnungen gehobenen Standards mit entsprechendem Mietpreis entstehen.

Ausländische Familien werden am stärksten von derartigen Maßnahmen betroffen sein. Obwohl das Zentrum von Reutlingen der Stadtteil mit dem höchsten Ausländeranteil ist, konnten wir bisher keine Aussagen zur Berücksichtigung der Situation ausländischer Bewohner im Zusammenhang mit dem Sanierungsprozeß finden, sieht man davon ab, daß Grundsätze des Städtebauförderungsgesetzes wie z.B. Ersatzwohnraumbeschaffung auch für Ausländer realisiert werden sollen. Die eigenen Aktivitäten der Ausländer in diesem Bereich lassen jedoch die Schlußfolgerung zu, daß die Ausländer ihrer eigenen Vermittlertätigkeit mehr Hoffnung entgegenbringen als staatlichen Absichtserklärungen.

Reutlingen soll hier nicht als besonders schlechtes Beispiel für Ausländerpolitik dargestellt werden. Es hat exemplarischen Charakter für fehlende Konzeptionen in der Ausländerpolitik insgesamt. Es sei nicht verschwiegen, daß die wesentlichen Integrationsvorstellungen vieler Kommunen sich darin erschöpfen, nichtsegregiertes Wohnen zu fordern sowie an die Anpassungsleistung der Ausländer zu appellieren. Dem liegt die Illusion zugrunde, man könne Ghetto-Bildung durch entsprechende Quotierung verhindern.

Hier handelt es sich um technokratische Modelle, die erhebliche Mängel aufweisen: ihnen fehlt die historische Betrachtung, da Ghettos keine besondere Erscheinung für die Lebensbedingungen ausländischer Arbeitnehmer sind, sondern Merkmal für die Wohnbedingungen von Arbeiterfamilien insgesamt. Der genormte soziale Wohnungsbau als Wohnform in der sozial "gemischten" Siedlung kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Arbeitersiedlungen, die während der Industrialisierung entstanden sind, nach der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung sowie deren Lebensbedingungen gleichwohl Ghettos waren. Auch hier haben sich aufgrund mangelnder gesellschaftlicher Integration Organisationsformen entwickelt, die es ermöglichten, unter bestimmten Arbeits- und Lebensbedingungen überhaupt zu überleben. Was fehlt, ist eine Konzeption zur Erfassung der Lebenszusammenhänge ausländischer Arbeitnehmer, auf deren Grundlage weiterführende Wohnungsplanung überhaupt erst möglich wäre.

Gabriele Nette-Hauber

AUSLÄNDER IN DÖRFERN

BEISPIEL DIEGELSBERG

"Grundsätzlich ist hier für die Wohnsitze in kleineren, dörflichen Ortschaften nachzutragen, daß für sie die Nachteile der Wohnsitze in den größeren Gemeinden vielfach nicht zutreffen. Dafür bedeuten die schlechten

Verkehrsverbindungen zum Zentrum, die Entfernungen zu den Sprachkursen, Betreuungsstellen wie nationalen Vereinen ein gewichtiges Defizit dieser kleinen Orte." (Alfred Holzbrecher u. a.: Lebensverhältnisse ausländischer Arbeiter im Landkreis Tübingen. Tübingen 1974, S. 165)

An einem kleinen Dorf im Landkreis Göppingen sollten diese Angaben überprüft werden. Diegelsberg liegt am Rand eines Verdichtungsraumes über der Industriegasse des Filstals. Es gehört administrativ zu Uhingen, das ebenso wie das benachbarte Ebersbach von Metall- und Textilbetrieben beherrscht wird.

Die Einwohnerzahlen:

	Einw. gesamt	Ausländer	Ausl. %
Diegelsberg	415	34	8,2
Uhingen (mit Teilorten)	12346	1735	14,05

Der Ort Diegelsberg besteht zum einen aus dem historisch gewachsenen alten bäuerlichen Teil und zum anderen aus einem wenige hundert Meter entfernten Neubaugebiet. Die örtliche Schule ist aufgelöst, die alte Gaststätte geschlossen, eine Einkaufsmöglichkeit besteht nicht mehr. Ein neuerbauter Kindergarten und eine Buslinie, deren Fahrzeiten sich nach Schul- bzw. Arbeitsterminen richten, sind die einzigen öffentlichen Dienstleistungsangebote. Das Vereinsheim des Turnvereins ersetzt am Wochenende die Wirtschaft, die Winterunterhaltung des TV ist das "gesellschaftliche Ereignis" im Ort.

Diegelsberg befindet sich in der letzten Entwicklungsphase vom Bauernort zur Arbeiterwohngemeinde ohne eigene Industrie. Es gibt im alten Ortsteil noch zwei Vollerwerbslandwirte, eine Gärtnerei als Familienbetrieb und eine größere Zahl von "Feierabendlandwirten", die bei der Gemeinde oder in den Industriegebieten in Uhingen und Ebersbach arbeiten.

Die ausländischen Arbeiter im Dorf

Die Recherchen bei Ausländern und Deutschen in Diegelsberg richteten sich nicht nur auf Wohnverhältnisse und Wohnzufriedenheit, sondern bezogen vor allem gegenseitige Kontakte im Dorf, unter den Kindern im Kindergarten und in der Schule, mit ein. Im Falle der türkischen Familien und einer spanischen Familie (die inzwischen nach Spanien zurückgekehrt ist) wurde auch der historischen Rolle der jeweiligen Gebäude im sozialen Gefüge des Ortes nachgeforscht. Aus dem umfangreichen, z. T. recht farbigen Material kann hier nur ein knapper Auszug gegeben werden.

Türkische Familien:

Familie P. wohnt seit 4 Jahren mit 6 Kindern in einem kleinen Häuschen am äußersten Ortsrand. Es ist das ehemalige "Armenhäuschen", in dem bis vor ca. 20 Jahren eine deutsche Familie an der untersten Marke der sozialen Skala des Ortes lebte. Entsprechend sind Bauqualität und Raum-

angebot. Die achtköpfige Familie muß sich in zwei zugigen kleinen Zimmern und einem waschküchenartigen Raum ohne Bad oder Dusche einrichten. Vermittelt wurde ihnen die Wohnung durch die türkische Nachbarfamilie A., die das Häuschen zuvor bewohnte.

Familie A. (Eltern und 5 Kinder) war vor 6 Jahren in das "Armenhäuschen" gezogen und konnte vor vier Jahren das benachbarte Kleinbauernhaus mieten. Es gehörte ursprünglich dem Bauern mit dem geringsten Grundbesitz im Dorf, hat vier kleine, sehr niedrige Zimmer, einen Keller, Bühnenraum zum Wäschetrocknen, Trockenabort. Herr A. hat eine eigene transportable Dusche eingebaut. Ein kleiner Hanggarten gehört zum Haus.

Sowohl diese Wohnung als auch das "Armenhäuschen" konnte Herr A. durch die Vermittlung seines türkischen Bekannten S. mieten, der beide Häuschen zuvor mit seiner Familie bewohnt hatte.

Familie S. (Eltern und 2 Kinder) ist am längsten in Diegelsberg. Sie zog 1970 ins "Armenhäuschen", dann ins "Kleinbauernhaus" und bewohnt nun seit 4 1/2 Jahren die Einliegerwohnung eines Neubaus am Rand des alten Dorfes. Es ist das Zweifamilienhaus einer kinderreichen Großfamilie. Die Wohnung hat 3 Zimmer, Küche, Bad, WC, einen Abstellraum und Zentralheizung. Herr S. erhielt die Wohnung durch die Hausbesitzerin, die Arbeitskollegin ist. Zur Zeit ist das anfänglich gute Einvernehmen durch eine Räumungsklage getrübt, da eine der Enkelinnen der Hausbesitzerin einen jungen italienischen Arbeiter geheiratet hat und nun selbst die Wohnung benötigt.

Familie K. ist von den bisher genannten türkischen Familien vollständig isoliert. Dies liegt wohl daran, daß sie kurdischer Herkunft ist und einer anderen islamischen Religionsgemeinschaft angehört. Herr K. zeigt zudem starkes klassenkämpferisches Bewußtsein und entsprechend linkes politisches Interesse. Er wohnt seit 10 Jahren mit Frau und 6 Kindern in einem alten Bauernhaus inmitten des Dorfs. Das Haus genügt deutschen Wohnansprüchen nicht mehr, die zugehörige Landwirtschaft ist schon des längeren aufgegeben. Herr K. hat sich einige kleinere Verbesserungen, z. B. in den sanitären Einrichtungen, durch Proteste auf dem Rathaus erkämpft. Mit einer deutschen Familie im Dorf besteht freundschaftlicher Kontakt. von den anderen Einheimischen wird Herr K. abgelehnt, angeblich weil er starker Trinker ist. Die Kinder allerdings sind beim nachbarlichen Bauernhof und bei den Gleichaltrigen im Ort einigermaßen integriert.

Jugoslawische Familien:

Zwei jugoslawische Familien wohnten zum Zeitpunkt der Untersuchung in Diegelsberg. Das Ehepaar K. - das Kind blieb in Jugoslawien zurück - bewohnt eine Zweizimmer-Dachwohnung und betrachtet den Aufenthalt als vorübergehend. Familie J., ein Ehepaar mit einer Tochter, die das Gymnasium besucht, bewohnt seit 8 Jahren die Einliegerwohnung eines Neubaus (Besitzer: Jugoslawe mit deutscher Frau). Sie erhielten die moderne Zweizimmerwohnung mit Küche durch die Vermittlung eines befreundeten jugoslawischen Ehepaares, das bis vor einem Jahr in einer

vergleichbaren Einliegerwohnung derselben Straße in Diegelsberg wohnte. Sie zogen nun aus demselben Grund wie die befreundete Familie in den Hauptort Ugingen, die Wohnung war ihnen angesichts des heranwachsenden Kindes zu klein geworden. Familie J. bedauert den Wegzug außerordentlich, da sie in Diegelsberg unter der einheimischen Bevölkerung Bekannte und Freunde haben und sich voll integriert fühlen. Sie bedauern heute, ein Haus, das sie inzwischen in Jugoslawien erbauten, nicht in Diegelsberg erstellt zu haben.

Andere Fälle:

Zwei Fälle sind in aller Kürze noch zu erwähnen:

Einmal der schon genannte junge italienische Arbeiter Salvatore G. Er wohnt seit mehr als zwei Jahren in der deutschen Großfamilie, die sich ein Haus am alten Dorfrand erbaute. Er hat inzwischen ein Mädchen dieser Familie geheiratet, sie haben ein Kind. Er fühlt sich in Diegelsberg sehr wohl, da sowohl die Verhältnisse im Dorf als auch das Leben in der Großfamilie ihn an seine sizilianische Heimat erinnern.

Das spanische Ehepaar B. zog Anfang der 70er Jahre mit drei Kindern in ein sehr kleines Häuschen am Ortsrand. Es war das alte Ausdinghäuschen des benachbarten Bauernhofes und hatte während des Dritten Reiches seinem damaligen jüdischen Besitzer als Zuflucht gedient. Dieser, ein Stuttgarter, hatte es ursprünglich als Wochenendhäuschen erworben, nun ermöglichte es ihm das Überleben während der Verfolgung. Die spanische Familie wohnte hier mehrere Jahre sehr beengt und konnte dann ins benachbarte Bauernhaus umziehen. Die Kinder waren in Dorf und Schule voll integriert, hatten feste Freundschaften, so daß sie nun nach der Rückkehr in ihr Heimatland dort erhebliche Anpassungsschwierigkeiten haben.

Zusammenfassung:

So klein und so wenig repräsentativ die Basis dieser Untersuchung ist, so lassen sich doch eine Reihe von Beobachtungen ableiten, die in Vergleichsuntersuchungen beachtet und überprüft werden sollten:

1. Nahezu alle ausländischen Familien erhielten die Wohnung durch Vermittlung ihrer Landsleute. Im Dorf funktioniert die nichtinstitutionalisierte Selbsthilfe am besten.
2. Es gelingt den ausländischen Familien nur, in periphere Wohnlagen einzudringen. Dies gilt in Diegelsberg sowohl topographisch als auch qualitativ. Neben der allgemeinen Schwierigkeit von Ausländern, in Konkurrenz mit deutschen Bewerbern eine Wohnung zu erhalten, sind dafür zwei Gründe maßgeblich: Im alten Ortsteil werden die meisten erbten Anwesen noch landwirtschaftlich genutzt, zumeist im Nebenerwerb; so ist im Augenblick die traditionelle Wohnsituation hier weitgehend erhalten. Im Neubaugebiet stehen für eine Vermietung nur die kleinen Einliegerwohnungen zur Verfügung, da die Eigentümer, in der Regel mit Kindern, die Hauptwohnung selbst nutzen. Diese Wohnungen werden bei größerer Kinderzahl oder steigenden Wohnansprüchen zu eng.

3. So erklärt sich die Beobachtung, daß für die türkischen Familien ein "Aufstieg" im Wohnstandard entlang dem ehemaligen sozialen Gefälle im alten Dorf stattfindet. Es sind die Positionen, die in der Nachkriegszeit bei steigendem Wohlstand von den relativ armen einheimischen Familien geräumt wurden.

4. Als sehr nachteilig wurde vor allem von den türkischen Familien, von denen keine ein Auto besitzt, der mangelhafte Nahverkehr empfunden - dies umso mehr, als es im Ort außer dem Kindergarten kein Dienstleistungsangebot mehr gibt.

5. Die Kontakt- und Integrationsmöglichkeiten für ausländische Familien scheinen in Diegelsberg deutlich besser zu sein als in städtischen Segregationsgebieten. Alle türkischen Familien kommen gelegentlich mit deutschen Nachbarn besuchsweise zusammen. Vor allem die Kinder haben guten Anschluß an gleichaltrige Spielkameraden gefunden und werden z. T. auch bei Geburtstagen und dergleichen eingeladen. Die türkischen Ehefrauen allerdings sind nahezu vollständig isoliert, traditionelles Rollenverhalten und fehlende deutsche Sprachkenntnisse tragen dazu bei, und die schlechten Busverbindungen geben ihnen kaum Möglichkeit zu selbstständigen Kontakten außerhalb des Dorfes. - Angehörige anderer Nationalitäten konnten sich im Dorf noch besser einleben. Im Falle der jugoslawischen Familien - die Ehefrauen sind durchweg berufstätig - kann man von nahezu vollständiger Integration sprechen. Schon vor Jahren in benachbarte Orte gezogene Familien besuchen immer noch ihre deutschen Freunde und Bekannten im Ort. Auch die Kinder einer italienischen Großfamilie, die vor fünf Jahren in ein eigenes Haus in einem anderen Dorf wegzog, sind dafür ein Beispiel. Sie traten in der Theatergruppe des Turnvereins bei der Winterunterhaltung in Hauptrollen auf, und noch heute besuchen sie, inzwischen mit deutschen Partnern verheiratet, ihre Freunde in Diegelsberg.

Im Vergleich erscheinen diese Beobachtungen verhältnismäßig positiv. Doch soll die Situation in Diegelsberg nicht zur Idylle hochstilisiert werden. In Gesprächen mit Deutschen hört man die üblichen Aversionen gegen Ausländer, zumal gegen Türken. Doch hat sich bislang noch keine offene Ausländerfeindlichkeit gegen die hier ansässigen Familien gerichtet.

Walter Lang

BEISPIEL ROSSWAG

Rosswag, ein Weinort im Enztal, ist seit der Gemeindereform ein Stadtteil von Vaihingen an der Enz. 1081 angemeldete Bürger wohnen in dem nahezu industrielozen Ort, der nur einem geringen Teil der Bevölkerung Arbeitsplätze bieten kann. 86 der angemeldeten Personen sind ausländischer Herkunft, also rund 8%.

Die Wohnsituation der Ausländer im Ort soll nicht im einzelnen dargestellt werden. Etwa zwei Drittel der arbeitstätigen Ausländer sind am Ort beschäftigt, wobei ihnen ihre Arbeitgeber (Kalkwerk und zwei Bauunternehmer) entweder eine Wohnung stellen oder bei der Wohnraumbeschaffung behilflich sind. Die Pendler fanden ihre Wohnung oft durch Vermittlung hier bereits wohnender Verwandter oder Freunde.

Etwa die Hälfte der Ausländer wohnt im alten Ortskern, die anderen in den Neubaugebieten, insgesamt gesehen in vergleichbaren Wohnräumen wie Deutsche, jedoch in Neubauten oft in Untergeschoßwohnungen. Interessant ist eine Ausnahme: eine sehr kleine Wohnung mit sehr schlechten sanitären Verhältnissen; in dieser lebt ein türkisches Ehepaar mit vier Kindern. Sie sind dort bemerkenswerterweise in der Nachfolge einer Flüchtlingsfamilie eingezogen.

Es gibt kein soziales Gefälle Altbau - Neubau, denn die Wohnqualität in den alten Bauernhäusern wurde von vielen zugezogenen Architekten und Künstlern erkannt, und diese haben dann auch einige der alten Häuser renoviert und bewohnen sie.

1962 trafen die ersten italienischen Gastarbeiter in Rosswag ein. Sie arbeiteten im Kalkwerk. Von dieser ersten Gruppe ist noch eine Familie hier. Der letzte Zuzug war vor vier Jahren ein jugoslawisches Ehepaar. Diese lange Anwesenheit läßt auf eine Gebundenheit oder mindestens einen gewissen Bezug zum Ort schließen. Dies bestätigen auch die Umzüge innerhalb des Ortes von 7 Familien. Sie erreichten dadurch einen besseren Wohnungsstandard (größere Wohnung, Kinderzimmer, Bad). Man stellt hierbei verwundert fest, daß in diesen Fällen die Arbeitgeber ihren ausländischen Angestellten zumindest nach ihren eigenen Maßstäben beachtliche Verbesserungen der Wohnqualität schufen, indem sie ihnen betriebs-eigene Wohnungen zur Verfügung stellten.

Alle ausländischen Kinder im entsprechenden Alter besuchen und besuchen den Kindergarten. In der Rosswager Zwergschule (sie umfaßt nur noch die Klassen 1-4) tragen die ausländischen Kinder bedeutend zum Erhalt derselben bei, da es an einheimischem Nachwuchs im entsprechenden Alter fehlt. Dessen sind sich auch Eltern und Schulleiter bewußt, was sogar zu Aktionen führte: so suchte man z. B. für eine türkische Familie eine Wohnung, man gab Zeitungsinserate für Familien mit Kindern im Schulanfängeralter auf, und eine Lehrerin brachte man dazu, Türkisch zu lernen.

Als einziger Verein weist der Fußballverein italienische Mitglieder auf.

Eingekauft wird in den zwei Lebensmittelläden, die jedoch nicht speziell auf die heimatliche Kost ausländischer Mitbürger eingestellt sind. Doch sind in Vaihingen solche Geschäfte vorhanden. Ein Spanier hat Verbindung zu einem Lebensmittelgroßhändler und deckt so seinen Bekanntenkreis ein. Ein Italiener plant einen derartigen Handel aufzumachen und hat sogar vor, in Rosswag einen Laden zu eröffnen.

Die Rosswager Lokale werden nicht so stark besucht; die Orientierung geht hier mehr nach Vaihingen, wo ein türkisches, ein italienisches und

ein jugoslawisches Kulturzentrum existieren.

Die Spanier sind Mitglieder eines spanischen Vereins in Ötisheim (16 km Entfernung), wo sie sich in ihrer Freizeit engagieren, bei Straßenfesten große Zelte bewirten und auch auf sozialer Ebene tätig sind.

6 Familien bewirtschaften Gärten, zumeist Krautgärten an der Enz.

Die alteingesessenen Rosswager verstehen sich im allgemeinen noch als Bauern (meist Nebenerwerbslandwirte und Weingärtner) und gehen halt ebenso wie ihre ausländischen Arbeitskollegen ins Kalkwerk oder in die Leimfabrik nach Vaihingen zum Arbeiten. Deshalb kommt die jetzt zunehmende Ausländerfeindlichkeit hier nicht so stark zum Tragen; die Deutschen sind nicht so stark von ihrem Arbeitsplatz abhängig, weshalb die Ausländer hier nur eine geringe, im bauerlichen Bereich gar keine Konkurrenz darstellen. Dennoch ist eine wirkliche Integration in Rosswag sehr schwer, auch für Deutsche, "Zuazogene". Die Alteingesessenen beurteilen einen Menschen weitgehend danach, "ob oinr schafft odr net". Mir scheint, daß dabei die Ausländer dieselben Chancen haben wie die Deutschen. Jedoch besteht die Schwierigkeit darin, daß hierbei meist nur der äußerlich und öffentlich sichtbare Fleiß beurteilt wird.

Trotz dieser Barriere gelang es einigen Ausländern, mit deutschen Familien Verbindungen zu knüpfen. In einem Fall geht dies so weit, daß der Dorfschmied mit seinem Feierabendhelfer, einem Spanier, für zwei Wochen in dessen Heimat mitgefahren ist.

Insgesamt gesehen kann man also davon ausgehen, daß man in Rosswag einer weitgehend integrierten ausländischen Minderheit begegnet. Die ausländischen Arbeiter werden ebenso wie andere Reing'schmeckte begrüßt, wenn sie zuerst begrüßt haben, bekommen auch im Sommer vom Nachbarn einen Salat geschenkt. Trotz der Anpassung an die Gepflogenheiten im Ort haben sie sich ihre Mentalität und nationale Zusammengehörigkeit bewahrt, was man als äußeres Merkmal auf Vereinsfesten und auf dem Lindenfest sehen kann, wenn sie ähnlich einer Clique zusammensitzend an den dörflichen Festen teilnehmen.

Herauszustellen sind folgende Punkte:

1. Keine Wohnkonzentration im alten Ortskern;
2. langfristiges Verbleiben der Ausländer am Ort mit wohnqualitätsverbessernden Umzügen innerhalb des Orts;
3. Ausländer als Stützen der Zwergschule;
4. relative Integration, da die Eingesessenen durch Bauerntum und Industrielosigkeit nicht zum Konkurrenzdenken verleitet werden;
5. einzelne positive Beispiele von Ausländerintegration stehen im Widerspruch zur Diskussion des Ausländerproblems auf allgemeiner Ebene.

Frank Lang

TÜRKEN IN B...

Das Thema ist alt: Der/Die Einheimische(n) und der/die Fremde(n):
Die Besetzung zeitgemäß: Der/Die Ausländer und der/die Deutsche(n).

Das Stück handelt davon, daß nur der Einheimische zu Recht da lebt, wo er aufgewachsen ist, während dem Fremden dieses Recht nicht zukommt. Das drückt sich darin aus, daß der Fremde zum Beispiel als Stürmer und Torjäger des lokalen Fußballvereins (DFB) durchaus willkommen sein kann, als Schwiegersohn oder Schürzenjäger lehnt ihn der Einheimische ab. Und er lehnt ihn anders ab als den einheimischen Schwiegersohn oder Schürzenjäger.

Die Beispiele ließen sich beliebig mehrern - worauf wir verzichten wollen. Es läuft immer darauf hinaus, daß dem Fremden etwas fehlt oder auch etwas anhaftet, was den Einheimischen nicht gefällt, was ihn stört, unsicher macht. Am Ende und im Untergrund handelt unser Stück von der Angst.

Der Fremde bringt das Fremde und Befremdliche; Einheimisches, Heim und Heimat sind bedroht: Die Überfremdung greift um sich.

Das Problem hat dabei einen quantitativen Aspekt, der sich je nach Gegebenheiten unterschiedlich ausdrückt: 50 Türken in Barackenlagern im Steinbruch außerhalb des 3000-Seelendorfes sind anders zu ertragen als dieselben 50 Türken im Ortskern.

Andererseits sind 50 Männer ohne Frauen ein anderes Problem als dieselben 50 Männer mit Frauen - aber dann sind auch Kinder da, und die Kinder gehen dann auch in den Kindergarten, in die Schule ... nein, in die Kirche nicht, denn: das sind ja Muselmanen.

Ist der Fremde erst einmal ein Problem geworden, wäre der Einheimische ihn gerne wieder los. Er hat ihn schließlich nicht gerufen - meint er. Er braucht ihn nicht - meint er. Er möchte auf gar keinen Fall, daß der Fremde heimisch wird. Andere Einheimische, also Politiker, überhaupt der Staat, sollen das Problem lösen: den Fremden nach Hause schicken. Das wäre das Ende des Stückes. Das nächste Stück findet dann mit neuen Fremden statt: zum Beispiel deutschstämmigen Zuwanderern aus Rußland und anderswo.

Das hier skizzierte "Volksstück" wird täglich aufgeführt, in B. und andernorts.

Wir sind der Überzeugung, daß die Umstände und Ereignisse in B. für sich genommen weitgehend irrelevant sind. Dennoch kann nur das Detail die Vorurteilsstruktur des allgemeinen Problems "Der Einheimische und der Fremde" differenzieren und zeitspezifische Muster der soziokulturellen Zusammenhänge herausarbeiten. Das Thema hat aktuelle Bedeutung: in zunehmendem Maß wird die Ausländerproblematik in Deutschland in den Medien diskutiert. Eine Polarisierung der Meinungen ist bereits eingetreten: einer unterschiedlich begründeten, im Kern jedoch unkritischen Ausländerfreundlichkeit steht eine breite, unreflektierte Ausländerfeindlichkeit gegenüber. Von der Wissenschaft, zumal der Empirischen Kulturwissenschaft, wäre hier Klärung, wenn auch nicht Lösung der Probleme zu erhoffen.

Am 1. Mai 1982 stellten sich die Studenten der Empirischen Kulturwissenschaft R. und A. einem (fiktiven) Interview durch I. Wir geben hier Auszüge aus diesem Interview wieder, in der Hoffnung, damit einen Beitrag zum Rahmenthema zu leisten. Die Aussagen von R. und A. waren uns - auch im Hinblick auf unsere eigenen Erfahrungen - teils neu, haben gelegentlich sogar überrascht. Die Schlußfolgerungen von I. geben dessen Meinung wieder; seine Sprache weist zuweilen interessante Stilvarianten auf.

Auszüge aus dem oben genannten Interview:

I: Herr A und Herr R, Sie untersuchen die Wohn- und Lebensverhältnisse der türkischen Familien in einem Dorf, das seit dem Bau der BAB 831 in zeitliche Nähe zum Industrieraum Sindelfingen/Böblingen geraten ist.

A: Ja, das ist richtig.

I: Ist es so, daß Sie mit Ihrer Untersuchung nunmehr dem Ausländerproblem mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Wertfreiheit entgegentreten wollen...

R: Nein, wir...

I: Oder glauben Sie daß Wissenschaftler engagiert tagespolitische Vorgänge in der Bundesrepublik Deutschland "kommentieren" sollten?

A: Also, wir...

I: Ergibt sich dann aber nicht aus Ihrer Arbeit das Problem, daß Sie aufgrund Ihrer intimen Kenntnisnahme der Lebenswirklichkeit Ihrer Türken notwendigerweise von denen auch zu ihrem Sozialanwalt gemacht werden?

R: Nun, gelegentlich hatten wir den Eindruck, obwohl man das so auch wieder nicht sagen kann, daß der eine oder andre vielleicht schon in dieser Richtung Ansätze zeigte...

I: Sie haben also bisher nicht konkret eingegriffen?

A: Nein.

I: Sie würden also sagen, daß Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Verzeihung, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kein politisches Mandat aus ihrer Tätigkeit ableiten dürfen?

B: Ja.

I: Wie Sie mir ja vor kurzem, zu vorgerückter Stunde in der Marktschänke, anvertrauten - Sie erinnern sich bestimmt noch an den hervorragenden Wein - sind Sie ja der Meinung, daß ein politisches Mandat des Wissenschaftlers schon deshalb nicht selbstverständlich ist, weil die Anregung zu dieser empirischen Studie aus einem Seminar an der Universität und nicht etwa von den türkischen Familien selber stammt.

A: Die Ergebnisse unserer Arbeit werden immerhin in allgemein verständlicher Form veröffentlicht.

R: In dieser Hinsicht wird den Lesern leider doch oft Unglaubliches zugemutet.

I: Ja, das stimmt.

A: Sind denn solche theoretischen Überlegungen für Ihre Leser überhaupt interessant? Wir sollten doch auf die ersten Ergebnisse unserer Studie eingehen.

I: Gern. Der Grund für eine Untersuchung gerade in B. lag doch auch darin, daß Sie, Herr R., zeitweilig hier wohnten und auch einen der beiden praktischen Ärzte am Ort wiederholt vertraten.

R: Ja, das ist richtig.

I: Durch Ihre Tätigkeit kannten Sie die Wohn- und Lebensverhältnisse sowohl einer Reihe türkischer Familien als auch der Einheimischen?

R: Ja.

I: Wieviele der insgesamt 384 Türken, die hier in 60 Familien leben, haben Sie besucht?

A: Wir waren wiederholt zu Gast bei zwei Familien, einmal bei einer weiteren Familie und einmal bei ca. 15 türkischen und 2 jugoslawischen Arbeitern, die ohne Familien auf dem Werksgelände einer Asphaltfirma in sehr einfachen Unterkünften wohnen. R. war im Rahmen seiner ärztlichen Hausbesuche bei fünf weiteren türkischen Familien.

I: Außerdem haben Sie Gespräche mit dem Bürgermeister, einer Lehrerin, die speziell türkische Kinder betreut, und Beamten des LRA-BB von der Ausländerabteilung geführt.

R: In zwei Gesprächen mit dem Bürgermeister haben wir zunächst einige demographische Basisdaten erhalten können; auch die örtliche Verteilung der türkischen Familien im Dorf und eine Charakterisierung der Wohnsituation konnten anhand von Ortsplänen und Sanierungsmodellen erkannt werden.

A: Dabei zeigte sich, daß die türkischen Familien überwiegend im alten Ortskern leben und hier zumeist in alten Bauernhäusern, welche durch Ansiedlung der früheren Bewohner frei geworden waren. Die sanitären Anlagen sind überall einfach, im Verhältnis zu den großen Familien oft unzureichend. Das Gemäuer ist schlecht isoliert und gelegentlich feucht. Die Fenster zumeist einfach, die Öfen den Anforderungen nicht angemessen.

R: Die hier gegebene Schilderung trifft auch für den überwiegenden Teil der von Deutschen bewohnten Häuser im alten Ortskern zu.

I: Die Türken wohnen also nicht schlechter als diese Deutschen?

A: Sie wohnen so schlecht wie eine zumindest zahlenmäßig ebenso große Gruppe deutscher Familien. Der Hauptunterschied liegt in der ungewöhnlich, für hiesige Verhältnisse, hohen Kinderzahl der türkischen Familien.

R: Wir sollten hinzufügen, daß es auch nur die großen türkischen Familien sind, die sich über die Wohnverhältnisse beklagen, und nicht die ebenfalls dürftig untergebrachten Arbeiter der Asphaltfirma.

I: Aus Ihren Angaben schließe ich, daß Sie die Familienzusammenführung der türkischen Gastarbeiter für einen politischen und sozialen Fehler halten.

A: Es haben sich auch psychische Probleme sowohl innerhalb der türkischen Familien wie auch im Zusammenleben mit den Eingesessenen daraus ergeben. Und die türkischen Männer, die ohne Anhang hier arbeiten, sind zwar eine längere Zeit von ihren Familien getrennt, besitzen dagegen jederzeit ihre unversehrte Heimatidentität.

R: Sie wissen, wo sie hingehören, und sie haben, so jedenfalls nach unseren Erkenntnissen, diese blödsinnige Teilmigration, die sie schon im eigenen Land zu Heimatlosen macht, vermieden. Ich meine die Aufgabe der dörflichen Herkunft und Landwirtschaft, sagen wir mal in Ostanatolien, und den Umzug nach einer der Küstenmetropolen, Izmir oder Istanbul.

A: Wo sie dann von Deutschland aus ihr Häuschen in den ausgedehnten Slumgebieten bauen, aber niemals dort heimisch werden.

I: Bei den von Ihnen bisher untersuchten Familien arbeiten zum großen Teil nur die Ehemänner - meist als Schichtarbeiter in der nahegelegenen Autoindustrie. Die deutschen Arbeiterfamilien am Ort, mit denen sich die Türken gerne vergleichen, sind ganz anders strukturiert: Mann und Frau arbeiten zumeist beide und haben typischerweise nur ein oder zwei Kinder. Solche Familien wohnen in B. oft im eigenen Haus - einige mit Groß- oder Schwiegereltern. Ein Haus für eine türkische Familie, mit fast immer 5-7 Kindern, mit vergleichbarem Raumangebot, müßte etwa 8-10 Zimmer, möglichst zwei Bäder, mindestens zwei Toiletten und eine große Küche haben. Also eine Villa!

R: Wenn man das so betrachtet...

I: Stattdessen haben fast alle der von Ihnen besuchten oder befragten Familien Häuser in Großstadtslums der Türkei erworben oder gebaut, obwohl sie kaum jemals dort wohnen werden.

A: Die Türken hier begreifen inzwischen, daß sie lieber Grund und Boden hier hätten kaufen sollen.

I: Aber das würde ja eine dauernde Integration in unser Land bedeuten. Glauben Sie, daß die Eingeborenen von B. da mitmachen würden?

R: Diese Frage interessiert uns auch.

I: Der Bürgermeister ist doch einem Hauskauf von Türken durch Initiative der Gemeinde trotz finanzieller Belastung zuvorgekommen, um eine solche Entwicklung abzublocken. Im übrigen besteht in B. doch die Ansicht, daß im Rahmen der Ortskernsanierung viele türkische Familien wegsaniert werden könnten, wenn ich das einmal etwas zugespitzt formulieren darf.

A: Von Beamten des LRA-BB haben wir erfahren, daß durchaus damit gerechnet werden muß, daß in naher Zukunft die 12 qm, die pro Person eines Ausländerhaushaltes nachgewiesen werden müssen - und zwar auch für potentielle Nachzieher aus der Türkei -, daß also die 12 qm genauer überprüft werden...

I: ... und Grundlage für weitere Sanierungen, also Gesundungsprozesse, werden könnten.

R: Zur Rolle des Bürgermeisters in B. muß man auch wissen, daß er in einem andren Fall, es geht um den Hauskauf der Familie G., ganz anders reagiert hat. Familie G. besitzt inzwischen ein Eigenheim in B.

A: ... es sind Leute wie Familie G., die wegen ihrer sehr angepassten Lebensweise durchaus als Neubürger von B. angenommen werden.

I: Das ist doch die Familie, wo der Sohn in Heidelberg Germanistik studiert und der Tee in einem Kaufhausservice angeboten wurde?

R: Richtig.

I: Sie meinen also, wir sollten nur die Türken reinlassen, die sich unsre Lebensweise zulegen. Die zum Beispiel auch ganz selbstverständlich alkoholische Getränke im Haus haben und anbieten, wie Ihnen das im Hause G. geschah?

A: Wir stellen fest, daß Familie G. sich erfolgreich um bundesrepublikanische Umgangsformen bemüht. In diesem Sinne war es schon befremdlich, von Herrn G. bei klirrendem Frost noch bis zum entfernt geparkten PKW begleitet zu werden.

I: Wird Familie G. von den anderen türkischen Familien wegen ihres Hauses beneidet?

R: Das können wir nicht sicher beurteilen. Wir haben aber keine konkreten Hinweise...

I: Aber im Dorf gibt es doch auch Leute, Deutsche, Eingesessene, die diesen Hauskauf sehr ablehnen.

A: Also da wissen Sie mehr als wir. Aber genau diese Fragen interessieren uns eigentlich noch mehr. Wir...

I: Sie meinen so die allgemeine Einstellung gegenüber den Türken? Den Ausländerhaß?

R: Wir meinen die speziellen Berührungspunkte, die Nahtstellen.

A: Gleich zu Beginn unserer Untersuchung stellten wir fest, daß in B. neben den Ureinwohnern noch verschiedene Flüchtlingsgruppen zu finden sind und in den letzten Jahren eine Reihe von Neubürgern, die in zumeist gehobener Angestelltenposition der Automobil- oder Elektronikindustrie beschäftigt sind.

R: Und die Gruppe der türkischen Familien zerfällt in Kurden und Türken einerseits und sehr unterschiedliche islamische Bindungen andererseits.

I: Man könnte meinen, Sie sprechen von einer Stadt und nicht von einer 3000-Seelengemeinde. Aber davon einmal abgesehen: Sie wollen offenbar sagen, daß es keine einheitlichen B.-dörfler gibt und auch keine homogenen türkischen Einwohner?

A: Wer nicht in den Fehler verfallen will, vorschnelle Urteile aufgrund einiger oberflächlicher Tatbestände zu fällen, wird sich zunächst mit der Komplexität des Problems vertraut machen müssen.

I: Aber die Probleme drängen. Denken Sie nur an den Ausländerhaß oder die Jugendlichen der zweiten Ausländergeneration. Die Probleme im Kindergarten, in der Schule, - können wir hier noch auf subtile wissenschaftliche Studien warten?

R: Wir sind der Meinung, daß Wissenschaftler mit einer politischen Stoppuhr falsch ausgestattet sind!

I: Aber dann überlassen Sie das Feld kampflos den Politikern!

A: ... das politische gewiß. Was meinen Sie mit 'kampflos'?

I: In einem kürzlich erschienen Buch, "Die Zukunft Deutschlands", sind folgende Zeilen zu lesen: "In zehn Jahren ist die Zahl der Ausländer in der Bundesrepublik um die Hälfte gestiegen. Im Januar 1972 waren knapp drei Millionen Gastarbeiter registriert, Anfang 1982 lag die Zahl bei etwa 4,7 Millionen. Der Bundesregierung liegen Berechnungen vor, denenzufolge im Jahr 2000 mit etwa sieben Millionen Ausländern zu rechnen sei. Der Anwerbestopp von 1973 hat lediglich in den Jahren 1974 und 1976 einen Zuwanderungsrückgang gebracht. In der Arbeitsmarktberechnung stellen Ausländer die große Unbekannte dar. Über der Frage schwebt das Gespenst der Ausländerfeindlichkeit. Theoretisch wird von "Integration" gesprochen, praktisch sind die Gastarbeiter isoliert. Theoretisch sind wirtschaftliche und humane Behandlung der Gastarbeiterfrage dringlich, praktisch wird das Problem allseits von einer Tagesordnung auf die andere geschoben. Im Grunde mangelt es in Deutschland auch hier an einem klaren Konzept." (Zitat: Die Zeit, 30.IV.1982)

Es ist doch höchste Zeit, dem konzeptlosen Lavieren der Regierung, der zögerlichen Haltung und beängstigenden Hilflosigkeit des Staatsapparates mit einer fundierten wissenschaftlichen Beschreibung des Phänomens zu begegnen, um derart eine Basis zu gewinnen, die es den Planern erst ermöglicht, Handlungsstrategien zu entwerfen. Das bedeutet nicht die Anhäufung von Zahlen und objektiven Daten, sondern eine dem Ausmaß der vielschichtigen Problematik angemessene Feststellung aller Fakten, Analyse ihrer direkten Zusammenhänge und Kausalität, sowie nachher eine den Dimensionen der Tatbestände zugeordnete Strukturierung aller erkennbaren und durchleuchteten Elemente und Zustände. Einfach gesagt: den Menschen nicht durch eine Optik der Sachzwänge vom Ganzen seiner Lebenswelt zu isolieren und auf den Schienen solcher Sicht sich mit unbremstem Enthusiasmus dafür zu begeistern, wie leicht und rasch die Sache doch vorwärtszubewegen sei, wobei die Ortsveränderung das einzig bemerkenswerte ist, auf einer Talfahrt, die, immer schneller werdend, dabei

wenig und weniger an den Bedingungen der Realität orientiert ist, der humanen Realität.

B: Wissen Sie, daß Karl Marx auch schwülstige Gedichte schrieb?

I: Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie mir Rede und Antwort standen. Und wünsche Ihnen in diesem Sinne...

Rüdiger Brinkmann
Andreas Oppenländer

ORIENTIERUNGSMUSTER VON MIGRANTENFAMILIEN IM MIGRATIONS- PROZESS. EIN FORSCHUNGSPROJEKT.

"Auf der einen Seite: geschichtliches Erbe,
auf der anderen Seite: persönliches Schicksal,
zwischen beiden: roh zubehauenes
Bewußtsein, ..."

(Aras Ören: Die Fremde ist auch ein Haus)

Im Oktober 1982 beginnt am Ludwig-Uhland-Institut ein neues Forschungsprojekt unter dem Titel "Orientierungsmuster von Migrantenfamilien im Migrationsprozeß". Das Projekt wird im Rahmen des Förderungsschwerpunktes "Gastarbeiterforschung - Migration und ihre sozialen Folgen" von der Stiftung Volkswagenwerk finanziert, die Laufzeit soll zweieinhalb Jahre betragen.

Zu dem Themenbereich "Arbeitsmigration" wurden am Ludwig-Uhland-Institut bisher keine umfassenden Forschungen durchgeführt. Der Grund für die Zurückhaltung lag darin, daß Forschungspläne in dieser Richtung grundsätzlich zurückgewiesen wurden, wenn nicht sehr gute Sprachkenntnisse nachgewiesen werden konnten: solche Kenntnisse werden als wesentliche Voraussetzung für kulturwissenschaftliche Forschung in diesem Bereich angesehen; von den Mitarbeiterinnen des Projektes wird diese Voraussetzung nunmehr erfüllt (Italienisch und Türkisch).

Dennoch kann bei dem geplanten Projekt im Rahmen des Instituts nicht von einem Neubeginn die Rede sein. Zum einen wurden im Bereich der "Gastarbeiter"problematik verschiedentlich Seminare durchgeführt (in den letzten Semestern: Bausinger: Kulturkontakt - Kulturkonflikt, SS 1980; Schöning-Kalender: Türkische Frauen in der Bundesrepublik, SS 1981; Bausinger: Wohnkultur und Wohnprobleme ausländischer Arbeiter, WS 1981/82); zum anderen muß daran erinnert werden, daß ein spezieller Bereich der Migrationsforschung bereits eine lange Tradition in der Kulturwissenschaft (Volkskunde) hat: die Heimatvertriebenen- und Flüchtlingsforschung.

In den Jahren 1955-1965 bildeten die Akkulturationsforschung bei Heimatvertriebenen, Fragen nach der Art und Weise der Integration und nach den sich neu entwickelnden Kommunikationsstrukturen einen wichtigen

Schwerpunkt in der Arbeit des Ludwig-Uhland-Instituts. (1)

Nach einer längeren Pause, die auf die scheinbar erfolgte Integration dieser Menschen zurückzuführen ist, stellt sich die Problematik seit einigen Jahren in neuer Form: einmal in Hinsicht auf die Gruppe der Spätaussiedler (2), andererseits aber auch in Form einer Problematisierung der Annahme, die Flüchtlinge seien integriert: Wie haben diese Menschen ihre Geschichte verarbeitet? Welche Rolle spielen dabei die alte Heimat, Flucht, Vertreibung und Anpassung an die neue Heimat? Welche Folgen sind geblieben, welche Ängste? Was wird auf die "zweite Generation" übertragen? (3) Diese Fragen nehmen heute eine zentrale Stellung ein, und sie deuten bereits darauf hin, daß die Ansätze und Erfahrungen aus der "Flüchtlingsforschung" auch in bezug auf Arbeitsmigranten in der Bundesrepublik fruchtbar gemacht werden können und sollen. Dies entspricht auch einer Forderung der theoretischen Literatur zur Migration, wonach keine Sondertheorien für die Erklärung der Eingliederung von Arbeitsmigranten entwickelt werden sollten, da diese als ein Spezialfall der Eingliederung von "Wanderern" allgemein aufzufassen sei. (4)

Das im Herbst beginnende Projekt stellt die Migrantenfamilie in den Mittelpunkt, sie soll in ihrer Funktion als Vermittlungsinstanz gesellschaftlicher Orientierungen untersucht werden. Es ist geplant, die Lebensgeschichten von italienischen (sizilianischen) und türkischen Arbeitsmigranten im Rahmen ihrer Familien zu erarbeiten und mithilfe dieser Migrationsbiographien die Auswirkung der Migrationsprozesse auf die Familien und ihre einzelnen Mitglieder zu untersuchen. Die Analyse der Migrationsbiographien soll die Strategien erschließen, mit denen Migrationserfahrungen innerhalb des Familienverbandes verarbeitet werden. Die Untersuchung will also bisher nicht vorliegendes Basismaterial zur Lebenserfahrung und Lebenswirklichkeit von Arbeitsmigrantenfamilien der Forschung zugänglich machen; die Analyse des Materials soll letztlich ein Konzept ermöglichen, das die Familie als integrationsfördernde oder -hemmende Instanz in die praktische Beratungs- und Sozialarbeit einbezieht.

1) Vgl. Bausinger, H.; Braun, M.; Schwedt, H.: Neue Siedlungen. Stuttgart 1963/2.

2) Vgl. Röh, Susanne: Heimatvorstellungen bei Spätaussiedlern und daraus resultierende Integrationsprobleme. Mschr. Magisterarbeit, Tübingen 1980.

3) Mit diesen Fragestellungen befaßt sich ein laufendes Institutsprojekt unter der Leitung von U. Jeggle zum Thema "Flüchtlingsschicksale".

4) Vgl. Esser, H: Situationale Bedingungen der Eingliederung von Arbeitsmigranten. In: Freund, W.S.: Gastarbeiter. Neustadt 1980.

Ausgangspunkt für diese Zielsetzung ist die durch Beobachtung gestützte Annahme, daß die Integrationsfähigkeit von ausländischen Migranten in die Gesellschaft maßgeblich durch Grad und Art ihrer Integration in die eigene Familie beeinflusst wird. Zwar löst die Migration den bestehenden naturwüchsigen Zusammenhang der Familie zunächst auf, da die Familienmitglieder in der Regel einzeln oder in Untergruppen migrieren. Diese Veränderung bringt eine Individualisierung und Isolierung mit sich, sowohl für das einzelne Familienmitglied in Bezug zum Familienverband wie auch für die Familie als Ganzes im Bezug zum sozialen System. Dementsprechend rückt die Untersuchung die individuellen Lebenswege in den Vordergrund. Sie geht jedoch andererseits davon aus, daß für die weit aus meisten Migranten die Familie das wesentliche Bezugssystem bleibt, für das "... der Migrationsprozeß eine Reihe komplizierter Anpassungsprobleme und Konflikte (schafft)" (5). Eine Inkongruenz der Akkulturation in verschiedenen Lebensbereichen läßt sich nicht nur für Individuen feststellen, sondern sie gilt auch und insbesondere für den Familienverband. Die Bewältigung der sich aus der Inkongruenz ergebenden Konflikte in der Familie ist entscheidend für die soziale und kulturelle Integration ihrer Mitglieder.

Im Migrationsprozeß, der die ausländische Familie in ihrem Verhaltenskodex entscheidend prägt, spielen folgende - objektive - Faktoren eine wichtige Rolle:

1. Herkunft und Wanderungsstationen (Binnenwanderung und mehrmalige Migration in verschiedene Länder)
2. Veränderung der äußeren Lebensbedingungen (sozio-kulturell, ökonomisch, rollenspezifisch)
3. Veränderung der Kommunikations- und Interaktionsstrukturen
4. Funktion und Bedeutung von - nicht schlechterdings statisch zu sehenden, sondern sich verändernden - Traditionen.

Dieser Migrationsprozeß mit seinen (individuell wie auch kollektiv variierenden) objektiven Faktoren bedingt zugleich einen subjektiven Migrationsprozeß, d.h. spezifische Migrationsorientierungen, die nicht allein aus den sozio-kulturellen Unterschieden zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft abzuleiten sind, sondern die auch von den Verarbeitungsstrategien und der tatsächlichen Verarbeitung der Migrationserfahrung abhängen.

In der (sehr umfangreichen) sozialwissenschaftlichen Literatur der letzten zehn Jahre zur Migrationsforschung lassen sich verschiedene Schwerpunkte feststellen, die nicht nur durch verschiedene Fragestellungen und Untersuchungsmethoden, sondern auch durch unterschiedliche Erkenntnisinteressen gekennzeichnet sind. In einer (in diesem Zusammenhang notwendiger-

5) Heckmann, F.: Einwanderung als Prozeß. In: Blaschke, J./Greussing, K. (Hg.): "Dritte Welt" in Europa. Frankfurt 1980, S. 104.

weise) groben Zusammenfassung des derzeitigen Forschungsstandes läßt sich sagen, daß die ausländischen Arbeiter bisher entweder als Angehörige einer bestimmten Nationalität definiert und ihre gruppenspezifischen Merkmale (Geschlecht, Alter, Ausbildung, Arbeitsplatz, Wohnsituation etc.) untersucht wurden, oder daß sie als Einzelpersonen mit bestimmten Eigenschaften und Fähigkeiten in Bezug zu den kulturellen, sozialen und ökonomischen Gegebenheiten in der Bundesrepublik gesetzt wurden.

Die familialen und personalen Entwicklungen und Veränderungen im Migrationsprozeß sind bisher kaum Gegenstand der Forschung gewesen. Auch das Spannungsverhältnis zwischen individuellem Lebensweg und kollektivem Schicksal wird in der Regel nicht thematisiert. Bis auf wenige Ausnahmen läßt die Forschung die lebensgeschichtliche Erfahrung der Betroffenen selbst unberücksichtigt und ist deshalb auch nicht in der Lage, Aussagen über personale Veränderungen und Entwicklungen zu machen. Die Forderung nach der Einbeziehung der konkreten Wirklichkeit der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder wird zwar von mehreren Autoren erhoben, aber kaum in die Forschungspraxis umgesetzt. Eine Beschreibung oder gar Analyse der Migrantenfamilien ist jedoch in umfassender Weise erst möglich, wenn genügend empirisches Material zu deren Zusammensetzung und Zerstückelung, deren Beziehungs- und Kommunikationsstrukturen vorliegt. Wir sind der Meinung, daß über diese Sachverhalte bei den Betroffenen selbst Auskunft eingeholt werden muß.

Für das "Auskunft einholen" bei den Betroffenen selbst stehen dem Sozial- und Kulturwissenschaftler eine Vielzahl von Methoden zur Verfügung. Da jedoch im Hinblick auf die Untersuchungsschwerpunkte Migrationsprozeß und Orientierungsmuster vor allem der Lebens- (und Migrations-)ablauf der Betroffenen, dessen subjektive Verarbeitung sowie die daraus entwickelten Strategien im Vordergrund stehen, haben wir uns für die biographische Methode entschieden.

Mündlich erhobene Lebenserinnerungen bzw. Lebensgeschichten als empirisches Material für wissenschaftliche Untersuchungen beschäftigen sich bisher vor allem mit Arbeiterbewußtsein, Arbeiterbewegung und dem Lebensalltag von Arbeiterfamilien.

Um einen Bezug zur Migrationsforschung herzustellen, ist es notwendig, bis in die 20er Jahre zurückzugehen, als in einer Umbruchphase der europäischen Soziologie die biographische Methode für die empirische Sozialforschung entwickelt wurde. Am Beispiel einer Gruppe polnischer Bauern, die in die USA emigriert waren, versuchten Thomas und Znaniecki (6)

6) Thomas, W.I./Znaniecki, F.: The Polish Peasant in Europe and America. 2 Bde., New York 1927/2.

den Zusammenhang von strukturellen Veränderungen und sozialpsychologischen Prozessen zu beschreiben und zu erklären. Sie stützten sich dabei auf persönliche Dokumente und Autobiographien der Emigranten.

In der "Einführung zum Lebensbericht eines Einwanderers" schreiben Thomas/Znaniacki:

"Wir müssen uns in die Lage eines Menschen hineindenken, der seinen Weg zu dieser Welt finden will, und wir müssen vor allem berücksichtigen, daß die Umwelt, durch die er beeinflußt wird und an die er sich anpaßt, seine Welt ist, nicht die objektive Welt der Wissenschaft - und daß es die Natur und die Gesellschaft ist, so wie er sie sieht, nicht wie der Wissenschaftler sie sieht. Der Einzelne reagiert nur auf seine Erfahrung, und seine Erfahrung ist nicht gleichbedeutend mit allem, was ein absolut objektiver Beobachter in demjenigen Teil der Welt finden würde, der sich in der Reichweite des betreffenden Einzelnen befindet, sondern umfaßt nur das, was der Einzelne selber findet. Was er aber findet, das hängt von seinen praktischen Einstellungen gegenüber seiner Umwelt ab, von den Forderungen, die er an seine Umwelt stellt und von seiner Kontrolle über diese Umwelt sowie von den Wünschen, die er befriedigen will, und von der Art und Weise, wie er die Befriedigung sucht." (7)

Freilich ist die biographische Methode nicht unumstritten. Während Thomas/Znaniacki Briefe und Selbstzeugnisse polnischer Migranten über einen längeren Zeitraum sammeln und auswerten konnten, soll in der geplanten Untersuchung die mündlich erzählte Lebensgeschichte im Vordergrund stehen. Die Kritik an einem solchen Vorgehen richtet sich vor allem gegen die Subjektivität der erzählten Lebensgeschichte und darauf, daß die Rekonstruktion der Vergangenheit in der Gegenwart bestimmt wird durch Status, Grad der Integration, Perzeption der Diskriminierung etc.

Eine intensive Auseinandersetzung mit der Methodenkritik ist sicher notwendig. Aber uns scheint die biographische Methode - insbesondere durch die Zusammenführung der verschiedenen Lebensgeschichten innerhalb des Familienverbandes und mit der unterschiedlichen (oder nicht...) Bewertung objektiver Stationen und Ereignisse durch die einzelnen Familienmitglieder - am ehesten geeignet, Verarbeitungsstrategien und Orientierungsmuster transparent zu machen; diese sind ja in der Regel nicht Ergebnis bewußter, reflektierender Überlegungen und damit auch kaum mithilfe "harter" Methoden abfragbar.

Allerdings soll neben der bewußt am Subjektiven orientierten Vorgehensweise der Bezug zu den in der Migrationsforschung erfaßten quantitativen Daten nicht fehlen, wobei es nicht um die Überprüfung von "Richtigkeit" der Aussagen gehen kann, sondern vielmehr um das Aufspüren von Widersprüchen (und deren Erklärung), um Gewichtungen und "Gedächtnislücken".

7) Zitiert nach Ronzani, S.: Migration als individuelle und als gesellschaftliche Problemlösungsstrategie. Diss. St. Gallen 1979, S. 60.

Nicht zuletzt lassen sich die Verarbeitung und Verarbeitungsstrategien von Migrationserfahrungen nicht allein aus dem Inhalt der erzählten Lebensgeschichte erschließen, sie finden ihren Niederschlag ebenso im Verhalten, "in geronnenen Handlungen, Rede- und Umgangsweisen" (8).

Die sich daraus ergebende Notwendigkeit der intensiven Beobachtung war mit ein Grund für die Wahl zweier verschiedener Untersuchungsorte (Reutlingen und Mannheim), die zugleich die Wohnorte der Mitarbeiterinnen sind. Die gemeinsame Teilhabe an demselben sozialen und Kommunikationsnetz unabhängig von der Untersuchung erleichtert den Zugang zur Untersuchungsgruppe und damit die Beobachtung auch außerhalb der Erzählsituation. Im Vordergrund stand bei der Trennung der Untersuchungsorte freilich die sich daraus ergebende Möglichkeit, auch den Einfluß des jeweiligen Siedlungs- und Kommunikationszusammenhangs (Mittelstadt Reutlingen/Großstadt Mannheim) auf die innerfamiliären Orientierungen in die Untersuchung einzubeziehen.

Hermann Bausinger
Utz Jeggle
Stephanie Rothenburg-Unz
Claudia Schöning-Kalender

AUSLÄNDER IN DER BRD - CHANCEN UND PROBLEME EINER VIELVÖLKERGESELLSCHAFT

Eine Fachtagung der Eberhard-Karls-Universität in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung (25./26. Juni 1982)

Der Untertitel der Fachtagung, "Chancen und Probleme einer Vielvölkergesellschaft", suggeriert die Möglichkeit distanzierter Erörterns ausländerspezifischer Probleme und Fragen. Es muß jedoch vorab gesagt werden, daß eine massiver werdende Ausländerfeindlichkeit in der BRD - insbesondere gegenüber Türken - die Diktion der Beiträge auf dieser Tagung mitbestimmte. Das zeigte sich in den Beiträgen der Referenten, deren vorsichtiger Impetus teilweise auf das Entkräften gängiger Klischees und Vorurteile zielte, wie in den Wortmeldungen der Tagungsteilnehmer, die meist sehr parteilich, engagiert waren, in einzelnen Fällen freilich leider auch Vorurteile übelster Sorte (Türken braten ihren Hammel in der Wohnung am offenen Feuer...) zitierten. Aus den genannten Gründen geriet die Diskussion auch selten über das Niveau bloßer Meinungsäußerung bzw. "Fragen an den Experten" hinaus. Der mehrfach zitierte Anspruch,

8) Jeggle, U.: Lokale Geschichte und Erinnerung. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 22, Juni 1981, S. 10.

die Tagung diene dem fruchtbaren Gedankenaustausch zwischen "Theoretikern" und "Praktikern", dürfte deshalb mehr den Charakter gegenseitiger Honneurs gehabt haben.

Trotz dieser einleitend kritischen Würdigung der Tagung halte ich diese und hoffentlich weitere derartige Veranstaltungen (und auch andere zu diesem Thema) für eminent wichtig, nicht zuletzt deshalb, weil ebenfalls am 25. Juni in Nürnberg der Neonazi (und "Einzeltäter") Oxner drei Ausländer tödlich und zwei weitere schwer verletzte.

Im folgenden will ich versuchen, die Vielzahl der Referate und zumindest einzelne Wortmeldungen des Plenums kurz darzustellen:

In seinem einleitenden Referat versuchte Dipl. Psych. U. Seibert die "Arbeitsmigration als weltweites Phänomen" in den Griff zu bekommen. An zahlreichen Beispielen entwickelte er die Hypothese, daß die Arbeitsmigration weltweit eher am Zunehmen ist. Gleichzeitig relativierte er mit Länder-Vergleichen die übertriebene Furcht vor "Überfremdung" in der BRD. Als Ursachen der Arbeitsmigration versuchte er vor allem die ökonomischen Determinanten derselben ("Armut in den Auswanderungsregionen") in den Blick zu rücken. "Weltweit gerechte Verteilung materiellen Reichtums" lautete denn auch sein etwas zu globaler Vorschlag zur Aufhebung der Migration.

Die folgenden drei Vorträge befaßten sich mit Kultur und Religion von Ausländern - speziell Türken in Deutschland. Prof. Halm referierte kulturgeschichtliche Entwicklungen des Islam, Hüseyin Tercan berichtete, wie reaktionäre türkische Kräfte in Deutschland mit Religion Politik machen, Peter Menzel schließlich beschrieb für Deutsche teilweise unverständliche Krankheitsbilder süditalienischer Arbeitsimmigranten.

Während die Vorträge über religiös-kulturelle Prägungen bei den Teilnehmern eher auf esoterisches Interesse stießen, entfachten weitere Beiträge zur Bildungs-, zur Familien- und Wohnproblematik rege Diskussionen, ein Umstand, der wohl auch darauf zurückzuführen ist, daß die Hälfte der Tagungsteilnehmer im Bildungsbereich tätig ist.

Heftige Kritik - vorwiegend von Lehrerseite - erneten Gabriele Steffen und Dr. Erwin Wagner für ihren Beitrag. Das gestellte Konzept "Gemeinsames Lernen an der Schule" sei weder neu noch unter den derzeitigen politischen Verhältnissen zu verwirklichen (Sparpolitik), kurz: utopisch. In ihrem Referat hatten sie sich für eine Didaktik, die bei der "Lebenswelt" der deutschen und ausländischen Schüler ansetzt, ausgesprochen, unterstützt von geeigneten schulorganisatorischen Rahmenbedingungen.

Die neuen Anforderungen an die Erwachsenenbildung, die sich aus dem Anwachsen ausländischer Wohnbevölkerung in der BRD ergeben, behandelte Dr. Martha Ibrahim. In ihrem Referat und in der anschließenden Diskussion wies sie auf die Notwendigkeit hin, möglichst viele verschiedene Bildungsangebote zu machen, sämtliche verfügbaren Ansätze der Erwachsenenbildung zu praktizieren, da diese immer beim Individuum einsetzt und auf dessen aktive Mitarbeit angewiesen ist.

Claudia Schöning-Kalender zeigte anhand der 30-jährigen Chronologie der "Wanderungen" einer türkischen Familie, wie ökonomische Bedingungen die Familienstrukturen verändern und den Migrationsprozeß beeinflussen. Und Dipl. Soz. Stephanie Rothenburg-Unz provozierte mit ihrer Darstellung der Wohnsituation ausländischer Arbeiter in Stuttgart ressentimentgeladene Diskussionsbeiträge.

Abschließend versuchte Prof. Bausinger vorsichtig, "Integrationschancen von Arbeitsimmigranten" zu bestimmen. Beginnend mit einer Kritik des "Integrations"-Begriffes problematisierte er verschiedene Aspekte des "Ausländer-Ghettos", um schließlich für einen differenzierten, an den jeweiligen Betroffenen orientierten Integrationsmodus zu plädieren.

Bleibt noch anzumerken, daß mir die politischen Aspekte des Themas zu sehr aus der Diskussion ausgeblendet wurden. Kommentar eines Referenten auf die "Verirrung" eines Diskussionsbeitrages in die derzeitige Ausländerpolitik (sinngemäß): Dazu brauchen wir hier nicht zu diskutieren, darüber sind sich ja alle hier einig. Das glaube ich nicht, daß sich da alle einig waren.

Uli Eisele

VEREINSGESCHEHEN VON JULI 1981 BIS SEPTEMBER 1982

Am 5. 2. 1982 fand eine Mitgliederversammlung statt, auf der Vorstand und Beirat neu gewählt wurden: 1. Vorsitzender Hubert Locher, 2. Vorsitzender und Schriftführer Wolfgang Kaschuba, Kassenwart Karin Teufel. Beirat: Karin Hebel, H. Krämer, Ulrich Roller, Angelika Feldes, Volker Wager.

Der angeregte Bankeinzug der Mitgliedsbeiträge wurde - mit den erwarteten Anfangsschwierigkeiten - durchgeführt. Ich hoffe, daß das für beide Seiten bequeme Abbuchen jeden (auch Sie!) inzwischen für eventuelle zeitweilige Verwirrungen schon entschädigt hat.

An Publikationen erschienen: G. Rager, Publizistische Vielfalt im Lokalen (Bd. 53) und der Tagungsbericht Museen in der Provinz (Bd. 54). In den nächsten Monaten wird sich der Publikationsrhythmus beschleunigen. Demnächst erscheinen: 1.) "Niemals sechsspurig durchs Neckartal" 2.) Kiebingen III 3.) Krebsforschung 4.) Mundartglossen in der Zeitung 5.) Projekt Schreibkultur. Auch eine Neuauflage des Dauerbrenners "Volkskunde" von Hermann Bausinger steht an.

Einen großen Erfolg hatte der Katalog "Heilen und Vernichten" zur Ausstellung am Ludwig-Uhland-Institut über Medizin im Nationalsozialismus. Bisher wurden 4000 Exemplare verkauft. Das bedeutet auch, daß diese Ausstellung trotz der zunächst hohen Auslagen für die TVV keinen finanziellen Verlust brachte. Damit sowie durch die erhöhten Mitgliedsbeiträge und den noch befriedigenden Buchverkauf der TVV-Reihe ist die Finanzierung aller laufenden Projekte im nächsten Jahr gesichert.

Karin Teufel

NACHRUF AUF RUDOLF KRAUSS 1935-1981

Am 18. November 1981 starb unser Institutshausmeister Rudolf Krauß. Er war erst 46 Jahre alt, sein Tod war dennoch nicht unerwartet. Seit eineinhalb Jahren kämpfte er mit der ihm eigenen Zähigkeit um das ständig schmerzlicher und aussichtsloser werdende Leben. Er habe, so erzählte er mir, nachts aus dem Schloßfenster geschrien und den Krebs, seine Krankheit, verflucht; er hat mit bewundernswertem Mut gegen das Voranrücken des Leidens standgehalten, er hat unnachgiebig medizinische Prozeduren über sich ergehen lassen und verbissen gekämpft mit der ihm eigenen soldatisch-geschulten Disziplin. Er war stark, aber der Gegner war stärker.

Sein Tod hat uns getroffen, denn das Institut hat mehr als einen Hausmeister verloren. Sicher, er war auch ein gewiefter Handwerker, ein ausgebildeter Schreiner und Elektriker, der gleich nach seinem Militärdienst im Jahr 1959 Hausverwalter am Institut wurde. Er überraschte immer wieder durch Patent-Lösungen, die oft mit verblüffender Einfachheit Raum- oder technische Probleme zu lösen wußten. Er war ein Erbe der schwäbischen Tüftler, vor allem theoretisch. Aber er war auch ein großer Nörgler und ein gottvoller Erzähler, der eine ganze Kiste von stets passenden Historien besaß, und er brauchte sie nur zu öffnen, um in Parabelform die Wirklichkeit zu spiegeln. Wenn man mit ihm in der Dunkelkammer oder vergleichbaren Orten zusammensaß, kriegte man stets auch einige Seitenhiebe ab, aber zugleich hatte man sich alle möglichen Verstimmungen und Depressionen aus dem Leib lachen können. Er wußte seine Pointen treffsicher zu setzen und sich seiner akademischen Umwelt sehr wohl zu wehren. So gab es zwischen ihm und den vielen jungen Leuten am Institut manchen Disput, vor allem auch politischer Art, aber trotz aller Widerspruchslust, trotz allem Murren, er mochte diese nachfolgende Generation und versuchte sie durch wohlgemeinte Zügel wenigstens in seinem Herrschaftsbereich zu zähmen.

Er war nicht bequem, man konnte sich an ihm reiben, dafür war er kantig und lebendig, selbstbewußt und durch und durch eigenwillig. Solche Köpfe sind rar geworden. Er war noch ein Vertreter jener scharfzüngigen Stadtkultur, die in Tübingen ansonsten nur in Witzen überlebte. Er war das lebendige Prinzip des Anderen Tübingen: eine Gosch wie ein Schwert, mit dem er sein weiches Herz verteidigte.

Utz Jeggle

Redaktion dieses Heftes: Hans-Joachim Althaus, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

T Ü B I N G E R K O R R E S P O N D E N Z B L A T T

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 24

August 1983

Inhalt:

Vom "Sammeln und Retten" zur Wissenschaft und zurück? - (Tübinger) Volkskunde und ihre Nachbardisziplinen	1
Probleme mit Feldforschung	6
Anything goes oder die Faszination von Lupe und Schmetterlingsnetz	13
ED-V-olkskunde	22
Vereinsnachrichten	32
Institutsnachrichten	33
Impressum	33
Flick-Werk	35
Richtigstellung zu Nr. 22 vom Juni 1981	36

VOM "SAMMELN UND RETTEN" ZUR WISSENSCHAFT UND ZURÜCK? - (TÜBINGER) VOLKSKUNDE UND IHRE NACHBARDISZIPLINEN

In den letzten Jahren läßt sich im Verhältnis der Volkskunde zu ihren Nachbardisziplinen ein merklicher Wandel konstatieren. Sowohl was die - allgemein unter "Kultur" zu subsumierenden - Gegenstandsbereiche betrifft, wie auch im Hinblick auf die angewandten Methoden scheint vom "Orchideenfach" Volkskunde nicht mehr die Rede zu sein. Ein Wunsch des Soziologen H.-P. B a h r d t z.B. aus dem Jahre 1976, die Soziologen sollten methodisch von den in der Volkskunde angewandten Methoden lernen sowie endlich einsehen, daß die "Kultur des Alltags in ihrer schichtspezifischen geschichtlichen Dimension (...) einer der Schlüssel für die Erkenntnis der großen kollektiven Bewußtseinsprozesse" (1) ist, hat sich m.E. weitgehend eingelöst.

EDITORISCHE NOTIZ

"Why Be Quantitative?" überschrieb H.D. Lasswell seinen berühmt gewordenen Aufsatz. Haben die Tübinger Kulturwissenschaftler diese Frage fälschlich mit "Warum denn quantitativ?" übersetzt? Unser Volkskunde-Kollege Ralf Beckmann hegt jedenfalls den Verdacht, daß die in Tübingen praktizierte Verfeinerung empirischer Methoden auch unverzichtbare wissenschaftliche Normen zermahlen habe. Angeregt durch Beckmanns Überlegungen, geben in diesem Heft Utz Jeggle, Jan-Uwe Rogge sowie Carola Lipp und Wolfgang Kaschuba über methodologische Prinzipien ihrer Arbeit Rechenschaft.

BJW

Verwunderlich ist eine solche, pointiert ausgedrückt, Umkehrung des Verhältnisses der Volkskunde zu ihren sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen schon. War sie doch vor kaum 15 Jahren aufgebrochen, der weitgehenden Ablehnung ihres Faches vor allem seitens der Soziologie dadurch den Boden zu entziehen, daß sie sich an deren Standards orientierte (2).

Es stellt sich daher die Frage: Welche der beiden Seiten hat sich in Bezug worauf an die andere angenähert? Zur Beantwortung dieser Frage sollen im folgenden einige Indizien zusammengetragen werden.

Im Dezember 1980 gab die Zeitschrift "Ästhetik und Kommunikation" dem LUI fast ein halbes Heft lang Gelegenheit zur Selbstdarstellung. Allein eine solche Vorstellung des Instituts als einem, welches "entschieden zu einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Orientierung der Volkskunde beigetragen hat" (3), zeigt, daß dies Fach Ansätze macht, aus seinem Dasein als Randexistenz herauszukommen. Was hat es eigentlich in einen Dialog mit seinen Nachbardisziplinen miteinzubringen? Solange man sich an deren Standards orientierte, mußte man notwendig uninteressiert bleiben. Daraus folgt: Man kehrt zu den volkskundlichen Methoden zurück. Diese Neigung drückt sich deutlich in einer Bemerkung von Utz J e g g l e im Gespräch mit seinen Tübinger Kollegen aus:

"Der damalige angestrenzte Versuch, sich um Modernität zu bemühen, hatte gelegentlich skurrile Züge. Es gab merkwürdige Verschränkungen, man glaubte mit Statistik oder ähnlichen schnittigen Methoden Neues besser erkennen zu können und näher an die Wahrheit heranzukommen als beispielsweise mit dem alten volkskundlichen Prinzip des Gewährsmannes - das zwar unreflektiert verwandt wurde, aber für qualitative Forschungen ja gar nicht so windschief war, wie es uns bei der Suche nach dem Zeitgemäßen, Fortschrittlichen erschien." (4)

Eine solche Preisgabe des Anspruchs sozialwissenschaftlich verstandener Volkskunde auf eine Repräsentativität der Ergebnisse scheint in letzter Zeit ohne Widerspruch über die Bühne zu gehen. H. B a u s i n g e r etwa läßt in seiner Erörterung 'weicher' und 'harter' Forschungsinstrumente letztere in ihrem Anspruch auf Präzision deutlich scheitern (5). Ich möchte an dieser Stelle zwei Einwände formulieren gegen ein Zurück zum Prinzip des Gewährsmannes:

1. Aus den (unbestreitbar vorhandenen) Schwierigkeiten bei jeder empirischen Forschung, repräsentative Ergebnisse zu erlangen (im Mittelpunkt dürfte hier das Problem stehen, wie weit die Ergebnisse einer Teilschlus zu ziehen, gleich den Anspruch auf Repräsentativität selbst fallen lassen, heißt doch wohl das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ein in der Forschungsgeschichte bedeutsamer Schritt, "der für die Umfrageforschung methodisch wichtige Übergang von der anfänglichen Befragung der Experten (Pfarrer, Gutsbesitzer, Fabrikbesitzer) zur unmittelbaren Befragung der Bevölkerung" (6) würde zurückgenommen.

E. N o e l l e weist zurecht darauf hin, daß mit diesem Schritt ein wichtiger Fortschritt erreicht wurde im Hinblick auf eine Demokratisierung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse. Nicht nur die Meinung der "Experten", an denen nur allzuoft auffällt, daß sie mit denjenigen identisch sind, die überall das "Sagen" (wörtlich genommen) haben, sondern die Ansichten aller Beteiligten zählen gleichermaßen (7).

2. Vielleicht sollte man angesichts zunehmender Neigungen mancher Fachvertreter, sich über diesbezügliche Bedenken hinwegzusetzen, einfach noch einmal an die Argumente von "Abschied vom Volksleben" erinnern. Je

mehr sie in Vergessenheit geraten, desto aktueller scheinen sie zu werden.

In Bezug auf M. S c h a r f e s Kritik am "Volkstümlichen, Grundschichtigen, Grundständigen" (8) hat sich in der Volkskunde zweifellos ein grundlegender Wandel durchgesetzt; er dürfte nicht mehr rückgängig zu machen sein. Im 1970 erschienenen "Abschied" war die Polemik gegen die volkstümelnde affirmative Pseudo-Wissenschaft jedoch verknüpft mit einer Kritik der Forschungsmethoden. Im Prinzip des Sammelns und Rettens warf man der Volkskunde vor, sich mit einer bloßen Reproduktion der Realität zu begnügen, womöglich gar das Augenmerk nur auf das Außergewöhnliche zu lenken und darin notwendig affirmativ zu sein. Aus einer Kritik des Gewährsmannsprinzips folgte das Postulat "Statistik - eine Methode der Volkskunde". Als wesentlicher Vorzug empirisch-statistischer Methoden wurde die intersubjektive Überprüfbarkeit herausgestellt (9). Wieweit diese durch die Korrekturen und Erweiterungen, die das Gewährsmannsprinzip in einigen Anwendungen durch die Tübinger erfahren hat (ich denke da besonders an Darstellungen von A. Ilien und U. Jeggle), gewährleistet wurde, wäre unbedingt einer genaueren Untersuchung wert. Was M. M a t t e r et al. als positiv vermerken, daß dort der "Entstehungszusammenhang von Daten" berücksichtigt und einbezogen wurde (10), läßt sich auch gegenteilig interpretieren: Als Kapitulation vor der unbegriffenen Realität. Anders gefragt: Erfolgreiche Forschung, jederzeit nachprüfbar Ergebnisse einmal unterstellt - wäre da die Frage nach der Subjektivität des Forschers nicht überflüssig?

Mir drängt sich jedenfalls stark der Eindruck auf, die Wissenschaft zieht sich in ihr Schneckenhaus zurück und konfrontiert sich mit ihrem eigenen Spiegelbild.

Zweifellos ist dies vom Standpunkt eines Forschungsideals her formuliert. Weitere Überlegungen wären unbedingt nötig. Weiterhin soll hier keineswegs behauptet sein, den Stand der Volkskunde, sei es auch nur der in Tübingen betriebenen, gänzlich getroffen zu haben. Gleichwohl - salopp formulierte Äußerungen von U. J e g g l e wie "Wir lesen diese tief-sinnigen Überlegungen in den vielen Büchern, die dazu" - gemeint ist "die große Theoriediskussion" - "erscheinen, nach. Was wir dagegenhalten, sind konkrete Untersuchungen, das Ernstnehmen alltäglicher Lebensäußerungen" (12) lassen aufhorchen. Erinnern wir uns an 1970: Dort wurde jegliche Trennung zwischen dem Anliegen des Faches Volkskunde ("Sammeln und Retten") und daran anschließender Theoriebildung kategorisch abgelehnt. Im Gegenteil, gerade hier den Anschluß zu suchen an Standards der Nachbardisziplinen war Anliegen der fortschrittlichen Teile des Faches. Und jetzt soll das Spannende des Faches wieder in seiner Bornierung auf Lupe und Schmetterlingsnetz bestehen??

Wenn die Volkskunde in die oben als bedenklich gekennzeichnete Richtung marschiert und dies weitgehend selbstbewußt vorträgt (zwei Indizien dieses Selbstbewußtseins: steigende Studentenzahlen sowie wachsende Beachtung nicht nur in der universitären Öffentlichkeit), so unterstellt dies, daß auch in den Nachbardisziplinen, allen voran der Soziologie, Korrekturen am Leitbild exakter Wissenschaft vorgenommen wurden. Für die Bewußtseins-ebene kennzeichnend ist das Verhältnis beider Seiten in den Diskussionen in "Ästhetik und Kommunikation" dokumentiert. Beleg für das Selbstbewußtsein ist die Frage von Lindner von "ÄuK":

"Und jetzt haben wir die Situation, daß die Soziologen, auf der Suche nach ihren verlorenen Gegenständen, sich eurer Materialien und Themen bemächtigen, als wäre da nicht jahrzehntelang von Euch gearbeitet worden." (13)

Diese Korrekturen lassen sich am Topos der Alltagserfahrung darstellen, zwar keiner volkswissenschaftlichen Erfindung, aber doch ein im Fach rasch assimiliertes Begriff (14). Es gibt heute kaum eine Fachrichtung mehr, die sich nicht auch zumindest unter dem Titel "Alltag und..." verkaufen würde. Nun soll hier keineswegs dagegen argumentiert werden, sich den Alltag mit seinen Erfahrungen und seinen kulturellen Ausdrucksweisen zum Thema zu machen. Im Gegenteil kann dies ein wichtiger Schritt sein, einen 'weiten' Kulturbegriff nicht nur zu fordern, sondern auch zu praktizieren. Dabei kommt es jedoch sehr darauf an, wie man das Interesse an Alltagserfahrung in die Forschungspraxis umsetzt.

Vermittelt über die biographische Methode wird dieser Ansatz jedoch leider nur zu oft dazu benutzt, reine Erfassung und Reproduktion der erlebten Erfahrungen zu sein. Indem einzelne Gewährspersonen (!) ihre Lebensgeschichte, oft aus gesellschaftlichen Zusammenhängen gerissen, einfach erzählen, soll die Geschichte ihrer Zeit und ihrer Generation schon gleich mit erfaßt sein. Methodisch neigen biographischer Ansatz und Alltagsforschung dazu, der oben skizzierten Kritik der Volkskunde entsprechend sich als Wissenschaft möglichst unauffällig zu machen: "Der Forscher hat sich bei der Auswahl und Anwendung empirischer Methoden im Feld stärker an den Verkehrsformen und Gewohnheiten der Menschen selbst zu orientieren." (15)

Zusammengefaßt: Worin nähern sich Volkskunde und ihre Nachbardisziplinen aneinander an? In ihrer Tendenz zur Subjektivierung der Wissenschaft. Wenn Berichterstatter vom 20. Soziologentag 1980 in Bremen eine Wende in der Soziologie konstatieren dahingehend, man wolle nun

"die Menschen (...) als lebendige und aktive Wesen aus Fleisch und Blut und Absichten und Eigenarten, mit je individuellen Erfahrungen und Lebensumständen zum Gegenstand der Forschung" (16)

machen, so ist dies nur eine andere Formulierung für die beschriebene Wende zur Alltagserfahrung (17). Bei dieser Wende rückwärts steht unser Fach nun in der Tat an der Spitze, daher - neben anderem - das neue Selbstbewußtsein.

Ich will eine mögliche Kritik der genannten Wende abschließend noch einmal formulieren. Daß man sich - obigem Zitat zufolge - mit Menschen befaßt, kann sicherlich nicht einfach nur gemeint sein. Womit hätte es die Wissenschaft denn auch sonst zu tun, wenn nicht mit Menschen und den Verhältnissen, die sie eingehen? Die Wende besteht in dem Zitat in der Betonung des "je besonders" und "lebendig". Damit wird suggeriert, ein gemeinsames Merkmal sei an den Menschen und ihren Beziehungen nicht festzumachen. Dies einmal ernstgenommen, eliminierte sich die Wissenschaft von der Gesellschaft als die Suche nach Gesetzmäßigkeiten menschlichen Handelns von selbst. Übrig bliebe nur die Beschreibung einer unbegriffenen Realität. Wesen und Erscheinung bleiben ineinander verwoben. Der Präntation einer Erklärung von Sachverhalten als Aufgabe einer jeden Wissenschaft hätte sich solche falsche Bescheidenheit weitgehend ergeben (18).

Was hier an Indizien und Tendenzen zusammengetragen wurde, kann kein fertiges Bild des Faches sein. Zu hoffen bleibt, daß die negative Kennzeichnung der Volkskunde durch ihren radikalsten Kritiker der 70er Jahre, W. Emmerich, durch die Entwicklung des letzten Jahrzehnts doch unwiderruflich überholt ist:

"... auch heute arbeitet die größere Zahl ihrer gegenwärtigen Vertreter mit Forschungsansätzen, die sich durch Theoriefeindlichkeit, methodologische Naivität und in deren Folge Dilettantismus auszeichnen..."

Anmerkungen

- 1 Vorwort zu: A. Lehmann: Das Leben in einem Arbeiterdorf. Stuttgart 1976.
- 2 Vgl. z.B. die Kennzeichnung bei E.K. Scheuch Ende der sechziger Jahre: "Ethnologie und Volkskunde verwandten schon frühzeitig in weitem Maße Interviews, überwiegend als Quelle neuer Information, und dem freien Gespräch verwandte Formen. Leider war jedoch bis in die jüngste Zeit die Ethnologie und in stärkerem Maße die Volkskunde methodisch wenig bewußt im Hinblick auf ihr Vorgehen bei der Sammlung von Primärmaterial." - Das Interview in der Sozialforschung, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1, Köln 1968, S. 139.
- 3 Ästhetik und Kommunikation (ÄuK), Heft 42, Dez. 1980, S. 97.
- 4 ÄuK, S. 117.
- 5 Zur Spezifik volkswissenschaftlicher Arbeit, in: ZsfV, 1980/I, S. 20.
- 6 E. Noelle: Umfragen in der Massengesellschaft. Reinbek b. Hamburg S. 31.
- 7 Dies ist m.E. ein urdemokratisches Prinzip. Zu dessen Kehrseite - "Abstraktion von der Person", "Verlust der Ganzheit" des Individuums - und den daran anknüpfenden Bedenken (etwa dem Mißtrauen der Berichteten) hat E. Noelle erste, noch unzureichende Erläuterungen gegeben, vgl. S. 26-31. Recht hat sie allerdings bei der Kennzeichnung des folgenden Mißverständnisses: "Weil die Umfrageforschung die gleiche 'Sprache' spricht wie der Gesetzgeber oder die Administratoren, wird unbewußt geschlossen, die Umfragen stellten eine gefährliche Macht dar." (S. 30).
- 8 Abschied vom Volksleben, S. 77.
- 9 Ibid., H. Neißer: Statistik, eine Methode der Volkskunde, S. 105-123.
- 10 M. Matter et.al.: Das Projekt 'Kiebingen', in: ZsfV, 1980/I, S. 97.
- 12 ÄuK, S. 101.
- 13 Ibid.
- 14 Bereits 1975, als gerade H. Lefebvres "Kritik des Alltagslebens" erschienen war, las H. Bausinger über Alltag.
- 15 R.W. Brednich: Projekt Saskatchewan. Neue Aufgaben und Methoden volkswissenschaftlicher Empirie, in: ZsfV 1977/1, S. 283. Sich an den Verkehrsformen der Menschen "orientieren" soll wohl nicht einfach heißen, sie sich zum Untersuchungsthema machen - das ist wohl der selbstverständliche Ausgangspunkt jeder Sozialwissenschaft. Orientieren meint hier vielmehr, die Verkehrsformen und Gewohnheiten nicht mehr länger mit der Distanz des Wissenschaftlers zu betrachten, sondern sich stattdessen als

selbst Betroffenen zu thematisieren. - Die Wissenschaft macht sich unauffällig - hebt sie sich damit nicht auf?

16 Zit. nach ÄuK, S. 96. Fast wörtlich dazu vgl. Brednich S. 297 (s. Anm. 15).

17 Im einzelnen nachzulesen in: Lebenswelt und soziale Probleme, Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980. Hrsg. Joachim Matthes. Frankfurt/New York 1981.

18 Ein letztes Indiz aus der Volkskunde: Bemerkungen aus Utz Jeggle's Kiebingen-Buch. "Jedes Gespräch blieb in der Regel nur eine Ausdrucksform der Bedingungen", schreibt er, und: "Das Wissen-Wollen als Grundgestus bestimmte jeden Kontakt und erwies sich je störender, je besser wir mit den Kiebingern bekannt wurden." (S. 278f). Wird hier nicht die Wissenschaft sich selbst zum Hindernis? Hebt sie damit nicht den Anspruch auf, mit dem sie - einerlei, ob explizit oder nicht - angetreten ist, mehr zu sein als bloßes Erleben und Erfahren?

Ralf Beckmann
(zur Abfassungszeit im Frühjahr
1983 noch in Marburg, jetzt in
Tübingen ansässig)

PROBLEME MIT FELDFORSCHUNG

Ralf Beckmanns Kritik am Tübinger Theorieverständnis und seine Ratlosigkeit angesichts unseres ihm unklaren methodologischen Orts verwirren mich ein wenig. Wissenschaft geschieht ja nicht in flapsigen Anmerkungen im Rahmen eines Gesprächs mit einer Zeitschriftenredaktion. Das ist allenfalls das Scherz. Die ernstesten Stücke sind Wort für Wort nachlesbar in diversen Aufsätzen. Zu Büchern kommt ja kaum mehr einer der Lehrenden, der sich seiner pädagogischen Verantwortung bewußt ist (und das ist vielleicht nicht die schlechteste Folge der Ausbildungsüberlast der Universitäten). Wenn man Wolfgang Brückner beispielsweise an seinen gelegentlichen Albereien in den Bayerischen Blättern oder Goethe am Jahrmarkt von Plundershausen messen würde, wäre ja auch nicht deren Gesamtproduktion zutreffend charakterisiert. Oder anders gesagt, wenn schon Ralf Beckmann die Repräsentativität wie einen Fetisch vor sich herschleppt, sollte er auch den Stein der Erkenntnis bzw. des Anstoßes nicht im Split suchen.

Also bündig und kurz: tät er unsere Sachen lesen, wüßt' er, wo wir stehen, würde er auch merken, daß dieses Tübinger Lager so geschlossen nicht ist, sondern daß es da schon immer Differenzen und Differenzierungen gab, und daß diese - zum Glück für die Diskussion und den Arbeitsprozeß - nicht wegdiskutiert und durch "erfolgreiche Forschung" mit "jederzeit nachprüfbar Ergebnissen" (in einem solchen Satz, leider, steckt für mich theoretische und methodologische Naivität!) erledigt wurden, sondern durch verschiedene Bewegungen vielleicht sogar größer, Spannungsvoller und überraschender geworden sind.

Ralf Beckmanns Irritation zeigt aber auch, daß wir zu wenig über den wissenschaftlichen Ort, an dem wir uns befinden, Rechenschaft ablegen und daß die Anfrage eines früheren Fans (dies einmal unterstellt) der Tübinger "Schule" - die ja immer nur außerhalb von Tübingen existent erklärt wurde - durchaus auch eine legitime und solidarische Seite besitzt. Wenn jemand wissen will, wo ich eigentlich stehe, verdient er darauf auch eine Antwort. Deshalb will ich jetzt auch nicht meiner Lust nachgehen, die Kritik zurückzuweisen durch den Nachweis, daß alles gar nicht so sei, oder den Hinweis auf deutliche Unschärfen und Probleme in der vorgetragenen Kritik, sondern ich will die Frage ernst nehmen, wie halte ich es derzeit mit der kulturwissenschaftlichen Empirie. Wie es die anderen Tübinger Kollegen damit halten, weiß ich; die Unterschiede sind groß genug, um für sie nicht mitreden zu können, sie sind aber auf alle Fälle zu klein, um spalterische Keile in unser Team zu treiben.

1. Repräsentativität

Repräsentativität in dem statistischen Sinn war wirklich nur vorübergehend ein Problem. In der ersten Öffnungsphase für die mechanisch verfahrenende empirische Sozialforschung war es auch mir ein Wunsch, mit relativ kleinen Samples Aussagen über möglichst große Populationen zu machen. Dieses Bedürfnis nach einer rechnerisch gesicherten Beziehung zwischen zufällig ausgewählten Repräsentanten und einer viel größeren Masse des Repräsentierten hatte bei mir die neugierige Beschäftigung mit Statistik zur Folge, die ich dann mit einem SPSS-Kurs (Statistical Package for Social Science) und einer vierzehntägigen Wallfahrt in das Mekka der SPSS-Programme Colchester, University of Sussex, abschloß. Je größer meine spielerische Lust an der Maschine und ihren verblüffenden Möglichkeiten wurde, desto klarer wurde mir auch, daß solche Fragen nach durchschnittlichen Häufigkeiten und Mehrheiten für eine problemorientierte Kulturwissenschaft nicht das wichtigste sind. Wir wollen ja nicht nur repräsentative, sondern vor allem wichtige Fragen angehen, wir wollen uns nicht nur mit repräsentativen sozialen Gruppen beschäftigen, sondern wir stellen in erster Linie in Frage, was bestimmte Gruppierungen für den kulturellen Prozeß eines bestimmten Raumes oder in einer bestimmten Zeit bedeuten. Wenn wir haargenau die Bedingungen des antifaschistischen Widerstands in Mössingen kennen, dann lassen sich auch Vermutungen darüber formulieren, weshalb er sich anderswo anders oder nicht formierte; wenn die Erinnerungen und Lebensgeschichten von zehn Frauen aus unserer Gegend in der Zeit nach 1945 exakt studiert und analysiert werden (wie von Gudrun König in ihrer Magisterarbeit), lassen sich qualifizierte Hypothesen ableiten, die von Relevanz sind für die Gesellschaftsgeschichte, auch wenn sie nicht repräsentativ sein sollten.

Freilich wäre es schön, wenn unsere Ergebnisse auch statistisch repräsentativ wären - aber sie sind es eben nur zum Teil. Repräsentativität als zentrale Leitstelle unserer Arbeit würde unseren Aussagen zwar einen Zugewinn an Sicherheit bringen, zugleich aber eine so merkbare Einschränkung unserer Ideen und unserer Phantasie bedeuten, daß der Mut zur qualifizierten und bedenkenswerten Hypothese den Verzicht auf wünschenswerte, aber für mich nicht unabdingbare Genauigkeit rechtfertigt. Natürlich sehen auch wir unsere Probleme im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen Prozessen, wir wollen auch etwas über andere Dörfer, Vereine, Parteien, Gruppen, Teilkulturen etc. aussagen, wenn

wir einen Fall exemplarisch erforschen. Aber die Verknüpfung zwischen ausgewähltem Beispiel und kultureller Gesamtheit ist nicht unbedingt im statistischen Sinn repräsentativ, gleichwohl gibt es einen Zusammenhang. Wir bemühen uns, diese Verbindung zwischen einzelnen kulturellen Erscheinungen und der Gesamtstruktur zu enthüllen, indem wir zeigen, unter welchen Bedingungen kulturelle Prozesse wie ablaufen. Diese multifaktorielle Bedingungsanalyse geht davon aus, daß in einer Kultur vielfach bedingende und bewirkende Zusammenhänge bestehen, deshalb sagt ein Umstand auch immer etwas über andere aus - allerdings in einer je neu zu bestimmenden Art und Weise. Das heißt, die Repräsentativität ist nicht als formales Prinzip festzulegen, sondern von Problem zu Problem ist die spezifische Relation zwischen Besonderem und Allgemeinem neu zu bedenken - vom Forscher und vom Rezipienten.

2. Zuverlässigkeit und Gültigkeit (Reliabilität und Validität)

Ob die Schwaben lieber Rot- oder Weißwein trinken, ist eine einfache Frage, die mit einfachen Mitteln sehr zuverlässig zu erforschen ist und die für die Württembergische Zentralkellerei in Möglingen sicherlich auch von Belang ist, aber für uns Sozialwissenschaftler - selbst wenn wir Mentalitätskundler sind - ist die Antwort nur eingeschränkt interessant - auch wenn die Richtigkeit der Forschung unbestreitbar ist. Bei den zuverlässigen Nachbarn der EKW im Verbund der Sozialwissenschaft, also in bestimmten Richtungen der empirischen Sozialforschung und der Sozialpsychologie gibt es einen Trend, mit großem Aufwand immer genauere Verfahren über immer banalere Fragen zu entwickeln. So hörte ich unlängst den Vortrag eines quantitativ vorgehenden Curricularforschers, der über den Prozeß des "enthusiastic teaching" alle Literatur zusammenfaßte und eigene Recherchen angestellt hatte, die allesamt zu dem Ergebnis kamen, daß ein von seiner Sache angetaner Lehrer mehr Erfolg bei den Schülern hat als ein desinteressierter. Man weiß es jetzt genau.

Ich finde, es ist im Rahmen der Wissenschaft auch Platz für solche Versicherungsmathematik - aber sie sollte nicht das einzig legitime Paradigma sein, das anderen vorschreibt, was Wissenschaft sei und was nicht. Über dem verständlichen Wunsch nach Absicherung stellt sich oft gar nicht mehr die Frage nach der Bedeutung eines Ergebnisses; da werden mit einem ungeheuren Ernst Nußbaumtruhen im Wohnzimmer gezählt, die Geschwindigkeiten von Geisterfahrern auf der Autobahn gemessen - aber die erreichte Genauigkeit der Resultate steht in keinem Verhältnis mehr zur Relevanz der Frage. Adorno mutmaßte: "Durchs Bestreben, sich an hieb- und stichfesten Daten zu halten, ... droht der empirischen Sozialforschung die Beschränkung aufs Unwesentliche im Rahmen unbezweifelbarer Richtigkeit. Oft genug werden die Gegenstände durch die Methoden vorgeschrieben, statt daß die Methode dem Gegenstand sich anmaßt." (Soziologische Exkurse, Frankfurt 1956, S. 109). Das heißt, die Bemühung um Objektivität, die ja für Wissenschaft als spezifisch organisierte Erfahrungs- und Erkenntnisform unerlässlich ist, ist in Gefahr, nebensächliche Genauigkeit zu produzieren.

Günter Rager hat in einem aufwendigen inhaltsanalytischen Verfahren die Meinungsvielfalt der Presse im Raum Ludwigshafen untersucht und - wissenschaftlich genau - herausgebracht, daß es zwar mehrere Zei-

tungen und Meinungsmacher gibt, daß sie aber - kurz gesagt - alle so ziemlich die gleiche Meinung machen. (Publizistische Vielfalt im Lokalen, Untersuchungen des LUI, Bd. 53). Thomas Rietschel hat mit dem Ragerschen Fragebogen das Schwäbische Tagblatt in Tübingen untersucht, und er hat nach mühsamer Datenarbeit herausgebracht, daß in diesem Lokalblatt viele Leserbriefe gedruckt werden und der Oberbürgermeister häufig im Bild erscheint - lauter Dinge, die ihm jeder Tagblattleser auch hätte erzählen können, aber dann wäre es eben nicht Wissenschaft gewesen.

Es ist gut, daß sich wissenschaftliche Erkenntnis in ihrer überprüfbaren Genauigkeit von Alltagswissen unterscheidet, und es ist gut, daß es in dieser Welt voller unzuverlässiger Atomkraftwerke und Politiker eine Instanz gibt, die sich der Zuverlässigkeit verschrieben hat; aber wissenschaftlicher Aufwand sollte in Relation zur Bedeutsamkeit der Fragestellung stehen - auch da gibt es eine Unverhältnismäßigkeit der Mittel. Hinzu kommt, daß die zuverlässigste Aussage über Luftverschmutzung oder genaueste Gutachten über die Problematik des Kabelfernsehens nichts nützen - wenn sie von den Politikern in den Papierkorb geschmissen werden. Das ist freilich noch ein anderes Problem, das aber darauf verweist, daß Methodologie in den Sozialwissenschaften nicht in innerwissenschaftlichen Regeln der Genauigkeit sich erschöpfen darf, wenn der Bezug zur Realität wichtiger ist als der Triumph der Genauigkeit.

3. Demokratisierung der Befragung

Die Geschichte des Tatsachenblicks (Bonß) und der empirischen Sozialforschung (Bernier) ist in letzter Zeit eingehend untersucht worden; natürlich steht ihre Entwicklung im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der bürgerlichen Herrschaft und Sehweise von Welt (Entstehungszusammenhang!), aber doch nicht so schlicht, wie Frau Noelle-Neumann sich das träumt. Sie sollte über die Aussagekraft ihrer Wahlumfragen nachdenken, aber nicht die Demokratisierung von Sozialwissenschaft dann registrieren, wenn einer, weil er Pech hat und in die Stichprobe kommt, seine belanglose Meinung darüber abgeben darf, ob er Senf lieber hat als Meerrettich, die CDU ihm noch näher liegt als die sich allen nahelegende FDP. Der Kreuzmacher bei den Wahlen alle paar Jahre, der mag ja noch als Garant von schwunddemokratischen Vorstellungen angehen, aber der ausgefragte Herr Jedermann als der Träger einer demokratischen Wissenschaft, das ist ein Witz, der Meinung haben mit Meinung machen nicht ohne Absicht verwechselt: die Kuh wird auch gemolken und den Käse ißt der Bauer!

Das Instrumentarium der empirischen Sozialforschung ist in die Gesellschaftsgeschichte eingebunden; da dieser Prozeß nicht geradlinig ins Reich der Zukunft führt, sondern durchaus zwielichtig ist, gibt es zwar auch erhellende Studien, so wie das dem Kinsey-Report nachgesagt wurde, der sicherlich die Schuldgefühle onanierender Knaben entlastete, aber es existieren eben auch Enquêtes, die wenn nicht antidemokratisch in Vorgehensweise und Absicht sind, so doch für solche Zwecke eingesetzt werden können. Die empirische Sozialforschung findet nicht im herrschaftsfreien Raum statt, Planung, Verfahren und Verwertung von Wissenschaft sind auch von anderen, exogenen Kräften beeinflusst, deshalb verändern sich auch wissenschaftliche Interessen und Arbeitsweisen im Rahmen von gesellschaftlichen Umbrüchen.

4. Mit Gewähr

Der alte Gewährsmann, der vom wandernden Riehl ja auch ganz schön hinters Licht geführt wurde, ist tot, aber er sollte nicht durch die Nummer des Zufallssamples ersetzt werden, sondern durch einen Gewährsmenschen neuen Typs, dessen Lebenszusammenhang und Alltagsstruktur die Gewähr gibt, daß er Relevantes über sich mitteilt, und zwar auch dann, wenn er schweigt, schimpft, stöhnt oder die Wissenschaftler zum Teufel jagt. Mit dieser Methode, die die Beziehung von Wissenschaft und Objekt reflektiert und als Material mitinterpretiert, lassen sich neue dunkle, sprachlose, oft geheimnisvolle Ebenen des sozialen Lebens erschließen. Aber auch in diesen einfühlsamen Verfahren bleibt der Befragte Objekt, alle Versuche, durch Wortsäuberung die Objekte zu Subjekten zu machen, sind grammatikalischer Unfug und ändern am Verhältnis so wenig, wie der Putzfrau der Name Raumpflegerin nützt. Wem diese Struktur nicht paßt, der möge sich daran halten, daß im Satz: "Ich liebe Fritz" letzterer auch bloß Objekt ist, dies muß aber der Zärtlichkeit der Beziehung keinen Abbruch tun. Der neue Gewährsmensch wird also nicht durch Streicheleinheiten über seinen Wert getäuscht, sondern in der Beziehung zu ihm erklärt sich auch Wirklichkeit. Das hat zwei Seiten: der jugendliche Motorradfahrer, der mir erzählt, daß seine Maschine 45 PS hat, ist die eine, informative, und der gleiche, der mich zur Mitfahrt einlädt und mich bei ihr in Todesangste zu stürzen versteht, repräsentiert auch die andere, die interaktive. Beide Seiten liefern Material, das interpretationswürdig ist, und aus dem die Welt dieser Jugendlichen aus meiner Sicht rekonstruiert werden kann.

So lassen sich auch Erfahrungen von Aggression und Angst eröffnen, die in konventionellen sozialwissenschaftlichen Settings schwer zugänglich sind. Verschiedene Arbeiten am LUI, die von Dornheim/Alber über den Umgang mit dem Krebs, oder die von Maurer/Maurer über die Einstellung zum Selbstmord zeigen, daß solche Zonen nur mit hochsensiblen und emotional voll beteiligten Forschern und Forschungsv erfahren zu bewältigen sind - und da ist es oft noch sehr schwer, die anbrandenden Emotionen auszuhalten. Freilich gibt es nach wie vor im wissenschaftlichen Feld grobe Klötze, auf die noch immer ein grober Keil gehört, und die eine Standardisierung und ein quantitatives Forschungsprogramm notwendig machen, aber in solchen Bereichen ist die EKW den Datenwärttern und Korrelationsdompteuren der Nachbarwissenschaft zumeist unterlegen. Unsere Chance sehe ich stärker in der Kraft, zusehen und zuhören zu können und mit einem anschniegenden methodischen und begrifflichen Instrumentarium maßgeschneiderte Problemlösungen anzubieten - wenn das gute Stück dann mal nicht richtig paßt, ist es auch nicht so schlimm, schließlich bauen wir keine Reaktoranlagen (die im übrigen einem Flugzeugabsturz dann doch nicht standhalten!).

5. Objektivität

Objektive, gültige, richtige Ergebnisse sind natürlich das Ziel unserer Wissenschaft, wenn sie sich vom orientalischen Märchenerzähler unterscheiden will, aber sie sind ein Ziel, das nicht wie bei einem Hundertmeterlauf zu erreichen und zu durchheilen ist. So wurde der szientistische Anspruch, wie in Beckmann vertritt, schon von Popper als Mißver-

ständnis zurückgewiesen. Bei Popper liegt die Objektivität nicht in den Ergebnissen, sondern es heißt: "Die Objektivität der wissenschaftlichen Sätze liegt darin, daß sie intersubjektiv nachprüfbar sein müssen" (Logik der Forschung, Tübingen 1971, S. 80). Für eine Kulturwissenschaft, zumindest soweit sie historisch und im Feld arbeitet, kann die Erzeugung von Daten nicht wiederholbar sein: ein historisches Faktum ist genauso einzigartig wie ein Gespräch, das am Morgen anders verläuft als am Abend, und mit einer Frau anders als mit einem Mann, und mit einem Studenten anders als mit einem Dozenten, und nächsten Monat anders als diesen und in Stuttgart anders als in Reutlingen etc. Intersubjektivität kann sich für unsere Methodik nur auf die Bedingungen der Datenerzeugung beziehen: die Situation des Gesprächs muß dem Forscherkollegen voll durchsichtig sein, der Entstehungsprozeß der Daten muß so plastisch werden, daß der Vorgang mit allen Lücken, Fehlern, Schwächen, Schwierigkeiten dem Leser rekonstruierbar sein muß. Die Prinzipien dieser Offenlegung wären noch zu bestimmen, hier ist dafür nicht der Platz, ich empfehle zur Lektüre neben Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, München 1973, das Buch von Dietmar Sauer mann: Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters, Münster 1980, in dem mit einer für volkskundliche Gewohnheit neuen Offenheit über die Spezifik der Datenherstellung geredet wird. Sauer mann macht deutlich, wie bestimmte Themen (Hausbau, Verhältnis zum Sohn) erst durch die Gesprächssituation relevant werden, soll heißen, er versteht und interpretiert die Fakten in dem sie bedingenden Rahmen - und er kann so sogar durch den Kontakt zu Herrn Dunkmann sein volkskundliches Erkenntnisinteresse verändern. Solche Damaskuserlebnisse bräuchten fürwahr andere Forscher auch, damit sie die Wichtigkeit des Entstehungszusammenhangs von Daten respektieren lernen und nicht als "Kapitulation vor der unbegriffenen Realität" diskreditieren. Dies ist jedenfalls ein gefährlicher salto mortale von Ralf Beckmann, denn der Entstehungszusammenhang der Daten ist im Rahmen unserer Methodologie die einzige Chance, das Ziel Objektivität nicht aus dem Auge zu verlieren und die verschiedenen Konstruktionen der Wirklichkeit zu verstehen. Da aber bei der Entstehung der Daten das forschende Subjekt beteiligt ist, kann die Frage der Subjektivität nicht durch eine Amnesie der Forschungsgeschichte gelöst werden, sondern die Analyse der subjektiven Anteile gehört zum Ziel Objektivität unabdingbar dazu.

6. Subjektivität

In den Sozialwissenschaften wird Subjektivität häufig wie ein Makel behandelt, dem Subjekt ist nicht zu trauen. Wenn man häufiger in wissenschaftlichen Gremien sitzen muß, versteht man dieses abgründige Mißtrauen zwar, aber dies erlaubt nicht, den Anteil des Subjekts zu leugnen. Gerade weil das forschende Subjekt häufig nicht ganz zurechnungsfähig ist, muß sein Beitrag mit scharfem Auge methodisch wachsam verfolgt werden. Egal ob im Konflikt zwischen Margret Mead und ihrem mißgünstigen Kritiker Derek Freeman oder zwischen Noelle-Neumann und den Berliner Interpreten Klipstein/Strümpel der deutschen "Faulheit" (Spiegel vom 27. Juni 1983), immer wieder zeigt sich, daß in der Formulierung der Fragen, im Planen der empirischen Vorgehensweise, in der Interpretation des Materials Subjekte agieren, über die man mehr wissen müßte, um die Fragestellung, die Daten und die Deutungen zu überprüfen. Gerade daß Frau Noelle-Neumann nicht reflektiert, daß sie eine Frau und in der CDU und sonst noch so mancherlei ist, macht es dem ungläubigen Rezipienten schwierig, ihre Analyse zu

akzeptieren. Wissenschaft, die Möglichkeiten und Hemmungen des Subjekts nicht radikal mit einbezieht, wird sich zwar immer mit der Genauigkeit der Daten tarnen können, aber sie wird es beispielsweise nie erreichen, politische oder weltanschauliche Gräben zu überspringen. Die Pseudo-Objektivität in unseren Sozialwissenschaften sieht doch realiter so aus, daß trotz reliabelster Rahmenbedingungen ein rechter Wissenschaftler einem linken nichts glaubt und umgekehrt, und daß der wissenschaftliche Diskurs letztendlich auf Konfessionsstrebenebene regrediert ist - weil mit scheinbar objektiven Daten gefochten wird, die den Entstehungszusammenhang von Daten und den dabei fundamentalen Einfluß des Subjekts leugnen. Die Forscher tun so, als seien ihre Ergebnisse objektiv, und die Rezipienten glauben ihnen nicht, weil sie die Relevanz der Forschung eben vom subjektiven Standort des Forschers her bestimmen. Trivial gesagt: Ich glaube den Untersuchungen von Frau Noelle-Neumann nicht, egal wieviel rechnerische Sicherungssysteme sie bietet, weil sie politisch wo anders steht - und ich weiß, umgekehrt ist es genauso; da hält man es bloß für klug, dies nicht zuzugeben. So wäre Offenlegung der subjektiven Bedingungen von Forschung die Möglichkeit, auch die Ergebnisse anders gerichteter Wissenschaftler theoriekritisch zu rezipieren und zu respektieren. Über die einführenden Fähigkeiten des Subjekts durch Introspektion zur Erweiterung des Ergebnishorizonts zu kommen, verweise ich auch besser auf obgenanntes Buch von Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Unter welchen Bedingungen die dort entwickelten Übertragungs- und Gegenübertragungsvorgänge für sozialwissenschaftliche Analysen nutzbar gemacht werden können, muß sicher länger und genauer überlegt werden, als dies hier möglich ist.

7. Spiegelbild

Die Einbeziehung des Subjekts macht Schwierigkeiten an Punkten, an denen das Subjekt selbst Probleme hat, sich selber nicht kennt, bestimmte eigene Umstände leugnet, außen sucht, was innen zu finden ist. Es erfordert viel Mut, sich verstärkt in Wissenschaft einzubringen, man ist ja so verletzlich und die wissenschaftliche Öffentlichkeit voller Konkurrenz, Neid, Eifersucht. Man hütet sich deshalb, auch noch Blößen zuzugeben, man gibt sich sowieso schon genug. Aber die kritische Einschätzung der eigenen Person und ihrer Irrationalität ist sicher neben der Statistik der einzig mögliche andere Weg, die Wissenschaft von den darin verborgenen Irrationalismen zu schützen. Der an dem Ziel Objektivität interessierte Wissenschaftler bringt sein Subjekt nicht aus Eitelkeit in den Erkenntnis- und Reflexionsprozeß ein, sondern weil er damit vermeiden möchte, daß seine Vögel mit den Eulen der Minerva verwechselt werden könnten. Die Irrationalität in der Wissenschaft, die sich hinter all der scheinbaren Rationalität gefährlich verbirgt, kann nur gemildert werden, wenn die eigene Irrationalität nicht von vornweg geleugnet wird, sondern als Möglichkeit kritisierbar bleibt. Dann kann kollegiale Kritik nützlich sein - nicht nur für den wissenschaftlichen Prozeß, sondern auch für den Forscher. Es ist die geringere Gefahr, daß Forscher das Feld benützen, um sich darin selbstgefällig zu spiegeln, die schlimmere ist es, daß selbstgefällige Wissenschaftler in der Hoffnung, erfolgreiche Forschung zu betreiben, nicht sehen, wie sie ihre unerkannten eigenen Probleme in das Feld einschreiben und das eigene mit dem Gegenüber verwechseln.

Utz Jeggle

ANYTHING GOES ODER DIE FASZINATION VON LUPE UND SCHMETTERLINGSNETZ

"Der Ball ist rund." (Sepp Herberger)

"Kein Gedanke ist so alt oder absurd, daß er nicht unser Wissen verbessern könnte." (Paul Feyerabend)

I.

Die Aufforderung "einmal Tübingen und zurück" reicht - sagen wir - für einen Göttinger Bundesbahnbeamten aus (vielleicht noch ergänzt durch die Rückfrage "erster oder zweiter Klasse?"), ein gültiges Fahrbillet auszustellen. Ob man mit derlei Formeln ("einmal zur Wissenschaft und zurück") die Entwicklung der Volkskunde erklären kann, muß nach Beckmanns Besinnungsaufsatz mit Fug und Recht bezweifelt werden. Kritik an der Präzision "harter" Methoden, an der Verabsolutierung einer Methodologie oder am "Leitbild einer (vorgeblich) exakten Wissenschaft"; Diskussionen über komplexere Forschungsansätze, qualitative Untersuchungsanlagen oder eine im alltäglichen Leben verankerte Wissenschaftspraxis können sich nur für den als Hinwendung zu Irrationalismus, Theoriefeindlichkeit oder methodologischer Naivität darstellen, der die vielfältigen wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen auf künstliche Alternativen wie quantitativ (= exakt) und qualitativ (= "Kapitulation vor der unbegriffenen Realität") reduziert, nicht willens ist, die Fortschreibung bzw. Neu-Konzeptualisierung wissenschaftlicher Paradigmen auch als ein produktives Infragestellen bisher praktizierter Positionen zu begreifen oder der sich aus Gründen wissenschaftlicher Überidentität für einen methodologischen Ansatz entschieden hat, ohne jemals seine Vorzüge oder Schwächen geprüft zu haben. Dabei dürfte der Vorzug sozialwissenschaftlicher Theorie- und Methodendiskussion der letzten Jahre doch gerade darin liegen, daß es zu einer reflektierten Auseinandersetzung mit bekannten und praktizierten, aber verdrängten Methoden (z.B. mit komplexeren Forschungsansätzen: biografischer Methode; ideografischen Ansätzen: Einzelfallstudie; qualitativen Erhebungsmethoden: narrativen Interviews, Tagebüchern etc.) gekommen ist, um sie für künftige Forschungsanstrengungen unter nun veränderten gesellschaftlichen wie forschungspraktischen Rahmenbedingungen fruchtbar zu machen. Denkverbote oder Berührungssängste scheinen fehl am Platze, weil hinderlich. "Die Wissenschaft ist wesentlich ein anarchistisches Unternehmen: der theoretische Anarchismus ist menschenfreundlicher und eher geeignet, zum Fortschritt anzuregen, als 'Gesetz- und Ordnungs'-Konzeptionen. (...) Der einzige Grundsatz, der den Fortschritt nicht behindert, lautet: Anything goes (Mach, was du willst)." (Feyerabend). Und Feyerabends immerhin denkbare "Antwort" auf Herbergers berühmten Satz kann man sich auch an Wendekritiker Beckmann vorstellen. So wenig zwar Kanonen für Spatzen taugen, so will ich doch seine vereinfachenden, holzschnittartig verzerrten, manchmal Unkenntnis verratenden Bemerkungen zum Anlaß nehmen, einige theoretische wie methodische Grundsätze des Projekts "Medienkultur" zu reflektieren.

II.

Der vielzitierte "Abschied vom Volksleben" hat neben einer Öffnung hin auf sozialwissenschaftliche, empirisch fundierte Methoden (und diese Öffnung ist durch die Diskussion über qualitative Ansätze in den letzten Jahren nur noch intensiver geworden) auch eine Erweiterung des bis dahin vorherrschenden Kanons zur Folge gehabt. Die Medien, die bis zu Beginn der 70er Jahre eine mehr geduldete Rolle spielten, wurden nun systematischer in eine sich als empirische Kulturwissenschaft definierende Volkskunde einbezogen. Das Verhältnis von Medienforschung und Volkskunde entwickelte sich allerdings in einer Phase, als sich in der Medien- (speziell jedoch der Fernseh-)Analyse Überlegungen durchsetzten, das vorherrschend medien- durch ein zuschauer- bzw. nutzer-zentriertes Paradigma zu ersetzen, besser: zu ergänzen. Zunächst bestanden die Beiträge der Volkskunde zur Erforschung der Medienlandschaft mehr in Produkt- bzw. Inhaltsanalysen oder Kommunikatorenuntersuchungen. Publikationen aus Göttingen, Marburg oder Tübingen belegen diese Anstrengungen. Andere Forschungsbereiche wie z.B. Untersuchungen über Medienwirkung blieben weitgehend ausgeklammert - nicht zuletzt wegen mangelnder finanzieller oder personeller Absicherung. Eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Rezeptionsforschung setzte erst Ende der 70er Jahre ein, zu einem Zeitpunkt, als Soziologen, Psychologen und Kommunikationswissenschaftler Ziele und Methoden, Daten und Ergebnisse der traditionellen Wirkungsforschung einer grundlegenden Kritik unterzogen. Zwei Aspekte der Diskussionen seien hier nur herausgegriffen:

- Die Ergebnisse der funkmedia-Analysen, der Teleskopie-Zuschauerforschung oder der Tagesablaufstudien (in Feldforschung mit "harten" Untersuchungsanlagen gewonnen) erwiesen sich bei Vergleichen mit Daten, die in Projekten mit komplexeren Forschungsansätzen ermittelt wurden, als häufig ungenau, lücken- und fehlerhaft und zu wenig alltagsnah. Allenfalls als Rahmendaten (für die werbetreibende Wirtschaft oder für die Programmplanung) waren sie brauchbar. Die Gründe für diese fehlende Genauigkeit massenmedialer Umfrageforschung lagen zum einen im Ausblenden sozio-kultureller Bedingungen, Indikatoren und Variablen, zum andern in der Nicht-Berücksichtigung psychosozialer Dispositionen, schließlich in der theoretischen wie methodischen Reduktion der Vielfalt des alltäglichen Interaktionsgeschehens - alles Grundlagen mithin, die eine qualitativ ausgerichtete Rezeptionsforschung (aber auch einige Feldforschungsprojekte mit quasi-experimentellen Untersuchungsanlagen) als bedeutsam klassifizierten.

Eine Aussage aus der Teleskopie-Forschung wie, alle 3-7jährigen Kinder würden durchschnittlich 62 Minuten pro Werktag fernsehen, ist so exakt wie sie zugleich abstrakt und ungenau ist. Denn solche Zahlen verdecken die Tatsache, daß es Kinder in dieser Altersgruppe gibt, die wesentlich kürzer (weil nicht täglich) vor der Glotze hocken, daß es aber demgegenüber viele Kinder gibt, die länger (bis zu 5 Stunden täglich) fernsehen. Doch erst dann, wenn man diese aufgeschlüsselten Daten in Relation zu Bildung, Schicht, Alter und Beruf der Eltern, zu der psychosozialen Situation in der Familie oder anderen unmittelbaren Umwelteinflüssen (Schule, Freunde, Wohnung etc.), zu Kommunikationsbedürfnissen und situativen Rahmenbedingungen des Medienhandelns setzt, sind sie angemessen zu interpretieren, sind Modelle kindlichen Medienhandelns zu entwickeln oder Überlegungen für (medien-)pädagogische

Maßnahmen zu treffen.

- Mich erstaunt, mit welcher Leichtfertigkeit die Umfrageforschung als Beitrag zur "Demokratisierung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse" gehandelt wird. Gerade die Geschichte der Umfrageforschung innerhalb der massenmedialen Wirkungsforschung (seit den 20er Jahren) oder die Entstehung statistischer Verfahren wie der Zufalls- oder der Quotenstichprobe (z.B. in Zusammenhang mit den "sample surveys" der 30er Jahre) in den USA machen die kommerziellen und sozialtechnologischen Aspekte von Massenbefragungen überdeutlich. Die meisten Forschungsprojekte waren/sind in Zielsetzung wie methodischer Ausrichtung abhängig vom Auftraggeber (z.B. der Werbung) und damit in ihrer Aussagekraft erheblich eingeschränkt. Ökonomische und sozialpolitische Verwertungszusammenhänge kennzeichnen die Mehrzahl der Projekte.

Dies gilt in abgeschwächter Form für viele Massenbefragungen in der BRD seit den 50er Jahren ebenso; Umfragen, deren Ziele und Methoden größtenteils durch die kommerziellen und kurzfristigen Intentionen der Auftraggeber mitbestimmt waren. Die grundsätzliche Kritik an dieser Art Forschung zielt auf das reduzierte Erkenntnisinteresse, das eingeschränkte methodische Instrumentarium und die fehlende Reflexion des Verwertungszusammenhangs der Daten. Sie will deshalb zu Perspektivewechsel, einer Horizonterweiterung hinsichtlich wissenschaftlicher Zielsetzung, Methodenvielfalt und Wissenschaftspraxis beitragen.

Die immer wieder hervorgehobene intersubjektive Überprüfbarkeit und Transparenz empirisch-statistischer Methoden und Ergebnisse der quantitativ ausgerichteten Medienforschung kann nur der hervorheben, der noch nie versucht hat, an Datensammlungen von Markt- und Meinungsforschungsinstituten heranzukommen. Die fehlende Eleganz, die Portion Naivität und auch der Dilettantismus, die manch qualitative Feld- und Einzelfallstudie kennzeichnet, resultiert ja nicht zuletzt daraus, daß hier Untersuchungsanlage, Datenerhebung und -auswertung und die Theoriebildung als Einheit betrachtet und so transparent wie nur möglich gemacht wird.

III.

Der Perspektivewechsel in der Massenkommunikationsforschung - knapp umschrieben als der Wechsel von stimulus-response-geprägten Wirkungsmodellen hin zu einem bedürfnis- und handlungsorientierten Nutzenansatz (also nicht mehr: was machen die Medien mit den Menschen, sondern wie gehen die Menschen mit den Medien um) hat nicht nur zu Forderungen nach soziokulturellen und intra-individuellen Variablen, "weichen" Erhebungsmethoden oder einer Erweiterung des Methodenbestandes geführt, sondern auch die Themenschwerpunkte der Medienforschung erheblich modifiziert. Gefordert wurden nun u.a. Analysen, die die Medien als Bestandteil des Alltags begriffen oder die die sozialen Auswirkungen medialer Kommunikation untersuchen sollten.

Vor diesem Hintergrund müssen auch die Tübinger Projekte zur "Medienkultur" bzw. zum "Medienalltag in der Familie" gesehen werden. Wer (wie Beckmann) die Wendung zur Alltagserfahrung als Wende rückwärts klassifiziert, dem fehlen offenbar Kenntnisse und Kriterien, um die Be-

deutung eines erweiterten Themenkatalogs und Methodeninventars einzuschätzen. Schon ein kurzer Überblick über die bisherige (Feld-)Forschung zum Thema "Medien und Familie" macht einige Desiderate deutlich:

- Es herrscht weithin eine auf das Fernsehen bezogene Betrachtung vor. Der Umgang mit dem Medienensemble, der in der Familie alltäglich praktiziert wird, bleibt ausgeblendet.
- Die komplexe Alltäglichkeit des Medienhandelns wird dadurch noch weiter reduziert, daß allzuhäufig mit dem Modell einer linear verstandenen Belohnung operiert wird. Übersehen wird hier sowohl, daß ein Medienangebot bei zwei Individuen verschiedene Kommunikationsbedürfnisse befriedigen kann, ignoriert wird aber auch, daß es neben einem spezifischen, d.h. an den Intentionen des Produkts orientierten Umgang auch einen unspezifischen, eigenwilligen Gebrauch geben kann, der sich ausschließlich an aktuellen Befindlichkeiten oder lebensgeschichtlichen Situationen des Nutzers orientiert.
- Die Forschungsperspektiven sind vorwiegend stimulusorientiert, zu sehr fixiert auf die "gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit" durch die Medien, so daß die "subjektive Medienwirklichkeit" der Rezipienten, wo sich die medialen Einflüsse aufbauen und vollziehen, von der Forschung vernachlässigt ist.
- Konzepte über das Alltagsbewußtsein, Alltagswissen oder Lebenswelt sind bisher von der Medienforschung nur ungenügend zur Kenntnis genommen worden. Auch die Wechselwirkung eines erweiterten Freizeitangebots, verschärfter Arbeitsbedingungen und isolierender sozialökologischer Rahmenbedingungen (Umwelt, Wohnung etc.) mit den Ritualen des Medienumgangs blieb ausgeblendet oder plakativ.
- Die bisherigen Forschungen zeigen zwar eine große Zahl von empirischen Methoden und Erhebungstechniken. Es fällt allerdings auf, daß die in früheren Projekten angewandte Methodenvielfalt und Vielzahl an Variablen in neueren Projekten nicht mehr angestrebt wird.

IV.

Ein Projekt, das in Anlehnung wie Weiterentwicklung der Forschung versucht, die Rolle der Medien für den Alltag näher zu bestimmen und den unmerklichen Wandel von Alltagsstrukturen über die Analyse von Veränderungen im Medienhandeln genauer zu erfassen, muß sich - vor allem im Vergleich zu jenen Projekten, die vorgeben, Problem- und Fragestellungen schon als gültig erkannt zu haben - den Vorwurf unspezifischer Themenstellung wie Zielsetzung gefallen lassen. Gleichwohl vermag ein Stichwort wie "Medienalltag" den ganzheitlichen Horizont und die Komplexität des Problems besser und genauer zu umschreiben als andere, die Vielfalt von vornherein reduzierende Begriffe oder Ansätze. Das Spezifische der Kategorie "Medienalltag" ergibt sich zum einen aus der kritischen Würdigung vorhandener Ansätze zur Erforschung des familialen Medienalltags, vor allem aber aus den Daten und vorläufigen theoretischen Erklärungsmodellen der bisher am Institut durchgeführten Medienprojekte. Um den Zusammenhang bzw.

die Wechselwirkung von Fragestellung bzw. Zielsetzung, von Untersuchungsanlage, von Datenerhebung und -auswertung und von möglichen weiteren Schritten (z.B. Modifikation der Problemstellung, Veränderung der Untersuchungsanlage etc.) darzustellen (um so weiter das Spezifische des Stichworts "Medienalltag" herauszuarbeiten), sei auf einige wenige konkrete Untersuchungsergebnisse des Projekts "Medienkultur" und daraus resultierende Schlußfolgerungen eingegangen:

- Menschen erwerben bereits früh Konzepte darüber, wie mediale Angebote, wie thematische und formale Elemente in Medien auszusehen haben.
- Genre- und Angebotspräferenzen sind lebensgeschichtlich mitgeprägt. In die gegenwärtige Wahrnehmung von Medien geht immer schon erworbenes, vorangegangenes Wissen über den Medienumgang mit ein. Medienhandeln ist das Ergebnis von (familialer) Sozialisation.
- Dazu gehört, daß Vorlieben für bestimmte Medienangebote bzw. Nutzungsmuster durch die Familie mit ausgebildet und oft auch dann "weitergelebt" werden, wenn der familiäre Kommunikationsraum verlassen wird. Das bedeutet auch, daß die Integration eines neuen Medienangebots durch die Wirksamkeit biografisch bedingter Sperren beeinflusst werden kann.
- Die Menschen gehen nie mit dem gesamten Medienangebot um, sondern sie stellen sich vor dem Hintergrund der individuellen wie gesellschaftlichen Situation ein je subjektiv bedeutsames Medienangebot zusammen. Aufgrund dieses Prozesses kommen bestimmte Medienangebote für die einzelnen Menschen nicht in Betracht. Sie existieren nicht in den Medienkonzepten der Nutzer.
- Medien sind relevante Bestandteile des Alltags. Die für das Subjekt bedeutsame Medienwirklichkeit wird durch dessen sinnhaftes Handeln konstituiert. Von daher ist es erforderlich, das Medienhandeln jeweils aus der Perspektive des Nutzers zu verstehen. Medien werden von Familienmitgliedern eingesetzt, um zwischenmenschliche Beziehungen zu definieren oder Probleme zu "lösen"; familiäre Kommunikations- oder Rezeptionsgewohnheiten sind am Standort bzw. Nutzungsort des Mediums abzulesen oder Spezifika der Rezeptionssituation sind für subjektive Bedeutsamkeit eines Mediums genauso entscheidend wie dessen Inhalt.

Etwas verallgemeinernd kann man festhalten, daß den im Projekt praktizierten Rezeptionsanalysen ein verstehend-interpretativer Ansatz zugrundeliegt: er sucht den Rezipienten in seiner Alltags- und Lebenswelt, seinen individuellen und sozialen Bedingungen und Voraussetzungen auf und versucht, jene Strukturen zu beschreiben, die für sein alltägliches (Medien-)Handeln bedeutsam sind. Ausgangspunkt der Untersuchungen ist immer die Komplexität jener Welten, in denen der Rezipient bzw. die Familie verhaftet ist. Verstehend oder interpretativ ist dieser Zugriff deshalb, weil er nicht von konkreten Situationen abstrahiert, sondern z.B. das Medienhandeln immer auf Lebenssituationen oder -geschichten bezieht. Weder das "Außergewöhnliche" der untersuchten Familien oder eine "Kapitulation vor der unbegriffenen Realität" noch die "reine Erfassung und Reproduktion der gelebten Erfahrung" kennzeichnen Datenerhebung und -auswertung; vielmehr hat die Untersuchungsanlage mit der Interpretation sprachlicher Äußerungen oder beobachtbarer Handlungen die Aufgabe, (verallgemeinerbare, gesetzmäßige etc.) Muster von Alltagshandlungen freizulegen. Die Interpretation bleibt somit nicht in der je individuellen oder je unmittelbaren

subjektiven (Lebens-)Wirklichkeit stehen, sondern soll die Beziehung zwischen beobachtbaren Phänomenen und zugrundeliegenden Mustern beschreiben und erklären. Fernseh- und Kommunikationsverhalten in der Familie, Tages- und Wochenabläufe in Abhängigkeit vom Medienhandeln, Kommentare und Stellungnahmen zu den Medien, Genrepräferenzen und Wahrnehmungsmuster sind Repräsentanten von soziokulturellen Strukturen und psycho-sozialen Dispositionen. Oder Erzählungen der Menschen über "ihre" Mediengeschichte können Aufschluß darüber geben, wie sich der Rezipient "seine" Medienwirklichkeit aufgebaut hat. Nicht einer bloßen Reproduktion von Wirklichkeit wird hier das Wort geredet: Ziel des verstehend-interpretativen Ansatzes sind Aussagen über die Genese des subjektiven Medienhandlungspotentials (Medien-"Karrieren"), das sich im Schnittpunkt von persönlicher Biografie und sozio-strukturellen Bedingungen und in Abhängigkeit von historisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen herausbildet.

V.

Damit ist die aus dem Nutzungsansatz (der Medienforschung) bekannte, rezipientenzentrierte Untersuchungsperspektive erheblich erweitert: Der Rezipient geht zwar aktiv mit den Medien um, hat Erwartungshaltungen oder Kommunikationsansprüche, handelt gemäß seiner Bedürfnisse und Interessen. Aber sein gegenwärtig-konkretes Medienhandeln geht eben nicht nur in aktuellen Alltagserfahrungen auf, weil das Medienhandlungspotential sich als Einheit aus Alltags- und Basiswissen darstellt, in das lebensgeschichtlich geprägte Erfahrungen mitgehen. Frühe Eindrücke werden nicht einfach kumuliert, sondern werden als Wissensvorrat sedimentiert und prägen entscheidend lebenszeitliche spätere Aneignungsstile.

Forschungspraktisch heißt das u.a., massenmediale Sozialisation als lebenslangen Prozeß zu begreifen, das Medienhandlungspotential diachron, d.h. orientiert an individuellen Lebensläufen zu betrachten, den Zusammenhang von Lebenslauf, familialer Umwelt und perspektivischer Wahrnehmung des Medienangebots zu beschreiben, subjektive Medienwirklichkeit in seiner Konstituierung durch sinnhaftes Handeln zu erläutern.

Kernpunkte des Forschungsvorhabens sind somit auf Medienhandeln bezogene handlungstheoretische Konzepte, wie sie in den letzten Jahren innerhalb der kognitionspsychologischen Handlungstheorie, der Familienpsychologie, -therapie und -soziologie, des symbolischen Interaktionismus, der verstehenden Soziologie und der Ethnomethodologie diskutiert worden sind. Ein handlungsorientiertes Verständnis der Medienrezeption hat allerdings Konsequenzen für Untersuchungsanlage und -instrumentarien. Methodische Konzepte, die sich weder an Handlungen orientieren noch die Analyse des Medienhandelns in natürlichen Situationen berücksichtigen, Methoden mit hohem Herstellungsanteil also (weil sich hier das Medienverhalten am genauesten messen läßt), werden handlungstheoretischen Grundannahmen in keiner Weise gerecht. Nicht mehr das Experiment kann die ausschließliche Instanz im Vorgehen sein, sondern es wird angestrebt, Daten über alltägliches Medienhandeln in einem natürlichen Umfeld zu erheben. Eine qualitativ orientierte Feldforschung (repräsentative Einzelfälle; direkte/indirekte, systema-

tische/unsystematische Beobachtungen, strukturierte/unstrukturierte Interviews) ist der Zielsetzung und Problemstellung des Projekts angemessener. In diesem Zusammenhang erscheint es notwendig, noch kurz auf die Dimensionen qualitativer Feldforschung, der "weichen" Untersuchungsmethoden einzugehen, zumal Beckmann von einer "Bornierung auf Lupe und Schmetterlingsnetz" und der "Preisgabe des Anspruchs ... auf eine Repräsentativität der Ergebnisse" spricht.

Sieht man die innere (Datenerhebung) und die äußere Validität (Generalisierbarkeit) sowie die Kontrolle über die zu manipulierbaren Variablen als die wesentlichen methodologischen Grundprobleme bei der Feldforschung an, bleibt die Feststellung, daß auch die neueren quasi-experimentellen oder gar "harten" Untersuchungsanlagen die Probleme bei der Repräsentativität, der Messung oder Variablenkontrolle auf je spezifische Weise nicht oder nicht auf zufriedenstellende Weise gelöst haben. Wenn nun volkswissenschaftliche Feldforschung die vorgebliche Präzision "harter" Daten anzweifelt, so steht sie in einem mittlerweile fünfzig Jahre dauernden sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhang.

VI.

Die Wahl für ein "hartes" oder "weiches" Untersuchungsdesign ist vor allem eine Frage des Untersuchungsziels und des Gegenstands. Methoden und Untersuchungsanlagen, die Problem und Gegenstand dem Instrumentarium unterordnen, sind als suspekt zu beurteilen. Wenn es in einem Projekt zunächst nicht um das Aufzeigen repräsentativer Populationszusammenhänge oder um die Kausalbeziehungen einer kleinen Zahl von Variablen geht, sondern um die Analyse konkreter sozialer Strukturen und psycho-sozialer Strukturen, die in größere, komplexere Zusammenhänge eingebunden sind, dann sind "weichere" Untersuchungsanlagen geradezu erforderlich. Auch wenn dabei Fragen der Variablenkontrolle, der Repräsentativität oder der Datenerhebung nicht grundsätzlich gelöst sind, bieten sich solcherart Konzepte für Untersuchungen an, in denen der einheitliche Charakter des Untersuchungsobjekts durch die Daten gewahrt bleiben soll. Eine so verstandene Feldforschung umfaßt zweierlei: zum einen das Feld als eine je spezifische Umwelt, eine komplexe Wirklichkeit, zum andern als eine Phase im Forschungsprozeß, in der es um die Erarbeitung von Fragestellungen, die Adäquanz von komplexen Erhebungsmethoden und die Genese von Modellen geht. Die Faszination dieser Feldforschung macht aus, daß sie nicht streng zwischen Untersuchungsanlage, Datenerhebung und -auswertung trennt, sondern die methodischen Schritte als Einheit und hermeneutischen Prozeß begreift. Feldforschung, die lebenspraktische Erfahrung auf den Begriff bringen, Aspekte der Lebenspraxis verstehen und systematisieren will, muß ein kontinuierlicher Prozeß mit vielfältigen Methoden sein, d.h. auch, daß "harte" Konzepte dann angebracht sind, wenn das Aufzeigen repräsentativer Zusammenhänge und Kausalbeziehungen möglich und gegenstandsangemessen ist.

Das Verhältnis von "harten" und "weichen" Daten ist demnach weder ein über- oder untergeordnetes noch ein vor- bzw. nachgeordnetes sondern abhängig von Untersuchungsziel und -gegenstand.

Der Begriff "Medienalltag" sollte den ganzheitlichen Horizont und die Komplexität des Problems deutlich werden lassen. Daraus muß sich aber ein methodischer Zugriff ergeben, der den ganzheitlichen Aspekt des wissenschaftlichen Problems und den verstehend-interpretativen Ansatz des Medienhandelns einlöst. Mit der Einzelfallstudie hat die Sozialwissenschaft ein Instrumentarium zur Hand, das eine bestimmte Art darstellt, "das Forschungsmaterial so zu ordnen, daß der einheitliche Charakter des untersuchten sozialen Gegenstands erhalten bleibt. Anders ausgedrückt ist die Einzelfallstudie ein Ansatz, bei dem jede soziale Einheit als ein Ganzes angesehen wird." (Goode) Im Gegensatz zu nomothetischen Methoden, denen es mit ihren hohen Realisationsanteilen mehr um das Erfassen analytischer Kategorien oder den Vergleich mit allgemeinen Sätzen geht, beschreibt eine ideografische Methode wie die Einzelfallstudie einen Gegenstand (Person, Familie etc.) in seiner Komplexität und in seinen zusammenhängenden Beziehungen und Prozessen. Ideografische Methoden sind dann notwendig, wenn Bedingungsbeziehungen oder Generalisierungen (noch) nicht klar oder eindeutig sind. Ein Zugriff wie die Einzelfallstudie zwingt den Forscher - ganz im Sinne des verstehenden Ansatzes -, die Beobachtungen und Erzählungen im Bezugssystem des Betroffenen zu sehen, die Angaben und Daten im Rahmen des einzelnen, seiner Umwelt und Lebensgeschichte zu ordnen und zu deuten. Trotz begrenzter Validität oder eingeschränkter Repräsentativität ist die Einzelfallstudie längst kein bloßes Hilfsmittel mehr sondern anerkanntes Instrumentarium, das zu einer systematischen Sammlung und Ordnung von Material, zur Theorie- und Modellbildung, zu am Einzelfall vorläufig bestätigten Fragestellungen dienen kann. Probleme der Validität sind durch die Bestimmung einer "oberen Grenze" der Validität ebenso einzugrenzen wie Fragen der Generalisierbarkeit. So ist die Realitätsgeltung der Ergebnisse durch Replikation an anderen Einzelfällen oder durch repräsentative Einzelfälle (auf der Grundlage von Stichprobenverfahren) zu erweitern.

Kritik an "harten" Methoden soll vor allem ihren vorlauten und frechen Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Präzision treffen, gleichzeitig die Notwendigkeit und Gleichgültigkeit "weicher" Methoden festmachen. Denn gerade die Diskussionen um die qualitativen Forschungsansätze haben gezeigt, daß allzuhäufig die Theoriefeindlichkeit, die methodische Naivität und der Dilettantismus früherer Jahre durch einen Theoriemonothismus, einen empirischen Methodenzwang, einen Verlust an methodologischer Kreativität und den Anspruch des wissenschaftlichen Alleswissers und Bessermachers ersetzt worden ist. "Theorienvielfalt ist für die Wissenschaft fruchtbar, Einförmigkeit dagegen lähmt ihre kritische Kraft." (Feyerabend)

Naivität und eine Portion Dilettantismus nehme ich deshalb für mich in Anspruch, weil ich zwar um die Problem- und Aufgabenstellung, um die methodologischen Auseinandersetzungen und die methodischen Schritte zur Erfassung des Medienalltags weiß, aber über seine Bedingungsbeziehungen nur vorläufige Aussagen machen kann. In diesem Sinne akzeptiere ich denn auch Lupe und Schmetterlingsnetz als ideografische Methoden, wenn ich Lupe (= Einzelfallstudie) und Schmetterlingsnetz (= qualitative Feldstudien oder theoretischer Bezugsrahmen) setze, wenn Lupe und Schmetterlingsnetz die Einheit von Untersuchungsanlage,

Datenerhebung und -auswertung und vorläufiger Modellbildung auszudrücken vermögen. Die Notwendigkeit der Geräte eines Schmetterlingsjägers zeigen die Ausführungen Beckmanns deutlich: seine oberflächlichen Fernrohrbeobachtungen wären beim Gebrauch einer Lupe kaum möglich gewesen, und ein Schmetterlingsnetz hätte seine Gedankengänge vor einem Sturz ohne Netz und doppelten Boden bewahrt.

Literatur:

- Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung (Hrsg.): Medienforschung/Medienpolitik. AfK-Studien Bd. 17. Berlin 1981.
- Bausinger, Hermann: Zur Spezifik volkswissenschaftlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 1980. H. 1. S. 1-21.
- Ders.: Alltagskommunikation. In: Materialien zur Landeskunde 1981. H. 1. S. 4-37.
- Feyerabend, Paul: Wider den Methodenzwang. Skizzen einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt/M. 1975.
- Goode, William J.: Die Einzelfallstudie. In: René König (Hrsg.): Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung. Köln 1968. S. 299-313.
- Jensen, Klaus/Rogge, Jan-Uwe: Der Medienmarkt für Kinder in der Bundesrepublik. Tübingen 1980. (Tübinger Vereinigung für Volkskunde).
- Koolwijk, Jürgen van/Wieken-Mayser, Maria (Hrsg.): Techniken der empirischen Sozialforschung. Bd. 2 (Untersuchungsformen). München 1975.
- Maletzke, Gerhard: Kommunikationsforschung zu Beginn der achtziger Jahre. In: Media Perspektiven 1983, H. 2. S. 114-129.
- Moser, Heinz: Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaft. München 1975.
- Rammstedt, Otthein: Subjektivität und Sozialwissenschaft. In: Schülein et. al.: Entwürfe zu einer historisch-materialistischen Theorie des Subjekts. Frankfurt/M. 1981. S. 39-76.
- Rogge, Jan-Uwe: Familienwelten - Medienwelten. In: Martin Furian/Peter Wittmann (Hrsg.): Television total? Heidelberg 1982. S. 107-122.
- Ders.: Die biografische Methode in der Medienforschung. In: medien und erziehung 1982. H. 5. S. 273-287.
- Webb, E.J. et.al.: Unobstrusive Measures: Nonreactive Research in the Social Sciences. Chicago 1966.

Jan-Uwe Rogge

I. Die Furcht vor der Menge - Zum Einsatz quantitativer Methoden

Der Streit um qualitative oder quantitative Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften ist, soweit er das Problem notwendig kontradiktorisch behandelt wissen will, ja nun fast schon ein alter Hut. Viele Argumente zwischen den Fronten wiederholen sich. Das soll nicht heißen, daß die Fragen und Konsequenzen, die sich daran anschließen und die zu bedenken sind, bereits geklärt wären. Nur scheint der eigentliche Konflikt weniger auf der vorgeschobenen methodischen als vielmehr auf der methodologischen Ebene angesiedelt zu sein. Es geht im Grunde genommen doch um das unterschiedliche Erkenntnisinteresse von Fragestellungen und Forschungsstrategien, um unterschiedliche Perspektiven auf gesellschaftliche Vorgänge und um unterschiedliche Vorstellungen darüber, in welchem Spannungsverhältnis gesellschaftliche Mikro- und Makroprozesse zu sehen sind. Die dabei einzuschlagenden Untersuchungsschritte und Lösungswege hingegen sind wohl ein Problem, das wesentlich niedriger zu hängen ist und das sich gerade im Falle jenes gegenwärtig (wieder) spürbaren Quantifizierungstrends im Kontext der neuen Möglichkeiten der EDV-Technik tatsächlich auf ein eher pragmatisches "Abwägen von Nutzen und Nachteil im konkreten Fall" (1) reduzieren läßt.

Nun können freilich auch solche Scheingefechte durchaus fruchtbar wirken, wenn dahinter Momente des inhaltlichen Richtungstreits zum Vorschein kommen, wie das ja zum Teil in den volkskundlichen Nachbarwissenschaften etwa der Sozialgeschichte, der Soziologie oder der Politologie geschah und geschieht. Und man sollte sich immerhin überlegen, ob die Volkskunde, die sich im Auf und Ab solcher Wissenschaftskonjunkturen meist nicht so recht zwischen zyklischem und antizyklischem Verhalten entscheiden kann und daher lieber wartet, mit ihrer Zuschauerrolle immer gut beraten ist. Ein wenig mehr Beweglichkeit, Außenorientierung, Diskussionsbeteiligung gerade in den Untersuchungsfeldern, in die wir uns mit anderen Disziplinen teilen, schiene manchmal möglich und nützlich, um richtige und falsche Selbstsicherheiten besser unterscheiden zu können. Zwar gewinnt in der Fabel vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel der letztere, weil er (bzw.: sie und er!) klüger, aber eben auch langsamer und bequemer ist. Doch die Fabel sagt leider nichts mehr darüber aus, ob der Igeltrick jedesmal funktioniert und der Wettlauf immer im Kreis an den Start zurückführt. Und selbst wenn, hat der Hase auf diese Weise das 'Feld' und seine Tücken jedenfalls wesentlich besser kennengelernt.

Im übrigen erscheint die Gefahr, sich bei einer solchen Öffnung in unnötigen Moden und Umwegen zu verlieren, auch gar nicht so groß. Wenn man von dem - wie immer schemenhaften - Konsens über die Beschäftigung mit der "Kultur" als der Innenseite, als der konkreten räumlichen und zeitlichen Konstitution von Gesellschaft als dem Gravitationszentrum des Faches ausgeht, dann ist damit auf der methodischen Seite ja von vornherein eine weitgehende Präferenz für hermeneutische Zugangswege zu Geschichts- und Gegenwartsphänomenen ausgesprochen. Was unter dem Stichwort quantifizierende Methoden zusammengefaßt wird, hat so zwangsläufig nur den Charakter von methodischen Hilfsmitteln, die sich den inhaltlichen Fragestellungen und der qualitativen Analyse unterzuordnen haben. Insofern ist die Wahrscheinlichkeit eher gering,

daß sich uns Thema und gesellschaftliches Subjekt unter der Hand - sprich: in Karteikästen, auf Lochkarten, in EDV-Programmen - in statistische und mathematische Konstrukte verwandeln, daß das "Typische" und das "Allgemeine" mit dem "Durchschnitt" verwechselt wird (2). Vielmehr könnte einerseits die Chance wachsen, daß die notwendigen Diskussionen, um wissenschaftliche Exaktheit der Ergebnisse, um Vergleichbarkeits- und Repräsentativitätsanforderungen eben nicht mit falschen, 'technischen' Argumenten geführt werden. Und es würde andererseits jener manchmal spürbaren Tendenz entgegenarbeiten, die Aussagekraft und -reichweite von Ergebnissen volkskundlicher Arbeit zu überschätzen und sie mit zuviel sozialgeschichtlicher, kulturalanthropologischer oder mentalitätsgeschichtlicher Bedeutsamkeit aufzublasen.

Wenn man unter diesem Aspekt einmal das historische Forschungsfeld betrachtet, das für das Volkskunde-Selbstverständnis sicherlich immer noch wesentlich konstitutiv ist, dann ist gerade hier das Arbeiten auch mit quantifizierenden Methoden ohnehin eine Selbstverständlichkeit - zugegebenermaßen eine manchmal noch zu unausgesprochene und zu wenig diskutierte. Das gilt nicht nur für die herkömmlichen statistischen Zugriffsweisen auf Personen und Sachen, auf wirtschaftliche und sozial-kulturelle Beziehungen, bei denen sich die Frage nach der 'harten oder weichen Tour' als Alternative so gar nicht stellt. Es gilt in Ansätzen auch schon für jene neuen Möglichkeiten der Datensystematisierung und der Quellenerfassung und -verbindung, die durch die Weiterentwicklung elektronischer Datenträger und Verarbeitungssysteme erst in den letzten Jahren entstanden sind bzw. sinnvoll nutzbar wurden (3). Ganz grob zusammengefaßt lassen sich hier drei wesentliche neue oder erweiterte 'Gebrauchswerte' der Quantifizierung für volkskundlich-sozialgeschichtliches Forschen erkennen (4):

- die Möglichkeit einer zugleich umfassenderen wie genaueren Profilierung historischer Gesellschaftsgefüge, der einzelnen darin eingebundenen Gruppen und ihrer spezifischen materiellen und kulturellen Reproduktionsstile. Das ist vor allem für die Untersuchung der 'anonymen' Geschichte der unteren Gesellschaftsschichten, "der Massen" bedeutsam, wo die Systematisierung großer, heterogener Merkmals- und Datenmengen oft überhaupt erst die Voraussetzungen dafür schafft, besondere interne Differenzierungen, Gruppenstrukturen und Wertsysteme erkennen zu können;
- die Rekonstruktion von historischen Erfahrungs- und Handlungszusammenhängen, die durch die obrigkeitliche/staatliche Quellenproduktion zu Verwaltungszwecken auseinandergerissen sind und die sich durch die Verbindung unterschiedlichster Quellenarten (record linkage) bis zu einem gewissen Punkt wieder zu dem Mosaik einer historischen Alltagswelt zusammensetzen lassen;
- die Bestimmung der Reichweite, der Repräsentativität und der Gültigkeitsdauer von Ergebnissen aus exemplarischen Fall- und Detailstudien, die mit ihrer besonderen Tiefenschärfe wesentliche Bausteine einer Mentalitätsgeschichte bilden können, wenn sie in die Breite des gesellschaftlichen Feldes und in die "longue durée" (F. Braudel) des geschichtlichen Prozesses eingeordnet werden.

Zudem kann die Volkskunde da namentlich aus den Erfahrungen der sozialgeschichtlichen Forschungsarbeit mit Sicherheit einiges Nützliche lernen. Und nützlich sind ja bereits auch negative Erfahrungen, seien es nun die einer falsch verstandenen 'Quantengeschichte', die in ihren beeindruckenden Dateien, Statistiken und Korrelationsindices schon die Sinnstrukturen des gesellschaftlichen Prozesses am Ärmel zu fassen glaubt,

oder jene eines quellenfernen Kategoriensystemes, welches überlieferte historische Kontexte 'zerdatet', statt sie zu ergänzen und als Schlüssel zu den "patterns for living" zu benutzen. Dem stehen freilich auch genügend positive Beispiele für eine sinnvolle Kombination quantitativer und qualitativer Methoden gegenüber, bei denen deutlich wird, welche neuen Perspektiven auf geschichtliche Vorgänge möglich werden, wenn man sich zwar auf den eigenen Kopf verläßt, aber sich zusätzlich des Computergedächtnisses bedient (5).

Ein solcher Blick über den Zaun liegt ohnehin nahe angesichts der engen Verwandtschaft vieler Fragestellungen, in denen sich volkskundliches und sozialgeschichtliches Arbeiten nur noch geringfügig in der Akzentsetzung oder im Blickwinkel unterscheidet. Ob man nun an den "Alltag der kleinen Leute" hier und an die "Gesichter in der Masse" (G. Rudé) dort als programmatische Setzungen denkt, an gemeinsame Interessen vom Gebiet der Regionalismus- bis zu dem der Mentalitätsforschung oder an die ähnlichen Arbeitsweisen etwa bei Mikrostudien, Lokal- und Falluntersuchungen, - gemeinsam ist beiden Seiten doch der Versuch eines behutsamen Dialogs mit Quellen, in denen historische Personen und Gesellschaftsgruppen bestimmte Auskünfte über ihre Erfahrungs- und Lebensweise gegeben haben, bevor wir unsere Fragen formulieren konnten. Und das gemeinsame Problem scheint offensichtlich vor allem darin zu bestehen, dieses 'Interview mit der Geschichte' mit sinnvollen Fragen zu führen, damit sinnvolle Antworten möglich sind, damit uns heute verständlich wird, was damals selbstverständlich war. Der Austausch über ein klügeres Befragen und besseres Erschließen der Quellen ist insofern nicht nur nützlich, sondern nötig, um die Zahl der Mißverständnisse und Sackgassen bei der Spurensuche auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren.

Natürlich bedeutet das nun keine Aufforderung zu dem Versuch, die 'besseren' Sozialhistoriker zu werden oder gar eine Form der Kultur- und Sozialgeschichtsforschung zu betreiben, bei der auch eine Datenfülle die historische Blutarmut nicht ersetzt. Das können wir nach wie vor getrost anderen überlassen. Es ist lediglich ein selbstkritischer Hinweis darauf, daß sich die methodischen und auch die technischen Hilfsmittel durchaus noch erweitern und verbessern lassen, mit denen wir 'unseren' Fragestellungen auf die Spur kommen können. Dabei ist sicherlich vieles erst noch praktisch zu prüfen und vorsichtig zu benutzen, gerade beim Einsatz der EDV-Technik, bei der ein gesundes Mißtrauen durchaus angebracht ist - freilich weniger dem Computer gegenüber als vielmehr der eigenen Anpassungsbereitschaft an die Sachzwänge und die Logik von Modellen, Programmen und Vor-Urteilen. Nur mag die Benutzung oder die Ablehnung neuer Methoden dann eben mehr eine Frage der bewußten Entscheidung sein.

II. z.B.: Revolutionskultur 1848

Um in einem ganz konkreten Forschungsfeld einmal zu verdeutlichen, wo bestimmte Fragestellungen den expliziten Rückgriff auf quantifizierende Zugänge unabdingbar machen und auch den Einsatz elektronischer Datenverarbeitung nützlich erscheinen lassen können, wollen wir einige Erfahrungen und Überlegungen skizzieren, die sich bislang im Rahmen einer noch laufenden Untersuchung zur "Politischen Kultur" der Vormärz- und der Revolutionsjahre 1848/49 ergaben (6). Daran wird vielleicht auch klarer, daß der EDV-Einsatz nicht gleichbedeutend mit einer Mathematisierung sozialer Phänomene oder ihrer Reduktion auf Zahlen

und Chiffren sein muß, sondern zunächst vor allem Hilfsmittel der Quellen- und Informationsspeicherung und -ordnung sein kann.

Im Mittelpunkt dieses Forschungsprojekts, das sich auf die Revolutionszene zweier ausgewählter württembergischer Städte konzentriert, steht die detaillierte Untersuchung jener unterschiedlichen Leitsysteme politischer Einstellungen und politischen Verhaltens, die das Auftreten der einzelnen sozialen Gruppen und Schichten auf der politischen Bühne charakterisieren und die in bestimmten Erfahrungsräumen und Konfliktfeldern aufeinandertreffen. Das sind Rollen, Haltungen, Formationen, die bei aller Unterschiedlichkeit, ja Gegenläufigkeit der darin verkörpert politischen Zielvorstellungen stets unmittelbar aufeinander bezogen bleiben. Dieses keineswegs homogene und in sich deutlich gegliederte Geflecht politischer Artikulationsstile und Aktionsformen, für das sich ein weit gefaßter Begriff von "Politischer Kultur" zumindest als Dach benutzen läßt, wird auf seinen verschiedenen formellen und informellen, organisierten und spontanen Konstitutionsebenen analysiert, um einerseits das soziale Profil und Verhaltensweisen und Organisationsformen genauer bestimmen zu können und um andererseits die unterschiedlichen 'Stile' der Erfahrungsorganisation und der politischen Wortmeldung der einzelnen Gruppen herauszuarbeiten. Es geht in Stichworten also um Petitionen, Volksversammlungen, "Tumulte", Protestaktionen, Bürgerinitiativen, um gesellige und politische Vereine, um Wahlkämpfe und politische Institutionen und vor allem um die jeweiligen Akteure und deren Motive. - Politische Einstellungen und politisches Verhalten, wenn man so will, als Prisma der dahinterstehenden Alltagserfahrungen und der daraus resultierenden individuellen und kollektiven Handlungsmuster.



Wenn man an dieser Stelle nur einmal das Stichwort "Protest" etwas ausführlicher aufnimmt, jene scheinbar chaotische Szene der "Charivaris", "Krawalle", Demonstrationen und "Ruhestörungen", dann läßt bereits der systematische Vergleich der bei unterschiedlichsten Anlässen angewandten Protesttechniken auffällig oft wiederkehrende feststehende Muster und Regeln erkennen, die wiederum Rückschlüsse auf die Kontinuität einer (lokalen) Protestbewegung, auf ihre hohe Mobilisierungsfähigkeit, auf gruppenübergreifende gemeinsame Konfliktverhaltensmuster und auf ein fast regelhaftes Verhältnis von Konfliktmotiv und Konfliktform zulassen. Das Chaos hat also 'System', es ist bis zu einem gewissen Grade entschlüsselbar, sofern man sich die Mühe macht, alle dokumentierten Vorfälle und alle dazu verfügbaren Quellen und Quellenarten zu vergleichen und verallgemeinerbare innere Strukturen herauszuarbeiten.

Hier ist die "Menge" ganz einfach nötig, um überhaupt die erforderliche Informationsdichte und Vergleichsmöglichkeit zu erhalten. Das übersteigt aber bei 30 und mehr solcher Aktionen pro Ort im Regelfall die Kapazitäten der normalen Kopf-/Handarbeit, schon gar, wenn darüberhinaus auch alle namentlich festgestellten Teilnehmer personell erfaßt werden sollen. Und nur auf diese Weise lassen sich die tatsächliche soziale Zusammensetzung der Protestgruppen und ihre personelle Kontinuität feststellen und dann vielleicht auch weitergehende Fragen etwa nach besonderen Trägergruppen, nach auffälligen Konflikt dispositionen, nach "Rädelsführern" oder nach dem Zusammenhang von Alltagsbezugsgruppen und inneren Gruppenstrukturen der Protestbewegung beantworten. Die in den zeitgenössischen Berichten vorherrschenden Stereotypen "Mob", "Gesindel", "untere Volksklassen" verraten in dieser Hinsicht mehr über den sozialen und politischen Standpunkt der Beobachter als über die soziale Identität der 'Rebellen'. Der mühsame Weg heißt also: Erfassung der Personen, Verbindung ihrer politischen Aktivitätsmerkmale mit den aus anderen Quellenarten gewonnenen Sozialdaten und allmähliche Identifizierung von politischen Aktivitätsmustern und aktiven Gruppen mit den entsprechenden sozialkulturellen Mustern und Gruppengefügen, die scheinbar abseits von der Politik den Alltag und das Milieu kennzeichnen. Die Datenerhebung ist somit sehr breitflächig angelegt, denn wir untersuchen ja nicht nur Protestaktionen, sondern jede Äußerungsform von organisierter und nichtorganisierter politischer Aktivität. Wir sammeln genauso Material über Volksversammlungen, Bürgerinitiativen, Vereine, verfolgen die Veröffentlichungen politischer Adressen oder auch lokale Konflikte. Die Quellen sind dabei zu einem großen Teil obrigkeitlicher Natur, Akten der Ministerial- und Oberamtsbürokratie, Polizei- und Gerichtsakten, Verhörprotokolle, Strafregister und Akten der Gemeindebehörden, zum andern stützen wir uns auf Berichte, Stellungnahmen und Annoncen in der lokalen und regionalen Presse, auf Petitionen und Erklärungen sowie auf biographische Materialien. Systematisiert und ausgewertet wird diese höchst heterogene Fülle von Daten schließlich auf drei Ebenen: zuerst natürlich auf der der Ereignis- und Verlaufsgeschichte, dann im Hinblick auf die Organisationen und Institutionen, auf deren Strukturen und Tätigkeit 1848/49; und wir erfassen schließlich alle Personen, die in diesem Kontext genannt werden.

Da es uns um keine lokale Geschichte der Revolution 1848 geht, sondern um die Erforschung der Verhaltenssysteme von Personen und Gruppen in bestimmten Konfliktsituationen, stehen im Zentrum des Projekts auch

die geschichtlich handelnden Menschen, ihre Einstellungen und Motive. Zugang zu ihnen erhalten wir über die Prosopographie (7), über die Erforschung der (politischen und sozialen) Biographien der politisch Aktiven und der gemeinsamen Strukturmerkmale im Lebensweg einzelner Gruppen. Dies ist jedoch eine Methode, die bei dem Umfang des Projekts den Einsatz technischer Hilfsmittel unumgänglich macht. Immerhin haben wir pro Stadt rund 1300 Namen und Personen erfaßt, die bei den verschiedensten politischen Ereignissen (von Katzenmusiken, Demonstrationen, Versammlungen bis hin zu Wahlen) oder im Zusammenhang mit Vereinen, der Bürgerwehr oder kommunalpolitischen Gremien in Erscheinung getreten oder in einer politisch wie sozial signifikanten Situation (etwa bei nächtlichen Ruhestörungen, Auseinandersetzungen mit der Ortsobrigkeit, Entlassungen, Bestrafungen) in den Jahren 1848/49 und teilweise auch davor aktenkundig geworden sind. Über diesen 'politischen Lebenslauf' in der Revolutionszeit hinaus versuchen wir weiter, das soziale Umfeld dieser Personen zu rekonstruieren: Alter und Familienstand, ihren Beruf bzw. Arbeitsplatz, den Wohnort, die familiäre Herkunft, verwandtschaftliche Bindungen und soziale Bezugsgruppen. In dieser Weise prosopographisch zu arbeiten, also mit einer Methode, die bisher meist auf kleine, sozial eingegrenzte Gruppen (u.a. in der Elitenforschung) angewendet worden ist, ähnelt weitgehend einem Riesenpuzzle mit einer Unzahl sozialer und politischer patterns, die eigentlich nur noch mit elektronischer Datenverarbeitung zusammengefügt werden können und handhabbar sind. An Computern und EDV-Systemen interessieren uns insofern weniger die Rechenfähigkeiten als vielmehr die Speicherkapazität und die Möglichkeit, das Datenmaterial zu systematisieren. Die Technik dient also primär dazu, die gesammelten Informationen zu ordnen und zu verknüpfen. Durchführen läßt sich dies mit einem von dem Historiker Manfred Thaller (8) am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen entwickelten Programmsystem namens "CLIO", das speziell auf derartige historische Fragestellungen zugeschnitten ist. Im Unterschied nämlich zu den bisher in der historischen volkswissenschaftlichen Forschung (9) verwendeten formalistischen Programmen vornehmlich des SPSS (ein standardisiertes "Statistik-Programmsystem für Sozialwissenschaftler") können die Daten mit "CLIO" textgetreu unmittelbar aus der Quelle aufgenommen und ohne Lochkarten am (inzwischen hauseigenen) Terminal eingegeben werden. Außer einer maschinenlesbaren "Etikettierung" (10) der Informationen ist keine weitere Datenaufbereitung, Standardisierung oder Codierung notwendig. Die Daten müssen nicht mehr vorgreifend auf die spezielle Fragestellung ausgewählt, komplexe Sachverhalte und Vorgänge nicht mehr zergliedert und in schematische Raster gepreßt werden. Damit entfallen auch die für die bisher üblichen quantitativen Verfahren so folgensweren Selektions- und Reduktionsentscheidungen, die gewöhnlich bereits vor der Datenerhebung - oft ohne fundierte Kenntnis des Materials - zu treffen sind. Da mit "CLIO" eine Information in all ihren Verzweigungen erfaßt werden kann, ist es auch möglich, Quellen mit einem weniger systematischen Aufbau ohne größere Probleme zu verarbeiten. Die Indikatorenbildung, die Operationalisierung theoretischer Konstrukte, die eventuelle Übersetzung in mathematische Denkmodelle erfolgt erst relativ spät im Forschungsprozeß; sie läßt sich weitgehend aus dem Material entwickeln und - was noch wichtiger ist - durch dieses korrigieren. Damit bietet dieses System einen gewissen experimentellen Spielraum für den Test von Hypothesen, eine falsche Prämisse führt nicht notwendig in eine Sackgasse, wie dies bei den standardisierten Verfahren oft der Fall ist.

Freilich erspart einem die breitangelegte Datenspeicherung nicht, für die Auswertung der Quellen präzise Fragestellungen zu entwickeln, sie enthebt einen auch nicht der traditionellen hermeneutischen Arbeit eines jeden Historikers, der Datenauswahl und Interpretation. EDV reduziert wahrscheinlich nicht den Aufwand – die Speicherung entsprechender Textmengen und die Korrektur der Daten erfordert sehr viel Zeit –, sie erleichtert aber den Zugriff auf die Daten und erspart dem Forscher und der Forscherin nachher viel Kleinarbeit. Allein die Auswertung von mehreren hundert Namen auf den verschiedensten Unterschriftenlisten wäre per Hand eine Sisyphusarbeit! Der Computer liefert uns dagegen ohne größere Schwierigkeiten alphabetische und numerische Register, erstellt Mitgliederverzeichnisse von Vereinen, sortiert uns einzelne Berufsgruppen nach bestimmten Merkmalen etc.

Für unser Projekt besonders wichtig ist die Identifizierung (11) und soziale Verortung der politisch agierenden Personen durch die Verbindung der einzelnen Quellen. Mit "CLIO" kann der Computer diese Aufgabe übernehmen, wenn wir die entsprechenden Basisdaten in Form von Einwohnerverzeichnissen, Steuerlisten und Kirchenregistern speichern. Das Gespür oder die Spurensuche der Forscher ist so nur noch in Problemfällen gefragt. Mit dieser sicher aufwendigen Vorgehensweise nach dem Prinzip der Familienrekonstitution erhalten wir nicht nur Einzelbiographien und ein Bild des jeweiligen sozialen Kleinmilieus, sondern wir gewinnen zugleich auch eine Sozial- und Wohntopographie der Gesamtstadt, auf deren Hintergrund wiederum sehr viel präzisere Aussagen möglich sind über den sozialen Kontext der uns interessierenden Gruppe der 1848er Akteure.

EDV ist also ein Mittel, Quantität zu bewältigen, um zu neuer Qualität zu kommen, allein dadurch, daß der selektive Blick des Historikers, seine aus zufälligen Impressionen, Erwartungshaltungen entstandenen oder durch Empathie gewonnenen Eindrücke und Ergebnisse durch die Faktizität der Ereignisse kontrolliert werden. Dies führt an manchen Punkten eben auch zu einer Korrektur gängiger Forschungsthemen. So zeigt z.B. die Verknüpfung von Bürgerwehrlisten mit Prozeßakten, daß viele der in der bisherigen Forschung als Handwerksgesellen firmierenden württembergischen Teilnehmer am badischen Reichsverfassungskampf tatsächlich längst ihren handwerklichen Status verlassen hatten, beim Auszug bereits geschlossen als Fabrikcorps auftraten und sich über diese Gruppenzugehörigkeit sozial wie politisch definierten. In ähnlicher Weise verändert die mikroskopische Analyse, der Zugriff über Einzel- und Gruppenbiographien auch manche traditionelle Vorstellung über das Verhältnis der einzelnen sozialen Schichten zueinander (12); oder schlicht gesagt, das Bild der revolutionären Bewegung wird mit Leben erfüllt und bewegt sich nicht mehr in den von der politischen Analyse vorgegebenen Rastern.

Der bisher beschriebene instrumentelle Umgang mit dem Computer als Hilfsmittel der Datenorganisation bedeutet nun aber nicht, daß wir ganz auf klassische quantitative Verfahren verzichten. Dies umso weniger, als "CLIO" so konzipiert ist, daß ein Übergang zu formalstatistischen Methoden, insbesondere der SPSS, ohne zusätzliche Datenaufbereitung möglich ist. Auch wenn wir vielfach mit dem Mittel der exemplarischen Rekonstruktion und qualitativer Analyse arbeiten werden, lassen sich doch bei der Erstellung kollektiver Biographien (13) gemeinsame Strukturmerkmale kaum mehr dokumentarisch darstellen. Die Vielfalt der historischen Wirklichkeit selbst führt zu einer Vielzahl von zu berücksichtigenden Variablen, die sich angemessen nur noch mit statistischen

Methoden verarbeiten lassen. Dies gilt etwa für die geplante Analyse der Stadtratwahlen zwischen 1844 und 1849, mit der vor allem die Kontinuität politischer Positionen, Formierungsprozesse und Fraktionierungen verfolgt werden soll.

Ohne multivariate Meßverfahren kommen wir auch kaum weiter, wenn wir die Aktionsstile einzelner sozialer Gruppen oder Interessenskonstellationen untersuchen wollen, die sich in Unterschriften unter Adressen und Petitionen niedergeschlagen haben. Gerade in letzterem Falle kann z.B. mit Hilfe von "Konfigurationsfrequenzanalysen" (14) in mathematischen Größen ausgedrückt werden, welche Gruppen wie häufig bestimmte Inhalte unterstützen und mit welchen Gruppen sie in welchen Fragen kooperieren. Politische Haltungen oder auch die Konsistenz politischer Verhaltensmuster können also durchaus auch mit Hilfe mathematischer Modelle (Cluster- und Regressionsanalysen (15)) aufgespürt werden. Dort zum Beispiel, wo eine eindeutige politische Zuordnung durch eine bestätigte Vereinsmitgliedschaft nicht vorliegt, lassen sich über sogenannte "approximative Optima" die Nähe oder die Distanz zu bestimmten politischen Positionen berechnen. Es ist wohl fast überflüssig zu betonen, daß diesen Operationen natürlich eine wohldurchdachte Kategorienbildung vorausgehen muß, die eine detaillierte Kenntnis der Daten voraussetzt. Die Eingrenzung sozialer Gruppen wie auch die Merkmalsbildung oder Skalierung (ob eine Forderung z.B. als eher "demokratisch" oder "liberal" eingestuft wird) sind letztlich immer inhaltliche, also qualitative Entscheidungen. Wie von allen 'Quantifaxen' ja immer wieder betont wird, durchdringen sich beide Methoden gegenseitig. Dies läßt sich vielleicht auch noch einmal an den von uns geplanten "Netzwerk-Analysen" vorführen. Das Konzept des "sozialen Netzwerks" (16), das auf der mathematischen Graphentheorie aufbaut, ist von der amerikanischen Sozialforschung und Sozialanthropologie entwickelt worden um strukturell gering differenzierte Beziehungsgeflechte zu untersuchen – Religionsgemeinschaften, Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisse etc. Unter "Netzwerk" wird ein mathematisches Modell verstanden, mit dem die strukturelle Differenzierung eines Beziehungsgeflechts, die Inhalte der Beziehungen, ihre Häufigkeit und Dichte, Nähe und Distanz, ihre Symmetrie und Asymmetrie in Zahlenwerten wie auch graphisch dargestellt werden können. Wenn wir dieses Konzept aufgreifen, liegt dem die Vorstellung zugrunde, daß politisches Verhalten und politische Parteibildung immer und vor allem Ausdruck bestimmter sozialer Beziehungen sind. Dementsprechend fragen wir uns z.B., ob und wie die Struktur eines Bezugsnetzes korrespondiert mit der Häufigkeit und der Art und Weise der politischen Betätigung. Die unmittelbaren persönlichen Bezugspunkte (Freunde, Verwandtschaft, Nachbarschaft) oder strukturelle Netzwerke, die sich über den Verein, die Schicht-, Religions- oder landsmannschaftliche Zugehörigkeit entwickeln, spielen fraglos eine wichtige Rolle im Hinblick auf Kommunikation, Informationsfluß, Interaktionsdichte und natürlich die politische Mobilisierung.

Ob z.B. der Bruder oder Kollege und Mit-Kostgänger zu einer Katzenmusik geht, mag einen Maschinenfabrikarbeiter durchaus dazu bewegen, ebenfalls nachzuschauen, was an diesem Abend wohl passiert – und auf diese Weise kann er mit seinem Kollegen oder Bruder dann eben in die Akten der Polizei geraten. Ein Einzelfall ist es sicher auch nicht, wenn fünf der führenden Mitglieder des konservativen Vereins schon seit Jahren eine gemeinsame Jagd gepachtet haben und sich regelmäßig am Stammtisch eines bestimmten Lokales treffen. In diesem Vorfeld fallen oft die 'wirklichen' politischen Entscheidungen. Nachbarschaftliche

oder verwandtschaftliche Bindungen, die Zugehörigkeit zum selben Geselligkeitszirkel oder Zunftverein, auch einfach die Alterskohorte oder Freundesgruppe bilden jene Substrukturen der politischen Bewegung, die aufgedeckt werden müssen, wenn die historische Sinngabe politischer Verhaltens im Kern entziffert werden soll. Neben solchen Phänomenen wie den sich überschneidenden Kommunikationskreisen der Vereine, dem Beziehungsfeld eines prominenten Turners oder eines durchschnittlichen Mitgliedes des demokratischen Vereins, die mathematisch, flächig zu beschreiben sind, interessiert uns dann wiederum die exemplarische Illustration: zum Beispiel der Weg einer Unterschriftenliste. Wird sie in der Nachbarschaft herumgereicht, wer unterschreibt, wer nicht? Oder läßt man sie auf einer Versammlung kursieren, wer sitzt da neben wem oder steht in welchen Gruppen an dem Tisch, wo die Listen ausliegen? Lassen sich hier soziale Kreise und Gruppen rekonstruieren?

Wenn wir daher von Revolutionskultur sprechen, so geht es uns eben um diese Einbettung des politischen Verhaltens in die Strukturen der Alltags- und Lebenswelt. Denn politische Gruppenkohäsion ist nicht nur das Ergebnis eines gemeinsamen politischen Programms oder einer identischen sozialökonomischen Interessenslage, sie vermittelt sich in gleichem Maße über jenen scheinbar privaten Zusammenhang. Wir werden dies nicht nur mit statistischen Durchschnitten zeigen, sondern wollen diese dazu benützen, allgemeine Strukturen transparent zu machen. Gerade hier sind die Grenzen zwischen den Methoden fließend. Mikrogeschichtliche Studien können weder auf qualitative noch auf quantitative Methoden verzichten, denn: Von unserem 'Meer' an Quantität versprechen wir uns durchaus ein Mehr an Qualität.

Wolfgang Kaschuba
Carola Lipp

Anmerkungen:

- 1 Dieter Groh/Rainer Wirtz: Vom Nutzen und Nachteil des Quantifizierens für die Historie. In: Paul Hoyningen-Huene (Hg.): Die Mathematisierung der Wissenschaften. Zürich/München 1983, S.175-198, hier S.176.
- 2 Hermann Bausinger hat in seinen Überlegungen "Zur Spezifik volkswissenschaftlicher Arbeit" auf diese Gefahren ja bereits hingewiesen. In: ZfV 1980/I, S.1-21, bes. S.18ff.
- 3 S. etwa die Arbeiten im volkswissenschaftlichen Projekt "Vergleichende geschichtliche Städteforschung" an der Universität Münster oder auch einige Tübinger Erfahrungen im Rahmen historischer Dorfforschung (Wolfgang Kaschuba/Carola Lipp: Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Tübingen 1982).
- 4 Von volkswissenschaftlicher Seite hat Klaus Roth in dieser Richtung Hinweise gegeben: Historische Volkskunde und Quantifizierung. In: ZfV 1980/I, S.37-57.
- 5 Um nur einige wenige Beispiele aus unterschiedlichen Forschungsbereichen zu nennen: Andreas Griebinger: Das symbolische Kapital der

Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgelegen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/Berlin/Wien 1981; Reinhold Reith: Der Aprilaufstand von 1848 in Konstanz. Zur biographischen Dimension von "Hochverrat und Aufruhr". Versuch einer historischen Protestanalyse. Sigmaringen 1982; Jürgen Kocka/Karl Ditt/Josef Mooser/Heinz Reif/Reinhard Schüren: Familie und soziale Platzierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert. Opladen 1980; Michael Kater: Zur Soziographie der frühen NSDAP. In: Konrad Jarausch (Hg.): Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Düsseldorf 1976, S.186-217.

- 6 Näheres dazu siehe Wolfgang Kaschuba/Carola Lipp: Revolutionskultur 1848. Einige (volkswissenschaftliche) Anmerkungen zu den Erfahrungsräumen und Aktionsformen antifeudaler Volksbewegungen in Württemberg. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. 39. Jg., 1980, S.141-164.
- 7 Lawrence Stone: Prosopographie - englische Erfahrungen. In: Konrad Jarausch (Hg.): Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Düsseldorf 1976, S. 64-97.
- 8 Manfred Thaller: Automation on Parnassus. Clio - a Databank Oriented System for Historians. MS. Göttingen o.J. Derselbe: Praktische Probleme bei der interdisziplinären Untersuchung von Gemeinschaften "langer Dauer". In: Gerhard Ritter/Rudolf Vierhaus (Hg.): Aspekte der historischen Forschung in Frankreich und Deutschland. Göttingen 1981, S. 171-189.
- 9 Vgl. Klaus Roth: Historische Volkskunde und Quantifizierung. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 76, 1980/I, S. 37-57. Konrad Jarausch (Hg.): Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Düsseldorf 1976. Heinrich Best/Richard Mann (Hg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Stuttgart 1977. Franz Irsigler (Hg.): Quantitative Methoden in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1978.
- 10 Manfred Thaller: CLIO, ein datenbankorientiertes Programmsystem für Historiker. Manual Kapitel 2. Göttingen o.J.
- 11 Edward Anthony Wrigley: Identifying people in the Past. London 1973.
- 12 Wolfgang Kaschuba: Vom Gesellenkampf zum sozialen Protest. In: Ulrich Engelhardt et al. (Hg.): Handwerkerschaft und Industrialisierung, ersch. Stuttgart 1984. Carola Lipp: Württembergische Handwerker und Handwerkervereine im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Ebd.
- 13 Jean-Philippe Genet: Die kollektive Biographie von Mikro-Populationen: Faktorenanalyse als Untersuchungsmethode. In: Franz Irsigler (Hg.): Quantitative Methoden in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1978, S.68-100. Wilhelm Schröder: Probleme und Methoden der quantitativen Analyse von kollektiven Biographien. Das Beispiel der sozialdemokratischen Reichstagskandidaten. In: Heinrich Best/Richard Mann (Hg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Stuttgart 1977, S.88-125.
- 14 Heinrich Best: Die quantitative Analyse inhaltlicher und kontextueller Merkmale historischer Dokumente. Das Beispiel der handels-

politischen Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung. Ebd. S. 162-205.

J. Krauth/G.A. Lienert: Die Konfigurationsfrequenzanalyse und ihre Anwendung in Psychologie und Medizin. Freiburg/München 1973.

- 15 D. Steinhausen/K. Langer: Clusteranalyse. Einführung in Methoden und Verfahren der automatischen Klassifikation. Berlin/New York 1977. Jerome Clubb/Erwin K. Scheuch (Hg.): Historical Social Research. Stuttgart 1980.

- 16 Harro Dietrich Kähler: Das Konzept des sozialen Netzwerks: Eine Einführung in die Literatur. Zeitschrift für Soziologie. Jg. 4, 1975, S. 283-290. H.J. Hummel: Probleme der Mehrebenenanalyse. Stuttgart 1972.

VEREINSNACHRICHTEN

Seit Jahren schon arbeitet der Tübinger Cartoonist Sepp Buchegger mit dem Verein und dem Ludwig-Uhland-Institut zusammen. Er hat uns verschiedentlich beim Cover-Design unserer Buchreihe geholfen - und neuerdings hat er den brandneuen Gesamtkatalog der "Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen" illustriert.

Diesem Katalog ist zu entnehmen, daß seit dem letzten, im Oktober 1982 erschienenen Korrespondenzblatt Nr. 23 folgende TVV-Bände herausgekommen sind.

Museen in der Provinz (Bd. 54). 180 Seiten, DM 15,--.

"Niemals sechsspurig durchs Neckartal!" Die lokale Kommunikation über ein Straßenbauprojekt (Bd. 55). 141 Seiten, DM 19,80.

Carola Lipp, Wolfgang Kaschuba: Dörfliches Überleben. Zur Geschichte sozialer und materieller Reproduktion ländlicher Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert (Bd. 56). 682 Seiten, DM 38,--.

Jutta Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs (Bd. 57). 305 Seiten, DM 28,--.

Im Druck befindet sich Band 58:

Abduraman Maho Awes: Die schwarze Gazelle. Vorurteile über Farbige in der Sportberichterstattung (ca. 180 Seiten, DM 19,80).



Karin Teufels Weggang ins Ruhrgebiet hat nicht nur das Institut, sondern auch den Verein betroffen: Sie war dessen Kassiererin. Kasse und Kassenbücher sind freilich noch (und ein Nachfolger ist schon) da: Wolfgang Alber, M.A., dem Hause wohl vertraut, will die kleinen verlagswidrigen Winde, die zur Zeit wehen, am Schloß so gut wie möglich vorbeilenken.

* * *

Todesnachrichten

Im Jahre 1982 ist unser Mitglied Fritz Zeller, Güglingen, gestorben. Ende des Jahres kam unser studentisches Mitglied Andreas Oppenländer durch einen Verkehrsunfall ums Leben.

Auch Frieder Scherer ist verstorben, vielen Vereinsmitgliedern aus seiner Zeit am Institut bekannt, auch vielen anderen sicher aus Publikationen, z.B. seinem aus der Umbruchzeit der Volkskunde stammenden und sie mitmarkierenden Aufsatz "Folksong in der Bundesrepublik" im Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde 1970.

Heinz Otto Lichtenberg, am 17.1.1932 geboren, verstarb am 30.5.1983.

Seine Dissertation "Unterhaltsame Bauernaufklärung" erschien 1970 in der TVV-Reihe und gehört zu den Instituts-Klassikern, auf die in Forschung und Lehre immer wieder zurückgegriffen wird.

Am 10.7.1983 gestorben ist Eugen Lutz, geboren am 29.10.1919 und einer der ersten Autoren des Vereinsverlags: 1965 wurde seine Dissertation über Gottlieb Friedrich Wagner als Band 10 der Reihe veröffentlicht.

INSTITUTSNACHRICHTEN

Karin Teufel, mit dem Institut schon fast zusammengewachsene Bibliothekarin, ist uns verlorengegangen: Mit Mann und - quasi unterwegs geborenen - Kind wohnt jetzt in Dortmund. Sie hat's mit den Büchern und den Menschen gut verstanden, bei ihrem Abschiedsfest im Mai war denn auch der Übungsraum voller als in einem Grundstudiumsseminar. Möge der Himmel über der Ruhr ihr gnädig sein und über ihre Familie eine schadstofflose Luftglocke herniedersenken! Andernfalls muß das LUI ab und zu zum Pusten kommen.



Dem Institut blieb das Personal-Glück treu: Seit 1. Juni arbeitet - einstweilen halbtags - Georgis Eva Reiff unauffällig, fleißig und hilfsbereit in der Bibliothek. Herzlich willkommen! Vestigia invitant!

Redaktion dieses Heftes: Hans-Joachim Althaus, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken; alle Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen

Die Entwicklung der Studentenzahlen am LUI bedroht uns, wie die Leser wissen, seit geraumer Zeit. Als letzte offizielle Zahlen haben wir gemeldet:

	Hauptfach	Nebenfach	zus.
15.5.1981	300	283	583
Weiter ging es so:			
15.11.1981	303	289	594
15.5.1982	294	261	555
15.11.1982	325	267	592
15.5.1983	311	238	549

Dazu ist anzumerken, daß - nach der Studienjahrregelung - Neueintritte offiziell jeweils nur zum Wintersemester möglich sind.

Wie geht's weiter?

Der Entwurf der "Zulassungszahlenverordnung" (ZZVO) des baden-württembergischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst sah für das Studienjahr 1982/83 vor:

	Studienjahr 1982/83	davon WS 82/83	davon SS 83
Freiburg Hauptfach	40	20	20
Tübingen Hauptfach	50	50	- -
Freiburg Nebenfach	40	20	20
Tübingen Nebenfach	unbegrenzt	unbegrenzt	- -

Nach diversen Interventionen erging am 29.6.1982 (!) der Erlaß der "Verordnung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst über die Festsetzung der Zulassungszahlen an den Universitäten im Wintersemester 1982/83 und im Sommersemester 1983 (Zulassungszahlenverordnung - ZZVO)" im Gesetzblatt 1982, Nr. 14, S. 269-279 wie folgt:

	Studienjahr 1982/83	davon WS 82/83	davon SS
Freiburg Hauptfach	30	15	15
Tübingen Hauptfach	40	40	- -
Freiburg Nebenfach	30	15	15
Tübingen Nebenfach	50	50	- -

Man hat berechnet, verhandelt, Vorschläge gemacht. Und jetzt liegt eine neue "Verordnung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst über die Festsetzung der Zulassungszahlen an den Universitäten im Wintersemester 1983/84 und im Sommersemester 1984 (Zulassungszahlenverordnung 1983/84 - ZZVO 1983/84)" vor, mit Datum vom 30.6.1983. Darin steht:

	Studienjahr 1983/84	davon WS 83/84	davon SS 84
Freiburg Hauptfach	50	25	25
Tübingen Hauptfach	24	24	- -
Freiburg Nebenfach	39	20	19
Tübingen Nebenfach	24	24	- -

Mache sich einen Reim auf die göttlichen Wege der Ministerialbürokratie (eine Begründung hat die Universität nie bekommen), wer kann. Der einfachste Reim ist: Druckfehler in einer Ministerialverordnung! Aber gibt's so etwas?

* * *

In Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart hat das Ludwig-Uhland-Institut vom 13.4. bis 5.6.1983 im Alten Schloß zu Stuttgart die Ausstellung gezeigt: "Heitere Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande. Bilder schwäbischen Landlebens im 19. Jahrhundert." Eine Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts hatte sich in dreisemestriger Arbeit vorbereitet. Gezeigt - und sparsam kommentiert - wurden etwa 40 zumeist überaus marktwertvolle Genrebilder des 19. Jahrhunderts (die bei den Sicherheitsbedingungen des Tübinger Ausstellungsraumes ganz sicher nicht zu bekommen gewesen wären). Es war der erste Ausstellungsversuch des Instituts mit reinen "Kunst"-Objekten. Wie geht der Volkskundler mit "Aura" um? Wie versucht er, das Schlagwort "Folklorismus" ad absurdum zu führen? Wie kommt es, daß Beschäftigung mit bäuerlicher Lebensweise am Ende fast nur noch (aber doch auch: immerhin!) Aussagen über bürgerliche Kultur zeitigt? Antworten darauf gibt der Katalog, der sämtliche Exponate abbildet (davon 9 in Farbe), gründliche Essays mit zahlreichen Abbildungen enthält, 101 Seiten lang ist und nur 16 Mark kostet. Er ist über den Verein oder das Landesmuseum zu beziehen.

Flick-Werk

Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur. Hinweis auf ein Ausstellungsprojekt des Ludwig-Uhland-Instituts und der Volkskundlichen Sammlung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart

"Der Personenkreis, von dem die Rede ist, ist viel zu eng gefaßt. Repariert wurde nicht nur im bäuerlichen Lebenskreis. Das wurde genauso gehandelt in den städtischen Schichten der Arbeiter, Handwerker und Bürger." So heißt es in einem Leserbrief an die "Schwäbische Heimat", die in ihrem zweiten Heft dieses Jahres (April-Juni 83, S. 99-102) einen ersten Entwurf über das Ausstellungsprojekt "FLICK-WERK" veröffentlichte. Der solcherart per Leserbrief korrigierte Bericht wollte u.a. auf die Exponat-Not der Ausstellung hinweisen, denn die ersten Objekt-recherchen der Projektgruppe in den Heimatmuseen waren recht entmutigend gewesen: auch in den kleinen und kleinsten Heimatmuseen schien die heimliche Tendenz zum musealen Ästhetizismus wichtige Aspekte der alltäglichen Sachkultur ins Abseits gedrängt zu haben. Nur was schön und gut, nur was heil und unversehrt ist, so schien es, durfte Sachzeuge der Geschichte sein und einen Platz im Museum bean-

spruchen. Das bewiesen die im Rahmen des Projekts besuchten Schau-sammlungen und auch viele der Depots und Magazine. Allenfalls in den Kruschtecken, die jedes Museum hat, fanden sich jene unscheinbaren Zeugen einer "Ökonomie des Notbehelfs", die über Generationen hinweg als wichtige Regel im Umgang mit Sachen galt.

Was schließlich dennoch nach langer systematischer Suchmühe und nicht zuletzt auch wegen des Aufrufs in der "Schwäbischen Heimat" an Geflicktem und Repariertem, an Gestopftem und Zusammengeleimtem, an Abgenutztem und Umgenutztem zusammenkam, bestätigt in der Tat die Aussage des Leserbriefs: repariert wurde überall und in einem Ausmaß, das uns heute, im Zeichen anderer Konsumgewohnheiten, unvorstellbar ist.

Zwei Semester hat sich die studentische Arbeitsgruppe, wie im Projektstudium des Instituts vorgesehen, mit der Vorbereitung der Ausstellung beschäftigt: neben einer intensiven Objekt- und Sacherkundung wurden theoretische und historische Zugänge zum Thema gesucht. Auch dabei zeigte sich, daß kaum auf Vorarbeiten zurückgegriffen werden konnte. Allenfalls beiläufig taucht das Problem in Untersuchungen zur Sachkultur auf (Ausnahme: Fél/Hofer), obwohl es in der Alltagsökonomie - insbesondere der "Knappheitsgesellschaft" - eine eminent wichtige Rolle gespielt hat, wie die Feld-Explorationen deutlich machten: als Notwendigkeit innerhalb einer "Kultur der Armut" (Lewis), vorgeprägt in Mentalitäten des sorgfältigen und schonenden Umgangs mit Sachen, als Ausdruck einer "Kreativität des Notbehelfs".

Mit diesen Stichworten sind einige Kategorien genannt, die bei der Konzeption der Ausstellung als Orientierungspunkte dienten. Zur Ausstellung erscheint eine ausführliche Publikation, die eine Mischung zwischen Katalog (viele Abbildungen der Objekte) und Lesebuch (zahlreiche Abhandlungen) darstellt; sie ist eine erste Annäherung an ein komplexes Phänomen, dessen reale Bedeutung für die historische Alltagswirklichkeit in einem eklatanten Widerspruch zu seiner Bedeutung als Forschungsgegenstand steht. Der "Katalog" ist zu beziehen über das Württembergische Landesmuseum Stuttgart (Schillerplatz), wo die Ausstellung am 14. Oktober eröffnet und bis zum 15. Dezember 1983 gezeigt wird.

Gottfried Korff

RICHTIGSTELLUNG ZU NR. 22 VOM JUNI 1981

R. Schenda legt Wert darauf festzustellen, daß sein im letzten Korrespondenzblatt von W. Wuttke-Groneberg aus dem Handbuch der Sozialmedizin und dem gedanklichen Zusammenhang gerissene Zitat im Original folgendermaßen lautet: "Nennen wir diese Schicht von Unterprivilegierten, Machtlosen, Abseitsstehenden und Leidenden 'Volk', so läßt sich Volksmedizin definieren als ein Komplex von Heilwissen und Heilpraktiken, der die subalternen Schichten über die oftmals verschlungene Vermittlung eines halbprofessionellen, aber durchaus akzeptierten, ja erwünschten Laiensystems erreicht hat." Ein längerer (Forschungs-)Aufenthalt in einer modernen Klinik würde Herrn Wuttke-Groneberg das Verständnis dieser Definition sicherlich erleichtern.

(Anm.d.Red.: Durch ein Versehen ist der Abdruck in Nr. 23 unseres Blattes versäumt worden!)

15.7.1981
Prof. Dr. Rudolf Schenda,
Zürich

T Ü B I N G E R K O R R E S P O N D E N Z B L A T T

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAG DER TÜBINGER VEREINIGUNG
FÜR VOLKSKUNDE

Nr. 25

Juni 1984

Inhalt:

H. Bausinger: Das Institut in der Nachkriegszeit	S. 2
A. McElligott: Tagungsbericht "Arbeiterkulturforschung".....	6
W.Ott/Ch. Schröter: Flick-Werk. Bilanz eines Versuchs.....	15
U. Jeggler: Eine Reise nach Polen.....	27
Institutsnachrichten.....	29
Vereinsnachrichten.....	32



Am 5. August 1984 feiert Professor Dr. Helmut Dölker seinen 80. Geburtstag. Die Tübinger Vereinigung für Volkskunde und das Ludwig-Uhland-Institut reißen sich mit diesem Heft in den Kreis der Gratulanten ein: Herzliche Glückwünsche in die Hegensberger Straße 118 in Eßlingen-Hegensberg. - Hermann Bausinger erinnert aus Anlaß und zu Ehren von Helmut Dölkers Geburtstag an jene Zeit des Instituts, die von dem Jubilar geprägt und bestimmt wurde.

DAS INSTITUT IN DER NACHKRIEGSZEIT
EIN GEBURTSTAGSGRÜSS FÜR HELMUT DÖLKER UND HUGO MOSER

Am 19. Juni kann Professor Hugo Moser seinen 75., am 5. August Professor Helmut Dölker seinen 80. Geburtstag feiern: ein guter Anlaß, an die Tübinger Tätigkeit der beiden Wissenschaftler zu erinnern, deren Namen eng mit der Nachkriegsgeschichte des Instituts verknüpft sind.

Wie war das damals? Die Stadt Tübingen hatte den Krieg nahezu unbeschädigt überstanden; die Universitätsgebäude waren allesamt intakt. Tübingen wurde so für viele Wissenschaftler zur Auffangstelle, vor allem aus den großen Universitätsstädten im Norden kamen Philosophen, Theologen, Philologen und Naturwissenschaftler mit klingenden Namen. Die Entnazifizierung wurde von der französischen Besatzungsmacht weniger gründlich, aber auch weniger schematisch betrieben als in den anderen Besatzungszonen, so daß beispielsweise viele Mitglieder der im Krieg gegründeten 'Reichsuniversität' Straßburg ihre Tätigkeit in Tübingen fortsetzen konnten.

Beim "Institut für deutsche Volksforschung und Volkskunde" (dies war der Name des Instituts) hätte auch die liberalste Einstellung eine kontinuierliche Weiterarbeit nicht erlaubt: noch in den letzten Kriegessemestern gab es kaum eine Lehrveranstaltung, die nicht die Kategorie "Rasse" oder andere NS-Prägungen (wie "Volkwerdung", "Umvolkung") im Titel führte, und außerdem war das Tübinger Institut zeitweilig der Sitz besonders exponierter nationalsozialistischer Forschungsstellen. Das Institut wäre sicher von der akademischen Bildfläche verschwunden, wenn sich nicht der erste gewählte Nachkriegsrektor der Universität, der Altgermanist Hermann Schneider, seiner angenommen hätte. Er taucht im ersten Vorlesungsverzeichnis der Nachkriegszeit, im Wintersemester 1946/47, nicht nur als Direktor des Deutschen Seminars, sondern auch als "Stellvertretender Direktor" des "Instituts für deutsche Volksforschung und Volkskunde" auf; Lehrveranstaltungen allerdings wurden unter dieser Bezeichnung nicht angekündigt.

Vom Wintersemester 1947/48 an fungierte Hermann Schneider als Direktor des Instituts, das inzwischen in "Institut für deutsche Volks- und Altertumskunde" umbenannt war. Schon im folgenden Jahr kommt es erneut zu einem Namenwechsel: für etwas mehr als zwei Jahrzehnte führt das Institut nun die umständlichste Bezeichnung, die es im Universitätsbereich gab: "Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung". An dieser Namensprägung (deren erster, an Uhland erinnernder Teil sich bis heute gehalten hat) dürfte Hugo Moser beteiligt gewesen sein. Er war Dozent für ältere germanistische Philologie, hatte sich aber mit einer Arbeit über Uhland habilitiert, und das in der Romantik aufkommende Interesse der Germanistik an den Traditionen der Volkspoesie führte ihn zur Volkskunde.

die Lehrveranstaltungen des Instituts wurden nun unter einer gesonderten Bezeichnung, "Deutsche Altertums- und Volkskunde", angekündigt. Während Hermann Schneider Übungen zur Einführung in das germanische Altertum abhielt, bot Moser volkswissenschaftliche Lehrveranstaltungen an. Er blieb dabei in engem sachlichem Kontakt mit der Germanistik (im Vordergrund standen Übungen zu Märgen und Sage, zu Dialekt und Umgangssprache) - was ein Glück war, denn auf diese Weise gewann das Fach Gewicht und damit auch einen gewissen Spielraum innerhalb der Germanistik. Schon kurze Zeit später, im Jahr 1949, war eine Ergänzung möglich: Helmut Dölker, Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart, erhielt einen Lehrauftrag, der ausdrücklich auf "Volkskunde" lautete und der es ihm erlaubte, das Fach in einer größeren Breite vorzustellen.

Der Rahmen war freilich immer noch die "Deutsche Altertums- und Volkskunde", und unter diesem Etikett erschien beispielsweise eine von dem Rechtshistoriker Felix Genzmer angebotene "Einführung in die Runenkunde" neben einer Vorlesung Hugo Mosers "Grundzüge der Volkskunde" und einem Unterkurs "Sitte und Brauchtum" von Helmut Dölker. Eine solche Zusammenstellung erscheint heute wohl nur noch kurios. Sie drückt aber die Interessendominante aus, die seit dem frühen 19. Jahrhundert volkswissenschaftliche Studien bestimmte. Die Germanistik bot der Volkskunde eine Art Schutzmantel, und wenn es manchen Volkswissenschaftlern darunter auch mitunter eng wurde, so mußten sie doch einkalkulieren, daß sie Unterstützung im akademischen Kräftespiel nur bei den Germanisten und insbesondere bei den Vertretern der älteren deutschen Philologie finden konnten. Dieser Bannkreis konnte nicht einfach übersprungen, er mußte in kleinen Schritten überwunden werden.

Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts war während jener ganzen Jahre Hermann Schneider, der diese Stelle neben seiner Funktion als Mitdirektor des Deutschen Seminars beibehielt. Er kam regelmäßig ins Institut, hielt seine germanistischen Oberseminare (wie später noch Professor Kurt Herbert Halbach) im Übungsraum ab und diktierte der Sekretärin lange Briefe. "Fräulein Fridrich" (Melanie) saß in dem Raum, der auch heute noch als Sekretariat fungiert; die drei oder vier Quadratmeter große Kammer dahinter war anfänglich das Reich des Assistenten. Das Institut war damals im wesentlichen auf die wenigen Räume der Kalten Herberge beschränkt. Der zweite große Raum im Erdgeschoß war ein Arbeitsraum; dort war ebenso wie im Übungsraum ein Teil der Bücher aufgestellt. Im Dachgeschoß war das Zimmer des Direktors, der Arbeitsraum von Hugo Moser und das kleine Zimmer des "Seniors" - dies war die einzige, sehr begehrte Hilfskraftstelle am Institut. Die Dunkelkammer wurde von einem kommerziellen Fotografen genutzt, der dafür ab und zu Bilder für das Institut herstellte. Im Raum gegenüber der Dunkelkammer, dem sogenannten 'Gewölbe', waren zunächst die in den Vorkriegs- und Kriegsjahren zusammengetragenen Stücke der Sammlung aufbewahrt. Auf dem noch nicht ausgebauten Dachboden des Haspelturms (dem heutigen Ausstellungsraum) waren - in zunächst chaotischem Durcheinander -



Institutsfastnacht Anfang der 50er Jahre: von links nach rechts Hugo Moser, Karl Meisen (halb verdeckt) und Hermann Schneider.

wertvolle Materialien verstreut, die nach Tübingen ausgelagert waren, so das gesamte Zettelmateriale des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens und des Fischerschen Schwäbischen Wörterbuchs. Im mittleren Stockwerk des Haspelturms war bis in die Mitte der sechziger Jahre das neugegründete Institut für osteuropäische Geschichte und Landeskunde zu Gast, der untere Raum - die heutige Bibliothek - stand als Lagerfläche zur Verfügung und war später, von 1961 ab, auch der Schauplatz der ersten Ausstellungen des Instituts.

Im Jahr 1954 wurde Hermann Schneider emeritiert. Hugo Moser, der inzwischen zum außerplanmäßigen Professor ernannt worden war, folgte um die gleiche Zeit einem Ruf an die Universität Nijmegen in den Niederlanden. Die Philosophische Fakultät richtete deshalb an Helmut Dölker, der seit 1952 Honorarprofessor der Fakultät war, die Bitte, "bis zur Wiederbesetzung des Schneiderschen Lehrstuhls" die Geschäfte des Institutsdirektors wahrzunehmen. Professor Dölker erklärte sich bereit, und am 23. November 1954 genehmigte das Ministerium den Beschluß der Fakultät*.

* Universitätsarchiv Tübingen, Signatur 205/72. Vgl. Protokoll der Fakultätssitzung vom 6. November 1954, ebd., Signatur 131/208. Herr Staatsarchivrat Dr. Gemeinhardt hat freundlicherweise die Dokumente bereitgestellt.

WS 1943/44:

Deutsche Volksforschung und Volkskunde

914. Hauptfragen der deutschen Volksforschung: Di Do 9-10 Bebermeyer
915. Rasse, Volkstum und Dichtung (Einführung in die biologische Literaturbetrachtung): Mi 16-17 Bebermeyer
916/917. Volkskundliches Seminar: Oberstufe, Übungen zur Geschichte des Volksbegriffes: Fr 18-20 Bebermeyer - Unterstufe, Volkskundliche Übungen für Anfänger: Sa 10-11 Bebermeyer mit Kohler

SS 1950:

Deutsche Altertums- und Volkskunde

- Entwicklung und Gliederung des deutschen Sprachraums: Fr 12-13 Moser
Volkskundliches Seminar
Unterkurs, Zeugnisse des volkstümlichen Denkens und Fühlens in Siedlung und Flur: st. Dölker - Mittelkurs, Übungen zur räumlichen Gliederung der deutschen Sprache: Do 19-21 Moser

WS 1950/51:

Deutsche Altertums- und Volkskunde

- Einführung in die Romanenkunde: Fr 17-18 Gensmer
* Aus der Frühzeit des germanischen Rechts: Gensmer (siehe dies universitäts)
Grundzüge der Volkskunde (mit Lichtbildern): Do 16-17 Fr 12-13 Moser
Volkskundliches Seminar
Unterkurs, Sitten und Brauchtum (Winterkreis): st. Dölker
Kolloquium über schwäbische Urkunden und Weistümer: Do 17-18 Dölker mit Herding

SS 1957:

Deutsche Altertums- und Volkskunde

- *Tracht und Kleidung: Do 12-13.30 Dölker
Volkskundliches Seminar
Frühjahrs- und Sommerbräute: Do 16-18 Dölker
Einführung in die Volkskunde: Do 18-20 Bausinger

SS 1961:

Deutsche Volkskunde

- Sachgüter des volkstümlichen Lebens - Einführung in die Fragen der gegenständlichen Volkskunde und der Volkskunst: st., Do 10-11 Dölker
Sitten und Brauch: st., Do 9-10 Fr 11-12 Bausinger
Volkskundliches Seminar
Spottreden und Necknamen: st., Do 14-16 Dölker
Mundartenforschung: st., Do 18-20 Bausinger
Haus und Siedlung: st., Fr 18-20 Schwaib
Kolloquium: Schweiz und Schwaben (Volkskundlicher Vergleich zur Vorbereitung einer Exkursion): st., täglich Do 20-21.30, gratis Bausinger
Exkursionen: siehe besondere Anschläge

Ankündigung volkskundlicher Veranstaltungen im Tübinger Vorlesungsverzeichnis 1943-1961

Die Wiederbesetzung des altgermanistischen Lehrstuhls zog sich einige Jahre hin. Als schließlich Wolfgang Mohr nach Tübingen kam, wurde das für das Institut getroffene Arrangement nicht angetastet; Helmut Dölker blieb geschäftsführender Direktor. Wolfgang Mohr war an volkskundlichen Fragen ausgesprochen interessiert (in Kiel hatte er eng mit Kurt Ranke zusammengearbeitet) - und eben dies trug dazu bei, daß die Fakultät nunmehr die Einrichtung einer ordentlichen Professur für Volkskunde ins Auge faßte. Im Herbst 1960 wurde der Lehrstuhl mit mir besetzt, und das Lehrprogramm des Instituts erschien fortan unter der Überschrift "Deutsche Volkskunde".

Aber das ist eine andere Geschichte. Hier ging es darum, in gedrängter Form an das erste Nachkriegsjahrzehnt des Instituts und im Zusammenhang damit an die beiden Jubilare zu erinnern. Hugo Moser hielt während seiner Tübinger Jahre nicht nur die Verbindung von der Volkskunde zur Germanistik aufrecht; er schlug auch die Brücke von der Germanistik zur Volkskunde. Und Helmut Dölker nahm, neben seinem Stuttgarter Hauptamt, nicht nur die Bürde der Institutsleitung auf sich, sondern vermittelte mehreren Studentengenerationen (er setzte seine Lehrtätigkeit auch nach der Besetzung des Lehrstuhls noch ein Jahrzehnt fort) in Vorlesungen, Übungen und Exkursionen einen Überblick über die verschiedenen Sparten der regionalen Volkskultur und ihrer Geschichte.

Dank, Gruß und die besten Wünsche nach Eßlingen und Bonn!

Hermann Bausinger

Vom 8. bis zum 12. Mai 1983 fand in Hamburg die zweite Arbeitstagung der Kommission "Arbeiterkultur" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. Die Überlegungen von Anthony McElligott zu den Vorträgen und Diskussionen dieser Tagung scheinen uns so wichtig, daß wir sie hier veröffentlichen, obwohl sie ursprünglich für die Zeitschrift für Volkskunde (vgl. ZfV 79 (1983), S. 251-255) vorgesehen waren und deshalb schon vor einem Jahr skizziert worden sind. Anthony McElligott ist Engländer und arbeitet z.Z. als Dozent für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Hamburg. Gerade bei der von Albrecht Lehmann bewußt interdisziplinär ausgerichteten Tagung muß auch die Stellungnahme eines Historikers interessieren. Anthony McElligott will seinen Essay weniger als Beschreibung der Referate und Ergebnisse verstanden wissen, denn als "a number of thoughts provoked by the various papers". Auch hier ist der McElligott'sche Beitrag nicht nur als Bericht über die Hamburger Veranstaltung gedacht, sondern auch als Impulsgeber für die nächste Tagung, die voraussichtlich im Frühjahr 1985 in Marburg stattfinden wird.

Der Kulturbegriff ist nur schwer zu definieren: er evoziert eine ganze Menge von Definitionen. Jedoch scheint es zwei fundamentale und verschiedene Anwendungen des Begriffes zu geben, wie es die Arbeiten heutiger Historiker, Sozialwissenschaftler und nun auch Volkskundler zeigen. Die erste und gebräuchlichste Anwendung akzentuiert Kultur als den Prozeß einer ästhetischen und intellektuellen Entwicklung (1), während die zweite "eine spezielle Lebensweise" meint (2) oder den Komplex der Ideologien, die tatsächlich als "moralische Wertsetzungen oder Lebensprinzipien übernommen wurden" (3), oder "... die Art und Weise, die Form, wie Gruppen mit den Ressourcen ihrer sozialen und materiellen Existenz 'umgehen'" (4). Das Moment der 'Handhabung' erzeugt ein unverkennbares Lebensmuster und eine ausdrucksvolle Form dieser Existenz. Keine der oben genannten drei Definitionen innerhalb der zweiten Verständnisweise von Kultur schließt einander aus - vielmehr ergänzen sie sich.

Deshalb muß man annehmen, daß "Arbeiterkultur" entweder unter die eine oder andere Verständnisweise von Kultur, die oben umrissen wurde, fällt, nur auf die sozialen Kategorien der Arbeiterklasse übertragen. Aber zugleich ist es interessant zu beobachten, daß beide Definitionen in unterschiedlichem Kontext, der sich mit der Arbeiterklasse befaßte, benutzt wurden. Die erste Definition wird gewöhnlich

angewandt, wenn man die Fortschritte der Arbeiterklasse als Monophänomen betrachtet, d.i. die Arbeiterbewegung (obwohl die Arbeiterbewegung nicht die Arbeiterklasse per se darstellt). Die zweite Definition ist in letzter Zeit für das Betrachten der Arbeiterklasse in ihren unterschiedlichen täglichen Zusammenhängen gebräuchlicher geworden. Diese Methode ermöglicht es, die Arbeiterklasse in ihrer ganzen Heterogenität zu erfassen. Deshalb verstand man bis vor kurzem unter "Arbeiterkultur" immer "Arbeiterbewegungskultur" (5).

Dieses unterschiedliche Verständnis der "Kultur der Arbeiterklasse" wurde erstmals während der zweiten Tagung der Kommission "Arbeiterkultur" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde klar, die über die "Lebensverhältnisse und Kultur der Arbeiterschaft im 19. und 20. Jahrhundert" vom 9. - 12. Mai 1983 in Hamburg abgehalten wurde.

Beinahe alle Konferenzbeiträge sind innerhalb des engeren und formalistischeren Verständnisses der Arbeiterbewegungskultur anzusiedeln. Die Referate handelten von den formellen kulturellen Organisationen der Arbeiterbewegung während der Weimarer Republik (Guttsman), über Konsumgenossenschaften (Sywotek) und Baugenossenschaften in Norddeutschland (Sievers) bis hin zu den "Naturfreunden" (Zimmer). Weitere Arbeiten behandelten Themen, die wiederum innerhalb der organisierten Arbeiterbewegung anzusiedeln sind: Feste im Kaiserreich (Stachow); die Maifeierbewegung in Kopenhagen (Hemmersam); die "Arbeitswelt" reflektiert im "Weimarer Kultursozialismus" (Langewiesche); Symbole in der frühen Arbeiterbewegung (Korff) und die Beziehung katholischer Verbände zu der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert (Assion). Dann gab es Arbeiten, die sich mit ganz anderen Themen befaßten, einige davon ganz neu, so z.B. Michael Fabers Forschung über die "Schockfreier" (Schaustellergehilfen) oder der Projektbericht über die Lebensgewohnheiten der "Arbeiter-Pendler" von Wolf-Dieter Zupfer, ganz abgesehen von dem Beitrag Helmut Fielhauers über "ländliche Arbeiter- und Nationalitätenfrage". Alles in allem waren die Beiträge von unterschiedlicher Qualität und demgemäß forderten sie die unterschiedlichsten Reaktionen der Zuhörer heraus. Zimmers eher langer und unstrukturierter Vortrag über Naturfreunde enttäuschte durch das Fehlen einer kritischen Analyse und konkreter empirischer Forschung sicherlich viele. Ähnlich Bärbel Kerkhoff-Haders Zusammenfassung sekundärer Quellen und ihre Schlußfolgerungen: sie bewirkte erregte und frustrierte Reaktionen in einigen Teilen des Auditoriums, wo Experten zu dem Thema saßen: "Produktionsverhältnisse im Textilgewerbe des 18. und 19. Jahrhunderts". Dagegen lenkten Langewiesche, Grüttner, Stachow und Korff sowohl mit ihren Inhalten, als auch deren Präsentation, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf ihre Vorträge. Meine Intention ist es hier jedoch nicht, eine Liste der guten und schlechten Beiträge anzufertigen, vielmehr folgt statt dessen eine kurze Diskussion der methodischen Schwierigkeiten und Probleme beim Herangehen an das Thema "Arbeiterkultur", wie es sich in der Konferenz widerspiegelte.

Methodik hängt vom Ansatz ab und dieser wiederum ist dadurch bestimmt, was der Wissenschaftler unter "Arbeiterkultur" versteht. D.h. die Wahl hängt sehr von der kulturellen und politischen Konditionierung des Forschers und Autors ab. Das ist oft (aber nicht ausschließlich) der Fall innerhalb der sozialdemokratischen Tradition. Damit erklärt sich zum Teil der vorherrschende Trend, sich auf die Arbeiterbewegung als organisierende Kraft zu konzentrieren, als ein Fortschritt der Arbeiterklasse innerhalb einer gesellschaftlichen und historischen Entwicklung, sozialer Demokratie und Industrialisierung (6). Das Ergebnis ist, daß historische (besonders historisch-kulturelle) Phänomene eher aus der heutigen Perspektive heraus betrachtet werden als in ihren spezifischen (und konjunkturellen) Zusammenhängen. Im Falle der Arbeiter(bewegungs)kultur lag die Betonung auf ständiger Verbesserung und Ansehen, eingepaßt in das allgemeine Schema der Modernisierung. Unter dieser Rubrik ist eine normative generelle Interpretation etabliert worden. Die Referate der Konferenz reflektierten dies tendenziell, wie auch der größte Teil der Diskussion.

Der Konferenz lag die Tendenz zugrunde, bestimmte historische Phänomene gemäß den oben umrissenen Kriterien zu fassen und zu erklären. Beispiele dafür boten in sehr deutlicher Form J. Zimmer und F. Hemmersam (obwohl sie es nicht alleine waren). Zimmers Referat war ein langer Diskurs über den "Vormarsch" der Naturfreunde, ohne jemals auch nur einen Seitenblick auf die Problematik der Freizeit zu werfen, und zwar im Hinblick auf die Rationalisierung der Arbeit und auf das gesellschaftliche Leben und dessen Funktion bei der Reproduktion der Arbeitskraft. Hemmersam ging es darum zu zeigen, daß sich der 1. Mai 1890 in Kopenhagen wegen des "Vormarsches der Arbeiterbewegung" (Hobsbawm) von vorherigen Aktionen und Demonstrationen unterschied. Seine Arbeit versäumte es jedoch, die versprochenen Inhalte zu liefern. Falls man etwas über die Form und Sprache der Demonstranten selbst erfahren wollte (7), wurde man enttäuscht. Hemmersam bediente sich einer eher formalistischen Vorgehensweise und blieb dabei auf der 'sichtbaren' Ebene. Außerdem entstand der Eindruck, daß sein Vortrag durch eine ziemlich grobe leninistische Theorie der "Avantgarde" behindert war. An sich bot sein Thema die Möglichkeit, auf bestimmte Aktionen in der "kulturellen Wirklichkeit" zu achten: ihre Ableitung von und Beziehung zu anderen Faktoren, die zu der Zeit vorherrschten; ob und wie die Demonstranten selbst in der Lage waren, den Verlauf des Marsches durch die Straßen, durch ihre 'eigenen Viertel' der Stadt, zu beeinflussen und wie sehr dies alles von Volkskultur bestimmt wird.

Andere Fragen stellte der Beitrag von Gottfried Korff. Seine Beschäftigung mit der "Symbolwelt" der Arbeiter, besonders des Einflusses der Farben (rot und blau) und der 'tableaux vivants' in der frühen Arbeiterbewegung (wie es Hobsbawm in den 50er Jahren in seinen "Primitive Rebels" debattiert hatte), kam der Idee, eine volkswund-

liche Methodik in der Untersuchung der kulturellen Aspekte und der Einflüsse auf die Ausdrucksweise und Organisationsform der Arbeiter zu nutzen, weitaus näher. Die angeregte Diskussion hinterher bezeugte das Interesse an dieser Vorgehensweise.

Interessant war die Verwunderung in manchen Teilen des Auditoriums, als über Michael Grüttners Beitrag über die Gelegenheitsarbeiter im Hamburger Hafen diskutiert wurde. Hier war das Thema, die "Kultur der Armut", durch bestimmte materielle Bedingungen vorgegeben und durch die Eigensicht der Gelegenheitsarbeiter selbst formuliert: wie erzeugt diese "Kultur der Armut" (8) ein eigenes Wertsystem, das sich von der 'respektablen', organisierten Arbeiterkultur unterscheidet, das aber ebenso dazu fähig war, Solidaritätsnetzwerke zu entwickeln in Zeiten industrieller Konflikte. Grüttner führte beispielhaft sieben Themen auf, einschließlich Diebstahl, Trinken und Rowdytum, um diese "Kultur der Armut" zu erläutern. Seine Überlegungen verknüpften die kulturellen Normen eng mit den Lebensbedingungen und plädierten für eine Unterteilung der Arbeiterklasse, d.h. die Vorstellung, daß Arbeiterkultur im allgemeinen nicht mehr darstellt als den verschwommenen Eindruck einer Reihe verschiedener Subkulturen (Grüttners eigener Begriff). Vielleicht ist das, was wir Arbeiterkultur nennen, der Drehpunkt dieser verschiedenen Subkulturen. Aus dieser Sichtweise heraus spiegeln seine Thesen auch die zweite Definition von Kultur, von der zu Anfang dieses Essays die Rede war. Die normative Interpretation von Verhalten (s.o.) kam in den Reaktionen auf Grüttners Beitrag deutlich heraus. Beeindruckend an dieser Debatte war jedoch die Konzentration auf die Trinkgewohnheiten der Arbeiter (und zu einem geringeren Teil auf den Diebstahl). Dabei fiel auf, daß im großen Ganzen das Trinken von Alkohol falsch interpretiert wurde, und Paul Hugger (Zürich) faßte dies zusammen, indem er Arbeiter per se als "pathologische Trinker" bezeichnete (Hogarth's "Gin Lane" wieder in den Vordergrund der Alkohol-Debatte bringend?). Diese Haltung erinnert an eine Bemerkung des englischen Historikers Sir Lewis Namier über das Studium der unteren Klassen, "warum ... soll man sich mit diesen Banditen überhaupt befassen?". In abgeschwächter Form reflektierte auch Klaus Tenfelde diese Haltung. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Trend der "grünen Geschichtsschreibung" (Langewiesche), der die Errungenschaften der organisierten Arbeiterbewegung 'verunglimpft' - eine Bewegung, die zur Bildung und Modernisierung der Arbeiterklasse ganz allgemein beitrug. Hier ist die Zweiteilung von Arbeiterkultur und Arbeiterbewegungskultur als zwei sich ausschließende Pole angelegt: dies ist eine Gefahr, auf die Willi Guttsman in seinem Eröffnungsbeitrag hinwies.

Die Klage, daß der einfache Mann und die einfache Frau keine Fußspuren im Sand hinterlassen, ist so nicht richtig. Es gibt inzwischen genug gute historische und andere Studien, die entweder anthropologische oder volkswundliche Verfahren anwenden, um etwas über die einfachen Leute zu erfahren. Das Problem der "Sichtbarkeit" ist

sicher ein methodisches und empirisches Problem: wie geht der Wissenschaftler mit seinen Quellen um, welche Vorlieben hat er für bestimmte Quellen etc.. Michael Faber und Michael Grüttner gaben gute Beispiele, wie man das bisher historisch und sozial 'Ungesehene' sichtbar machen kann. Mit den Quellen, die Grüttner in seinen Studien benutzte, hätte ebenso gut ein ganz anderes Bild gezeichnet werden können, vielleicht sogar eine Sozialgeschichte 'von oben', eine, die den Gelegenheitsarbeiter als passive Existenz darstellt, eine Existenz, die Reformen benötigt. Fabers ausgezeichnete Arbeit über die "Schockfreier" führte uns ins 20. Jahrhundert und in die Welt einer 'obskuren' Gruppe, die vielleicht niemals etwas Außergewöhnliches zu den Kämpfen der organisierten Arbeiterbewegung beigesteuert hat. Aber täte man eine Gruppe in dieser Weise einfach "ab", so würde uns das abhalten, an der "Oberfläche" unseres Verständnisses zu kratzen, würden wir uns davon abhalten zu fragen, was Individuen und Gruppen dazu bewegt zu 'funktionieren'. Insofern gewährten diese beiden Beiträge (wie übrigens auch Fielhauers) wichtige Einsichten in die Kultur und Lebensweise einer bestimmten Gruppe innerhalb der Arbeiterklasse. Für eine Arbeiterkulturtheorie bedeutet dies, daß die Weigerung wichtig ist, Arbeiterkultur zu einer einzigen historischen Plattitüde werden zu lassen. Es bedeutet mehr noch, ernst zu nehmen, daß Arbeiterkultur "ein komplexes, ungleichmäßiges und widersprüchliches Ensemble ist, das eine Vielzahl oder ein Repertoire an Strategien, an Widerstand, an Unterordnungen und Lösungen umfaßt, ... kulturelle Formen, die ständig erneuert und verändert werden" (9). Der nächste Schritt ist sicher der, die Beziehung dieser verschiedenen Reaktionen und Formen zu den verschiedenen Gruppen und dann zueinander aufzuspüren. Dies stellt ein wichtiges Problem für die dar, die über Arbeiterbewegungskultur arbeiten.

Arnold Sywottek, ein Historiker, und Ruth-E. Mohrmann, eine Volkskundlerin, reflektierten beide die Probleme, die durch den Gebrauch statistischer Daten auftauchen. Sywotteks These lautete, daß veränderte Konsumgewohnheiten Veränderungen im Charakter der Arbeiterkultur widerspiegeln, d.h. ein Wechsel im Konsumverhalten bewirkt einen Wechsel des selbstverständnisses - und dieser muß wichtig genommen werden. Leider war seine Datenauswahl zu global, um tatsächlich qualitative Veränderungen zu dechiffrieren und blieb damit der Arbeiterkultur eigentümlich fremd. Anstatt sich auf statistisches Material aus ganz Hamburg zu konzentrieren, wäre es sinnvoller gewesen, nach verschiedenen Nachbarschaften oder Stadtvierteln zu differenzieren. Das hätte möglicherweise ein präziseres Bild ergeben und die Möglichkeit eröffnet, die Daten mit Belegen über die Sozial- und Berufsstruktur in Beziehung zu setzen. Dadurch wären die Unterschiede innerhalb der Arbeiterklasse besser akzentuiert worden. Dahingegen basierte Ruth-E. Mohrmanns Aufsatz auf einer sehr kleinen Auswahl, mit der sie sich der Frage nach verbesserten Lebensbedingungen näherte. Ihre Absicht war nicht nur, mit Hilfe geeigneter Inventare Modelle von verschiedenen Arbeiter-

familien im späten 19. Jahrhundert vorzustellen, sondern auch Aussagen über die "Lebensmöglichkeiten und die dahinter stehenden mentalen Verhaltensmuster" zu machen. Trotzdem gab es hier einige Probleme. Zum einen war ihre Auswahl zu klein, um tatsächlich zu relevanten Erkenntnissen für diesen Zeitabschnitt (es gab kein Vergleichsmaterial oder Kontrollen) zu kommen. Überdies fehlte eine Verankerung in Zeit und Raum, d.h. die Auswahl war aus ihrem historischen Kontext herausgelöst. Als wichtige Erkenntnis blieb jedoch, daß uns Nachlaßinventare keine Aufschlüsse über die Lebensmöglichkeiten oder mentalen Verhaltensmuster geben können. Sie veranschaulichen zwar einige Aspekte des Alltags - und vielleicht zum materiellen Komfort - aber sie erklären nicht den Grund für die Akkumulation von Besitz (vorausgesetzt es gibt einen): woher dieser abzuleiten ist und ob er mit einer tatsächlichen Verbesserung der Lebensverhältnisse der betroffenen Personen korrespondiert (vgl. Sywotteks These), wie dieser Wohlstand mit dem Lebenszyklus der Arbeiterfamilie zusammenhängt und ob die Weitergabe dieses Erbes eine Verbesserung der Lebenschancen bedeutet etc. Dies sind keine nebensächlichen Punkte, sondern sie sind wichtig, falls wir die Wurzeln der Dynamik erkennen wollen, die die Lebensbedingungen und Wertstrukturen im südöstlichen Niedersachsen des späten 19. Jahrhunderts bedingen.

Jeder Diskurs hat seine Achillesferse und im Falle der Arbeiterbewegungskultur ist es die Annahme einer linearen Tradition, die die Diskussion möglicherweise dem Papierkorb überliefern wird. Diesbezüglich ist auch die Energie, die für das Suchen nach einer 'Kultur' aufgebracht wurde, zu einem gewissen Grade verschwendet, denn das Interessante an dieser Diskussion ist nicht die Produktion einer Kultur, die von den Arbeitern selbst produziert wurde und wie diese auf den historischen Prozeß einwirkte, sondern vielmehr eine abstrakte Überlegung: wie paßt Kultur per se in die "einfache Entfaltung einer einheitlichen historischen Logik" (Clarke)? Die Herangehensweise ist teleologisch, und Kultur wird als eine Ware gesehen, die entweder von den Arbeitern nachgefragt oder übernommen, aber nie von ihnen selbst produziert wird. Das ist der Grund für die Debatte über die Verbürgerlichung der Arbeiterklasse. Dies wurde während der Konferenz gut herausgearbeitet in den Diskussionen um Dieter Langewiesches und Helga Stachows Vorträge.

Professor Langewiesches Beitrag war deshalb exzellent, weil er eine neue Perspektive im Blick auf die 'Integration' der Arbeiterbewegung in das politische und soziale System eröffnete. Seine Gedanken zur Rolle der Feiertagskultur innerhalb der sozialdemokratischen Tradition sind tatsächlich anregend, aber es mangelt ihnen mitunter an einer Auseinandersetzung mit dem Begriff der Arbeiterkultur. Selbst wenn wir uns hier mit der Kultur der Arbeiterbewegung beschäftigen, muß gefragt werden, ob dies dann die Kultur der Bewegung als Apparat oder die der Mitglieder ist? Die Arbeiterbewegung wird oft in solch ambivalenter Weise behandelt. Langewiesche

verband die Kultur der Bewegung zu Recht mit dem politischen Prozeß und argumentierte, daß Zukunftsentwürfe oder -perspektiven, die in die Feiertagskultur projiziert werden, so arbeiten, daß die Arbeiter in das System integriert werden, ohne daß notwendigerweise ein Prozeß der Verbürgerlichung stattfindet. Seine Argumente stützten sich jedoch auf eine Diskussion, die in den Jahren seines Berichtszeitraums stattfand, d.h. auf Beobachtungen aus zweiter Hand und Interpretationen, die sich nicht mit der "Mitgliedschaft" in der Arbeiterklasse selbst befaßten, sondern mit der Bewegung als Körperschaft. Deshalb haben wir hier die Kultur der Organisation, aber nicht unbedingt die der Arbeiterklasse selbst. Darum erfahren wir auch sehr wenig über die subjektiven Motivationen und Erfahrungen der Männer (und auch Frauen), die während der Massendemonstrationen in der Weimarer Republik auf die Straße gingen und folgerichtig auch nichts über ihr Verhältnis zum politischen System und über ihren Platz darin. Ebenso interessant ist aber die Tatsache, daß viele Arbeiter nicht auf die Straße gingen, wobei sich die Frage nach ihrer politischen Kultur stellt.

Helga Stachows Vortrag handelte von der Form und dem Ausdruck der Feste innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung während des Kaiserreichs. Beinahe zwanghaft drehte sich die Diskussion um eine Theorie der Verbürgerlichung der Arbeiterklasse in den Fällen, wo Feste zu einem bürgerlichen Repertoire gehörten und eine Absage an die "wahren" Interessen der Arbeiter bedeuteten. Die Absicht, Aktivitäten in ein historisches Schema von "entweder-oder" zu pressen, ignoriert wieder die spezifischen Motive, die dem Verhalten zugrunde liegen. Ein derartiges Verfahren übersieht, daß bestimmte bürgerliche Formen und Praktiken möglicherweise übernommen wurden, aber in einen Kontext, bei dem es sich um "ein anderes Beziehungsgeflecht ... handeln kann, das mit unterschiedlichen kulturellen Wertigkeiten ausgestattet ist" (10) (Clarke). Frau Stachow versuchte, diese Nuancen herauszuarbeiten, aber viele ihrer wichtigen Hinweise gingen in der anschließenden Diskussion unter.

Bemerkenswert war, daß Frauen als "Beiträge" auf der Tagung "gut vertreten" waren, und eine große Anzahl der Zuhörer war ebenfalls weiblich. Gerade deswegen ist es erstaunlich, daß Frauen nicht Gegenstand eines Vortrags waren. Dies ist bezeichnend für die Einstellungen und den Ansatz der Arbeiterkulturforschung. Denn es ist erstaunlich, daß sich eine Konferenz mit dem Thema Arbeiterkultur befassen kann und die Arbeiterfrauen ignoriert. Helga Stachow beschäftigte sich mit "Frauen", aber nur zum Teil, nicht ausschließlich. Falls diese Konferenz unter diesem Gesichtspunkt gesehen wird, dann scheint die Arbeiterkultur eine männliche Domäne zu sein. Aber wir wissen natürlich, daß dies nicht stimmt. Die Diskussion, die Peter Assions Referat folgte, machte dies klar (obwohl sein Vortrag nichts mit Frauen zu tun hatte). Eine der größten Schwächen der Tagungsorganisation bestand darin, daß Frauen inhaltlich

nicht miteinbezogen waren. Man muß nur an die Vielzahl ausgezeichneten Studien über Frauen und Arbeiterkultur denken, wie z.B. die der amerikanischen feministischen Historikerin Ellen Ross über Londons weibliches Solidaritätsmuster oder an Regina Schultes Arbeit über Arbeiterfrauen, Prostitution und Alltag und an eine ganze Anzahl von Dissertationen, die derzeit über Frauen, Arbeit, Familie und Arbeiterbewegung in Hamburg (und anderswo) entstehen.

Zu Beginn dieses Essays erwähnte ich die Zweiteilung der Kultur-Definition: eine formalistische und eine flexiblere Definition, die historische Genauigkeit und Vielfalt zuläßt. Es ist nicht richtig, daß die zweite Definition, die auf einem gründlichen und genauen Empirismus basiert, darauf ausgerichtet ist, das einfache Individuum, das "von der Geschichte verborgen" war, wiederzuentdecken und zwar auf Kosten der Kollektivität, und sich so mit einer neuen Sozialgeschichte zufrieden gibt, die die "Politik wegläßt", während die Arbeiterbewegungskulturforschung danach strebt, das Politische einzubeziehen. Davon kann nicht die Rede sein. Arbeiterbewegungskulturforschung zielt auf die Sozialgeschichte der Organisation, und sie faßt deshalb eine Geschichte von oben ins Auge, eine Geschichte, die wir Autoritative Sozialgeschichte nennen könnten. Die Forschung über die Geschichte der Kultur der Arbeiter kann es sich nicht erlauben, so begrenzt zu sein. Ihre Aufgabe ist die Erkundung der sozialen und politischen Geschichte der Arbeiter in ihrem Alltag: am Arbeitsplatz, zu Hause, in der Nachbarschaft und in ihren Beziehungen zu den organisierten Formen der sozialen und politischen Aktivitäten - aber bei all dem muß das Interesse darauf gerichtet sein, wie die Arbeiterklasse diese Formen selbst produziert.

Die Tagung in Hamburg kam noch nicht so weit, obwohl einige Beiträge schon in diese Richtung wiesen. Sie ermöglichte es jedoch, einen Ausgangspunkt zu fixieren, und nun liegt es an den verschiedenen Bemühungen, die auf das Studium der Arbeiterkultur gerichtet sind, die Theorie und Methodik zu überdenken und eine gemeinsame Diskussion zu eröffnen. Obwohl die Abschlusss Diskussion der Tagung nun Themen für eine weitere Konferenz auswählte, denke ich, daß es noch genügend Stoff für eine Fortsetzung der Hamburger Ansätze gibt. Deshalb sollte die Hamburger Konferenz nicht als Abschluß eines bestimmten Kapitels in der Erforschung der Arbeiterklasse gesehen werden, sondern als ein Aufdecken der bisherigen Schwächen der Forschung und der Kennzeichnung ihrer möglichen Stärken. Die Beteiligung der Volkskunde am Studium der Kultur und Lebensweise der Arbeiterklasse kann unser Wissen über dieses "Leben" und diese "Kultur", die manchmal von den Historikern als zu trivial angesehen wird,

auf jeden Fall bereichern. Vielleicht wäre es nach Hamburg konsequent, wenn die bisherigen Dogmen überdacht und auch revidiert würden.

Anmerkungen

- 1 The Concise Oxford Dictionary. 6. New Edition. "culture", S. 249.
 - 2 Raymond Williams: Keywords. A Vocabulary of Culture and Society. "Culture". Fontana Edition 1976, S. 80.
 - 3 Richard Johnson: Three Problematics: elements of a theory of working class culture. In: John Clarke u.a. (Hrsg.): Working Class Culture. Studies in history and theory. London 1979, S. 234.
 - 4 John Clarke u.a.: Subcultures, Cultures and Class. A theoretical overview. In: Ders. (Hrsg.): Resistance through Rituals. Youth subcultures in post war Britain. London 1976, S. 10.
 - 5 Vgl. die Diskussion und den allgemeinen Überblick bei Dieter Langewiesche: Politik - Gesellschaft - Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem 1. Weltkrieg. In: Archiv für Sozialgeschichte XXII 1982, S. 359-402, und Richard J. Evans: Introduction: The Sociological Interpretation of German Labour History. In: Ders. (Hrsg.): The German Working Class 1888-1933. London 1982, S. 15-53.
 - 6 Hermann Glaser: Industriekultur und demokratische Identität. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament", 10. Oktober 1981.
 - 7 Vgl. die ergiebige Diskussion bei Brian Holton: The Crowd in History. In: Social History Vol. 3 May 1978 Nr. 2.
 - 8 In einem anderen Zusammenhang spricht Tenfelde von einem 'Anpassungsdefizit' bei den Arbeitern, die sich der Arbeits- und Fabrikdisziplin widersetzen. Klaus Tenfelde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert. Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 278-281.
 - 9 John Clarke: Capital and Culture: the post war working class revisited. In: John Clarke u.a. (Hrsg.): Working Class Culture. Studies in history and theory. London 1979, S. 253.
 - 10 John Clarke u.a.: Subcultures, Cultures and Class. A theoretical overview. In: Ders. (Hrsg.): Resistance through Rituals. Youth subcultures in post war Britain. London 1976, S. 10.
- Richard Johnson: Three Problematics: elements of a theory of working class culture. In: John Clarke u.a. (Hrsg.): Working Class Culture. Studies in history and theory. London 1979, S. 242.

FLICK-WERK BILANZ EINES VERSUCHS

ZUM AUSSTELLUNGSPROJEKT "REPARIEREN UND UMNUTZEN IN DER ALLTAGSKULTUR"
WÜRTTEMBERGISCHES LANDESMUSEUM, 15. 10. 1983 - 8. 1. 1984



"Fliegenklatsche. Plastik. Weide. Zwirn. Von einem Bauernhof (Schwäbische Alb) 1983. Die bäuerliche Repariertechnik, der sorgsame Umgang mit Sachen, wird auf dem Lande beibehalten. Trotz des geringen Geldwertes von einigen Pfennigen wird repariert und nicht neu gekauft."

So weit die Beschriftung eines Objekts, den obiger Mecki, Flick-Symbolfigur der 50er Jahre, aus Spaß für den Photographen in die Hand genommen hat. Die Fliegenklatsche, ein Allerweltsgegenstand, wird auch dann geflickt und am Leben erhalten, wenn anderen Orts die leere Mückenspraydose - ihren Geist versprüht - auf der Müllkippe Rost ansetzt. Mit der Fliegenklatsche als Exponat volkskundlicher Sachkulturforchung, zugleich Armutszeugnis einer wirtschaftlicher Not entsprungenen Sparmentalität und Kreativitätsbeweis, waren gleich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen worden: Alltags- und Reparaturkultur nun auch im Museum. "Flick-Werk" wollte Einblick in die viel zu selten dokumentierte Alltagsökonomie der Vergangenheit geben. Die Ausstellungskonzeption ging von der Grundannahme einer aus der Ökonomie des Notbehelfs entstandenen Kreativität aus. Könnte die Fliegenklatsche, für sich genommen, noch als Relikt oder Kuriosum erscheinen, so steht sie bei näherem Zusehen stellvertretend für die

Allgegenwärtigkeit des Reparierens in seinen unausgeleuchteten Dimensionen. Einer Phänomenologie des Reparierens auf der Spur mußte Forschungsneuland betreten werden. Dem objektiven Wandel von der Knappheits- zur Wegwerfgesellschaft entspricht ein zunächst überraschender subjektiver Faktor: von der Last zur Lust des Reparierens, Stolz anstelle der Scham über das Geflickte, das nun nicht mehr mit dem Stigma der Armut behaftet, sondern Ausdruck selbstbestimmten (lustbetonten) Handelns ist. Allerdings stößt diese neugewonnene Freude am Reparieren an die vorgegebene Grenze der modernen Plastikultur: am verschweißten, und damit auch sicheren, Elektrostecker läßt sich nicht mehr herumbasteln - er muß ausgetauscht werden.

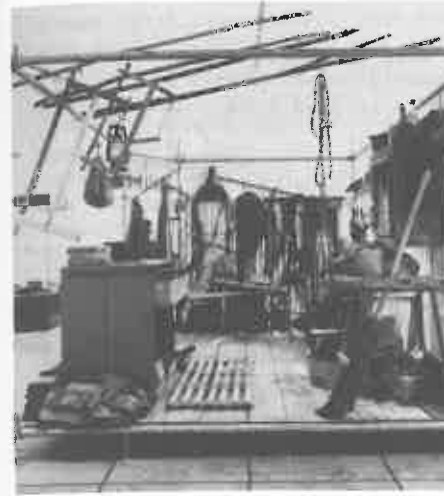
Elf Wochen, vom 15. Oktober 83 bis (einschließlich Verlängerung) zum 8. Januar 84 war die Ausstellung im ehemaligen sogenannten "Staufercafé" des Württembergischen Landesmuseums zu sehen, wo schon im Frühjahr mit Martin Scharfes "Malerfolklorismus", ein LUI-Projekt "Heitere Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande", Genrebilder aus dem Schwäbischen Landleben des 19. Jahrhunderts, zu Gast gewesen war. Anders als dort war bei dieser zweiten LUI-WLM-Kooperation im Jahre 83 die Ausstellung von Anfang an als Koproduktion angelegt, so daß die Projektgruppe von den volkskundlichen Magazinbeständen, Werkstätten und dem technischen Ausstellungs-Know-how des Stuttgarter Museums profitieren konnte. Als Low-Budget-Produktion kam die Ausstellung einer "Schwaben ist überall-Mentalität" entgegen.

Wo sonst hinter den meterdicken Sandsteinquadern des Renaissance-Schlusses in der Tradition der einstigen "Sammlung für vaterländische Kunst- und Altertumsdenkmale" der Württembergische Kronschatz und Prunkwaffen der herzoglichen Kunst- und Schatzkammer die Hauptattraktion darstellen, wurde nun mit einer nachgebauten "Kruschkammer", einem Scherenschleiferkarren und den geflickten Rindslederstiefeln eines Bauern Vergangenheit dokumentiert - nicht aus der Sicht von Thron und Altar, sondern aus der Alltagsperspektive von Melkschemel und Werkbank: Geschichte von unten.

Im Folgenden sollen ein Gang durch die Ausstellung unternommen, die Inszenierungsabsichten dargelegt sowie auf eine erste Kritik aus dem Ausstellungsbuch und einer bescheidenen schriftlichen Besucherbefragung eingegangen werden.

Die Raumgestaltung

An den Wänden des ca. 177 m² großen Ausstellungsraumes stehen 12 Rechteck-Vitrinen (65 x 135 cm) und fünf im Würfelformat (65 x 65 cm). Dazwischen, auf Podesten, größere Einzelexponate. Zwei davon bilden Inseln im Raum; eine mit fünf im Halbkreis aufgestellten Flick-Jeans, die andere mit einem Flickschuster-Werkstattenssemble. Zwei Meter hohe Stellwände aus Dachlatten, umgeben von einem Stahlrohrgerüst, unterteilen ein (2,80 x 5,60 m) großes Podest in zwei Kojen, in



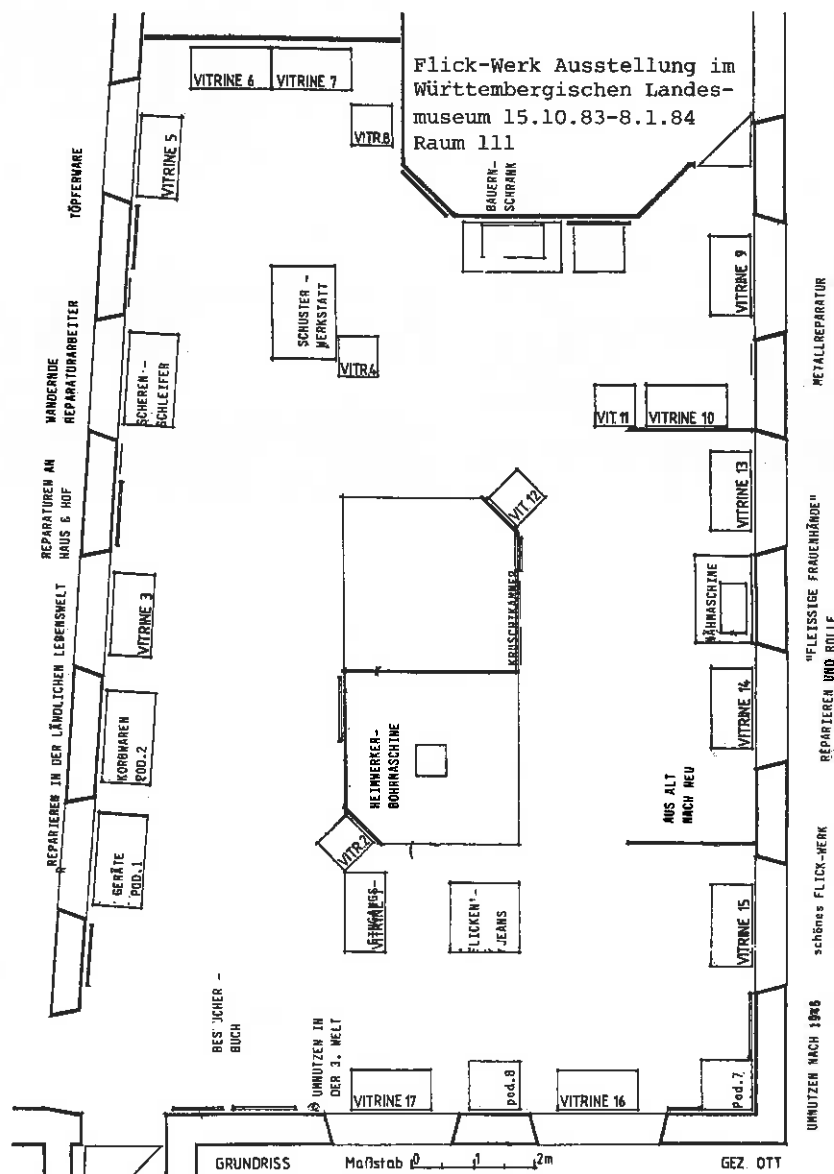
Kruschkammer (Koje 1)



Bohrmaschine und Kruschkammer
en miniature (Koje 2)

denen eine bauerliche Kruschkammer einem "Hobbyraum" gegenübergestellt ist. Einziges Requisit dort: unter grellen Neonröhren eine Schlagbohrmaschine, die unter einem Plexiglasten auf einem Sockel aufgestellt ist. Im Sockel ist eine Schublade untergebracht, in der häuslicher Krimschramm von Schere und Bindfaden bis zur Kerze gesammelt ist - eine Kruschkammer en miniature. Die Bohrmaschine sollte wie Fahrrad oder Schreibmaschine in der Nürnberger Industriekulturausstellung als "Leitfossil" (1) für das "Do-it-yourself-Zeitalter" fungieren. Der Aufwand dieser Beschreibung verrät bereits, daß dieser Einfall vielleicht zu durchdacht war. Ein auf Industriemessen altbewährtes Arrangement hält unter dem Etikett des Neuen Einzug in die Volkskundemuseen. Zwischen den Wandpodesten und Vitrinen Flachware: 16 Texttafeln mit Illustrationen und Bildern. Sie gliederten die Ausstellung inhaltlich und stellten die Exponate in ihren Kontext.

Eingangsvitrine: Beim Betreten des Raumes fällt der Blick auf die Eingangsvitrine, die, einen programmatischen Ausstellungsquerschnitt gebend, die Allgegenwärtigkeit von Flick-Werk widerspiegelt. Hier findet sich vom geflickten Fahrradschlauch über den geklebten 10 DM Schein, umgenutzte Blechbüchsenblumen, dem Mecki als Flick-Symbolfigur der 50er Jahre und einer Patchworkweste bis hin zum reparierten Steingutkrug ein Streifzug durch die Flick-Welt: EBbesteck, Messer, abgenutzt bis auf Rasierklingenstärke, ein abgeschabtes Spätzlesbrett, Rührlöffel am Hafenboden abgewetzt - das Alte wird genutzt bis zum Geht-nicht-mehr, um das Neue zu schonen. "Solange 's Alte noch tut, braucht man nichts Neues" (Schwäbisches Sprichwort).



Die Ausstellung war im ehemaligen "Staufercafé" des Württembergischen Landesmuseums aufgebaut. Der Grundriß läßt das Nebeneinander von Objektarrangement, Inszenierung und Textdokumentation erkennen.

Reparieren in der ländlichen Lebenswelt: Reparier-Kultur auch bei einem nützlichen Gerät, das Plagegeister in den eigenen vier Wänden vom Leibe halten soll: die schon erwähnte Fliegenklatsche, die nach einigem Hin und Her Platz auf dem gegenüberliegenden Wandpodest (Podest 1) gefunden hat. (2) Dreschflegel, Rechen, Brotschießer und Spaten, Rätsche und Ochsenziemer, aufgestellt wie in einem Heimatmuseum. Aber hier sind es nicht die schönen Schaustücke, sondern vernutzte Exemplare: Die Wurfschaufel besteht fast mehr aus Draht als aus Holz, Stiel und Blatt unterliegen ganz unterschiedlichen Haltbarkeitszeiten, der "Stoffwechsel der Ausrüstungen" (3) in der Knappheitsgesellschaft soll deutlich werden. Was für das Gerät gilt, gilt ebenso für Vorratsgefäße und Behälter auf dem danebenstehenden Podest (Podest 2): An der Wand hängen ausgebesserte Mehl- und Getreidesäcke aus Leinengewebe mit zahlreichen Flecken. Der Aufdruck verrät nicht nur Besitzer, sondern auch Ort und Entstehungszeit. Darunter, auf dem Podest selbst, verschiedene Korbwaren: Saatgutkorb und Weidenkorb mit Henkel, Backkörbe aus Stroh. Einfachst ausgebessert waren die Korbböden dem Gewicht der Alltagslast gewachsen.

Reparaturen an Haus und Hof: Eine Schuhledersohle, aufgenagelt auf die Ausbrüche im Eichenholzdeckel eines Getreidemaßes hinter Glas in Vitrine 3. Darüber auf einem abgehängten Fachboden verschiedene Werkzeuge: ein Krautmesser aus einem umgenutzten Sensenblatt, Bohrer und Schraubzwingen, notwendig für Reparaturen an Haus und Hof. Die Instandsetzungsarbeiten sind auf einer Texttafel illustriert, von Abdichtungsarbeiten an einem Strohdach bis zum Eindecken eines Schindeldachs. Von der Decke herab eine Holzwinde. An der Wand zwei zusammengestückelte Schiebefenster. Das fehlende Fensterglas ist durch Linoleum und Holz ersetzt. Auch am Haus wird improvisiert. Als "Großobjekt" daneben ein Scherenschleiferkarren (Podest 3). Er diente dem Störhandwerker als mobile Werkstatt. Dabei gab es wenig, was der Bauer nicht auch selbst hätte reparieren können: "Das war öffentliche Produktionserfahrung, in der es wenig Geheimnisse gab. Was er (der Bauer) nicht wußte, war lediglich, ob er die Reparatur so gut und so schnell zustande brachte wie der Handwerker. Gefragt war also nicht die innovative Fähigkeit, sondern renovative Fertigkeit." (4)

Das Raumensemble Kruschkammer (Kojen 1): Die Vorratshaltung war im bäuerlichen Bereich bei Lebensmitteln gang und gäbe und ihre Prinzipien galten auch für Werkzeug und Material. Ausgediente Klingen, Garbenstricke, rostige Ketten und Holzabfall wanderten als Ersatzteile in die Kruschkammer, wo sich ganze Werkzeuggenerationen nach dem "Stoffwechsel der Ausrüstungen" zu einem schier unerschöpflichen Reservoir ansammelten und darauf warteten, als Einzelteile bei Bedarf reaktiviert zu werden. Die Rumpelkammerkoje ist aus verschiedenen Gerümpelkammern zusammengestellt, die Einzelelemente sind zum Teil so wie in situ vorgefunden abgeschlagen und in den Schauraum "transloziert" worden. Manche der Leihgaben ließ sich der Besitzer nur mühsam abschwätzen (hier paarten sich Stolz und Scham), manches wurde nur unter der Auflage ausgehändigt, es unter keinen Umständen zurückzugeben. Zwischen den Materialien eine Schnitz- und Ziehbank, die auf keinem Bauernhof fehlte.



Die Schusterwerkstatt. Reitstiefel, keine Knobelbecher, aber: "Der hier vorgefundene 'Reparaturgeist' ist selbst für Angehörige eines Instandsetzungskommandos der Bundeswehr erstaunlich!" (Eintrag im Besucherbuch)

Flickschusterwerkstatt: Vom Raumentsemble der Kruschtkammer zu einem klassischen Reparaturhandwerk - die Flickschusterwerkstatt, eine Arbeitsstelle mit Tisch, Hocker, Materialien und Werkzeug (Insel 1). Auf der zugehörigen Texttafel wird auf den kulturellen Wandel hingewiesen. Die Schuhbar von Mister Minit&Co. hat ein Viertel des Reparaturumsatzes übernommen. Die Ausgaben für den Schuhneukauf steigen. Daß sich die industrielle Produktion durchsetzte, zeigen zwei Zahlen: Gab es 1875 noch eine Viertelmillion Schusterwerkstätten, so waren es 1980 nur noch 11 600. Die eingangs erwähnten Rindslederstiefel eines Landmanns hinter Glas (Vitrine 4) sind eine museale "Wertsteigerung" der Flickschusterarbeit, aber dann auch Insider-Gag: Einst bargen Vitrinen dieser Art den Cappenberger-Barbarossa-Kopf, Symbol der Stauferausstellung.

An der Stirnwand des Raumes eine Palette von Vorratsgefäßen und -behältern aus verschiedenen Materialien - Ton, Holz und Metall. In der linken Ecke vier Vitrinen (5 - 8) voll mit geflicktem Hafnergeschirr, darunter auch ein Zierteller mit Doppeladlermotiv, dessen zahlreiche Sprünge geklammert sind und dessen Rand mit Eisendraht eingebunden ist. Ob Steinzeug, Glas, gebrannter Ton, Fayence oder

Porzellan - die Materialfülle aus den umfangreichen Magazinen des WML entspricht der Vielfalt der Reparaturaffinessen. Ob Netzeinbindungen aus Draht oder Holz, die Filigranarbeit aus der Vor-Alleskleber-Zeit verlangt vom Betrachter einen mikroskopischen Blick, damit die Flickstelle überhaupt erkannt wird.

Metallgefäße: In der gegenüberliegenden, rechten Raumecke in zwei großen (9 und 10) und einer kleinen Vitrine (11) gelötete Bettflaschen mit dem dazugehörigen Lötwerkzeug, ein vermittels Eisenblech genieteter gußeiserner Bräter, eine mit Messingstücken abgedichtete Stielpfanne und natürlich Emaillereparaturen, abgesprungene Stücke, die mit weißer Ölfarbe übertüncht wurden.

Zwischen diesen beiden Haushaltswarenbereichen aus Ton und Metall auf Podest 4 und 5 drei größere Exponate: eine genietete Dampflocke aus einer Hutmacherwerkstatt und daneben ein Dreibeintopf, an dem die Konservatoren sage und schreibe 92 Kupfer- und Eisennieten zählten, was für den Kesselflicker, dem vielleicht bekanntesten Vertreter des Störhandwerks, einigen Arbeitsaufwand bedeutete. Die Störhandwerker (nach dem 1. Weltkrieg wurden auf einem oberschwäbischen Hof noch 30 Hausbesuche im Jahr gezählt) entlasteten die Wartungsarbeiten der Bauern und führten Spezialtätigkeiten aus, die z.T. saisonal bedingt waren (Erntezeit). Podest 4 diente als Stellfläche für einen bemalten eintürigen Bauernschrank aus dem württembergischen Franken. Ein über dem Objekt schräg installierter Spiegel ermöglichte den Blick auf das Schrankdach: Es ist aus einer Schranktür zurechtgezimmert. Beim erneuten Blick auf die Schrankfront fällt das Fehlen der Beschläge auf: Der ehemals zweitürige Schrank ist halbiert und eintürig umgebaut worden. Alltag der Vergangenheit im Volkskundemuseum, nicht folkloristisch aufgemöbelte farbenprächtige Schaustücke, sondern Umnutzung unter Ausschöpfung sämtlichen vorhandenen Alt- und Abfallmaterials.

Reparieren und soziale Rolle: "Fleißige Frauenhände" - so lautete das nicht nur bei der Pressekonferenz umstrittene und ironisch gemeinte Leitthema des nächsten Ausstellungsabschnittes (wir haben beim Rundgang die gegenüberliegende Längswand erreicht): Stopfen, Flicken, Ändern als Hausfrauenarbeit, Stickrahmen, Stopfei und Nähkörbchen, Stickmustertücher, Schulhefte mit Kniffen für den Umgang mit Nadel und Faden (Vitrine 13) stehen für den Drill zu Sparsamkeit und Fleiß. Der Handarbeitsunterricht, der im Flickunterricht der Industrieschulen in Württemberg ab 1820 seinen Vorläufer hatte, war wichtiger Bestandteil der Armenervziehung, besonders der Arbeiterinnen (-töchter). Der Socken, gestopft dort, wo der Stoff durch Ferse und Ballen am stärksten belastet war, ist im Zustand des Geflicktseins ein Spar-Strumpf als solcher, mit dessen Hilfe vielfach eine Nähmaschine erworben werden konnte. Sie steht daneben (Podest 6). Angesichts der sich um die Maschine auftürmenden Wäscheberge war die Geduld der Näherin einer täglichen Zerreißprobe ausgesetzt. Eine Arbeitsschürze, eine Arbeitshose und ein Arbeitskittel hängen daneben an der Wand. Berufskleidung wurde durch die tägliche Arbeit besonders strapaziert; Funktionalität der Reparatur stand hier mehr im Vorder-

grund. Ein Arbeitskittel aus den "goldenen" Zwanziger Jahren, der uns in schwarz-weiß als Katalog- und in blau als Plakatmotiv diente (5).

Aus alt mach neu: So das Thema der Texttafel mit Stickmustern und Reparaturtips, die sich nicht nur in Fachbüchern der umfangreichen Ratgeberliteratur und alternativen "Haltbarmachalmanachs" finden, sondern in Zeitschriften von der Modeillustrierten "Brigitte" bis zum Kundenblatt wie "Bäckerblume", wobei eine weibliche Zielgruppe anvisiert wird.

Ästhetik, schönes Flickwerk und Patchwork: Entsprang die Karomusterung der geflickten Bettdecke über der Nähmaschine wirtschaftlicher Notwendigkeit, wird in dem Ästhetik-Abschnitt dieser Mangel konterkariert. Patchwork, Nottechnik aus der amerikanischen Pionierzeit, wird im Do-it-yourself-Zeitalter zur lustbetonten Feierabendbeschäftigung. Zwei Flickenkissen sind aufgestellt: Der Betrachter muß direkt auf den Flickerteppich vor der Stellwand treten, um den bloßen Modeaufdruck des einen von der Naht des anderen zu unterscheiden. Ob Lederflickentasche, Ballettschuh oder Pullover (Vitrine 15), ob Riß, Mottenloch oder gefallene Masche, die Textilbeschädigung wird mit Stoff und Faden kaschiert und so kunstvoll verwoben, daß dem Grunddesign eine neue Gestaltung widerfährt, ein Motiv, das eigenen Reiz und eine originelle Ästhetik enthält. Auch Beinkleider, eine im Halbkreis (Insel 2) stehende Flickenjeansgruppe, werden zum Kunstwerk. Galten sie zuvor allenfalls als saloonfähig, so werden sie geflickt als salonfähig angesehen.

Im Rahmen der Ausstellungseinheit "Fleißige Frauenhände" stand eine Nähmaschine, deren Bedeutung für die Textilreparatur und Heimarbeit, beides Sache der Frau, in den Texttafeln deutlich herausgearbeitet wurde. "Auf solchen Laken geschlafen. Die Jugendzeit wird wieder wach." (Eintrag im Besucherbuch)



Bohrmaschinensockel (Koje 2): Die Bohrmaschine sollte die Hobbykammer eines unbekannten Teddy Tüftler repräsentieren. Wie im Konstruktionsbüro des genialen Erfinders Daniel Düsentrieb wird hier gehämmert, gesägt und gefeilt. Auftragsphotos von Heimwerkern beim Tapezieren, Schleifen, Bohren oder beim Einkauf im Baumarkt unterstreichen die Bedeutung des Bastelbooms, der den Hobbymärkten 1982 einen Gesamtumsatz von 28 Milliarden DM eintrug. Schrebergartenarchitektur und Umnutzen im Garten (Photowand): "Bricolage" auch bei Gartenfreunden, die sich zum Teil ihre Baugenehmigung für die Lauben selbst ausstellen. Der Schrebergarten als ein Stück selbstgebastelter Nahwelt, in der umgenutzte Gegenstände wie Schubkarren und Wagenrad mit folkloristischen Beiwerk neben der Zierfunktion als Blumentrog auch einen praktischen floristischen Zweck erfüllen.

Umnutzen nach 1945: In der vorderen Ecke rechts eine rostige Seilwinde aus einer umgebauten Fahrradfelge von der Decke, darunter ein Kaninchenstall. Sie assoziieren Bahndamm- und Schmuttelkind-Milieu und die Not- und Krisenjahre vor dem Wiederaufbau. Umnutzen nach dem 2. Weltkrieg, wo die Kunst, aus nichts etwas zu machen, vonnöten war. In Vitrine 16 eine Blumenvase aus einer Granathülse, ein US-amerikanischer Stahlhelm als Gülleschöpfer, ein Gasmaskenfilter, der als Drehfuß in einen Baukran eingebaut wurde: Kriegswerkzeug wird zu Kinderspielzeug - Kreativität des Notbehelfs. Auf dem letzten Podest (8) ein Carepaket, das mit einem Griff und Verschlüssen zum Flüchtlingskoffer wird; ein Wehrmachtsmunitionskasten wird durch Einbau von Fächern zum Wäscheschrank und darüber hängt ein Kindermantel, geschneidert aus einem Armeemantel. Nach Wiederaufbau und Wirtschaftsaufschwung verliert die Ökonomie des Notbehelfs in einem Industrieland wie der Bundesrepublik an Bedeutung.

Umnutzen in der Dritten Welt: Anders dagegen in den Entwicklungsländern der Dritten Welt. Im Recycling-Verfahren wird Altglas zu Glasgefäßen umgeschmolzen, Kinderspielzeug aus Draht gebogen, Sandalen werden aus Autoreifen geschnitten und Haushaltsgegenstände aus Konserven gefertigt: Importierter Wohlstandsmüll, Blechbüchsenarmeen als Ergebnis einer "Cocacolonialisierung" finden einen neuen Verwendungszweck. Aber sogar hier Abhängigkeiten und wirtschaftliche Vernetzung: so die Verdrängungsindustrialisierung in Westafrika, wo durch Massenproduktion von Plastiksandalen dem Handwerk, das sich auf die Herstellung von Schuhen aus Abfallmüll spezialisiert hat, die Existenzgrundlage entzogen wird. Eine Statistik auf der Texttafel veranschaulicht den Verlust der Einnahmequellen. (Vitrine 17)

Die Informationswand mit Pressestimmen zur Ausstellung am Ausgang sollte den Besucher zu eigener Stellungnahme und Kritik im Besucher-ringbuch anregen.

Kritik der Ausstellung

Während die Medien (6) auf die Ausstellungskonzeption eingehen

und besonders die Originalität des Themas unterstreichen, finden sich in der Interpunktion des Besucherringbuches neben Ausrufe- auch Fragezeichen.

Das liegt sicher daran, daß - anders als bei den Presseleuten, die eine spannende Sonderführung bekamen - nur ein Bruchteil der Besucher an den 22 Führungen teilnehmen konnte. Bei 70 Öffnungstagen und über 17 700 Besuchern (Tagesschnitt rund 250) lassen sich ohne Beobachtungsprotokoll, Fragebogen und Interview nur schwer repräsentative Aussagen treffen. "Der älteren Generation zur Erinnerung, der Jugend zur Lehre", was aus Nostalgieempfinden und als frommer Wunsch sich in einer älteren Schrift im Ausstellungsringbuch findet, ließe sich durch viele andere Beiträge ergänzen. Sie weisen auf zwei mögliche Rezeptionshaltungen hin, die nach Befragung der Museumsaufsicht, Einzelbeobachtungen und Zuschriften durchaus typisch für die Ausstellung waren. So schreibt ein Stuttgarter Architekturstudent, daß er nach dem ersten Rundgang ziemlich ratlos war: "Im Grunde war die Ausstellung eine Sammlung von Kuriositäten, (...) eine Dokumentation wie früher Menschen ihren Alltagsgegenständen zu einem längeren Lebensalter verhelfen hatten, und was von dieser Haltung heute noch/wieder vorhanden ist. Erst nachdem ich den Katalog, den ich für einige Zeit verliehen hatte, gelesen hatte, wurde mir die Bedeutung der Ausstellung klar: eben nicht (nur) ein Kuriositätenkabinett zu sein, sondern auf ein eminent politisches Verhalten, den Umgang mit Ressourcen, hinzuweisen und den geistig-sozialen Hintergrund aufzuzeigen."

Sind es für den Architekturstudenten manche Exponate, Fremdkörper aus einer exotischen Welt, für die es zum Verständnis Texttafel und Katalog bedarf, verhielt es sich bei einer älteren Frau, die auf dem Lande aufgewachsen war, anders. Mit ihr war eine Führung verabredet worden, die sich jedoch alsbald erübrigte, da sie angesichts der Dinge zu erzählen und zu erklären anfang, schließlich selbst durch die Ausstellung führte. Für sie hatten die Objekte identitätsstiftenden Wiedererkennungswert, aus ihrer Alltagskompetenz ließ sich ein Zusammenhang herstellen.

Da "museumsreife" Objekte oft nur eine für den Nutzer selbst oder den Fachmann erkennbare sozial-historische Gravur tragen, werden sie im Museum beschriftet. Die Kritik, daß hierbei der soziale Kontext von Not und Elend, die Tatsache, Armutszeugnis zu sein, nicht deutlich genug herausgestrichen wurde, ist berechtigt.

Die Präsentation im Museum und dort besonders in den Vitrinen präpariert das Objekt als Einzelstück aus seinem Umfeld und verengt die Wahrnehmung oft auf seine Eigen-Ästhetik. (7)

Viele Brüche in den Vitrinen - zu wenig Brüche in der Präsentation?

Ein Blick in die Vitrinen mit gesprungener Töpferware ist zugleich

auch ein Blick in die Repariertechnik der Vergangenheit. Die Sprünge in den Gefäßen der Vitrine stehen aber auch für den Versuch, Geschichte in Bruch-Stücken zu rekonstruieren. Ein Bemühen, das dort an seine Grenzen stößt und Fragment bleibt, wo detaillierte Forschungen (noch) fehlen.

Dennoch bleibt ein Hauptproblem: die Synchronisation der einzelnen Schaustücke durch den Betrachter. Durch die ansonsten begrüßte Überschaubarkeit und Kompaktheit der Ausstellung (alles in einem Raum) konnte sich ein gleichsetzender Effekt einschleichen, wodurch auch der Kreativitätsaspekt mit seinen umstrittenen positiven Konnotationen als eine Linie erscheinen konnte. Der Museumsgegenstand wird dann nicht "Schlüssel" (8), sondern Passepartout in beliebig auswechselbare Vergangenheitsbereiche.

Aus Unbehagen vor einer ideologischen Vereinnahmung wurde auf den Texttafeln offen formuliert und in den Arrangements offen präsentiert. Eine Offenheit, die Diskussion beim Besuch provozierte, der Ausstellung allerdings auch den Vorwurf eintrug, eine Wende-Ausstellung zu sein, eine Renaissance der Flick-Tugend und "Das-waren-noch-Zeiten" einzuläuten. Dennoch der Versuch, der Ausstellung als sinnliches Medium gerecht zu werden, wird im Besucherbuch als "witzig" charakterisiert.

Um den Eindruck einer bloßen Materialschau zu vermeiden, was sich im Museum ja des Öfteren aufdrängt, wurde in der Konzeption vom Reparieren als Tätigkeit ausgegangen. In den Besucherreaktionen ist immer wieder von 'Anregungen' die Rede. Sie beziehen sich auf die Repariertechniken, aber auch auf die Ausstellungsform als solche. Tatsächlich sollte unserer Meinung nach bei Ausstellungsprojekten in der Präsentation das spielerische Moment noch viel stärker betont und ausgeschöpft werden. Gerade ein Landesmuseum sollte hier mehr eine konzeptionelle und gestalterische Avantgarde-Funktion wahrnehmen. "Meine anfängliche Skepsis wurde durch ihre Ausstellung Lügen gestraft" heißt es von einem Leiter eines Heimat- und Waffenmuseums. An die Sehgewohnheiten anknüpfen hieße einen vor-sichtigen Weg gehen, um andere zu neuen Impulsen in der Museumsarbeit zu ermuntern, nicht Anstoß nehmen, aber Anstoß geben. Dabei ist die Themenzentriertheit (nicht eine gesamtgesellschaftliche Analyse der Vergangenheit zu liefern, sondern einen Aspekt, Flick-Werk, Reparatur-Kultur zu dokumentieren) sicher von Vorteil.

Als Lernerfahrung eines studentischen Projekts zeigte sich, daß eine zweiseimestrige Konzeption möglich ist. Der Aufbau verlief wegen der vorausgegangenen Semesterferien und des Berliner Volkskundekongresses in der Endphase hektisch, so daß leider die redigierten Texttafeln nicht mehr von allen Beteiligten gegengelesen werden konnten. Von Autorensseite sei noch bemerkt, daß der Gang durch die Ausstellung aus der Erinnerung und anhand von Photos geschrieben

wurde, und da auch das Projekt in Gruppen arbeitete, ist es möglich, daß die Ausstellungsbereiche nicht so detailliert wiedergegeben sind wie von den Verantwortlichen intendiert.

Der von LUI-Seite geäußerte Wunsch und die von dort gemeldete Bereitschaft, die Wander-Ausstellung wandern zu lassen (Anfragen gab es!), ließ sich mit den bescheidenen Kapazitäten des Württembergischen Landesmuseums nicht realisieren. Der Rahmen für eine Flick-Werk-Ausstellung ist abgesteckt, das Programm für "Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur" geschrieben, es läßt sich ähnlich sicher auch andernorts realisieren, denn geflickt wurde überall.

Wolfgang Ott, Christian Schröter

Anmerkungen

- 1 Zum Leitfossil: Sembach, Klaus Jürgen: Industriekultur, Expedition ins Alltägliche 1; Aufriss Schriftenreihe des Zentrum Industriekultur Jahrgang 1, Heft 2, S. 5ff.
- 2 Um den Gang durch die Ausstellung besser nachvollziehen zu können, ist es hilfreich, sich an dem beigegefügtten Grundriß zu orientieren.
- 3 Edith Fél/Tamás Hofer: Geräte der Atányer Bauern. Kopenhagen 1974, S. 343f.
- 4 Wolfgang Kaschuba: Bauern und andere - Zur Systematik dörflicher Gesellschaftserfahrung zwischen Vorindustrialisierung und Weltwirtschaftskrise. In: Ders./Carola Lipp: Dörfliches Überleben. Tübingen 1982, S. 22.
- 5 Der Arbeitstitel der Ausstellung hieß lange Zeit "Der Kittel ist geflickt", was jedoch noch stärker als "Flick-Werk" die Besuchererwartung auf eine Textilausstellung konzentriert hätte. "Rhapsodie in blue" meinte ein Betrachter, auf die wörtliche Bedeutung von Rhapsodie, nämlich "Flick-Werk", anspielend.
- 6 Vgl. Stuttgarter Zeitung vom 22.10.1983, Stuttgarter Nachrichten vom 26.10.1983, Südwest Presse vom 9.11.1983 und Der Spiegel vom 21.11.1983.
- 7 Vgl. Hoffmann, Detlev: "Laßt Objekte sprechen!" Bemerkungen zu einem verhängnisvollen Irrtum. In: Spickernagel, Ellen/Walbe, Brigitte (Hrsg.): Das Museum. Lernort contra Musentempel, Gießen 1976, S. 101ff.
- 8 Vgl. Glaser, Hermann: Industriekultur oder die Sache mit den Knopflöchern. In: Sembach, Klaus Jürgen: Industriekultur, Expedition ins Alltägliche, S. 4.

EINE REISE NACH POLEN

Das Institut für Ethnologie an der Mickiewicz-Universität in Poznan hatte schon letztes Jahr einen Dozenten des Ludwig-Uhland-Instituts eingeladen, um Beziehungen zwischen den beiden Instituten anzubahnen. Anfang April konnte ich als Vertreter des Instituts nach Polen reisen und mich in einem einwöchigen Aufenthalt über die Lage unserer Wissenschaft und die Situation des ethnologischen Instituts in Poznan informieren. Die Möglichkeiten der Wissenschaft lassen sich, das erfährt man in Polen deutlich, nicht von der gesellschaftlichen Situation abtrennen. Die öffentliche Armut, die in Polen sichtbar herrscht - so wurde gerade der Benzinverbrauch pro Auto auf monatlich 24 Liter eingeschränkt, nachdem Fett, Fleisch und Zucker schon länger rationiert sind und Dinge wie Wodka, Kaffee und andere Luxusgegenstände den Devisenbesitzern vorbehalten sind - hat auch Konsequenzen für Forschung und Lehre, beispielsweise kann das Posener Institut praktisch keine westlichen Bücher anschaffen. Auf der anderen Seite fördert der offenkundige Mangel die Solidarität in der Forschungsgemeinschaft und erlaubt eine Diskussionsbereitschaft, die in anderen sozialistischen Ländern nicht riskiert wird. So wurde über die schweren Probleme des Landes, seiner gegenwärtigen Situation, seiner Zukunft ohne Vorbehalte und Ängste räsonniert. Manchmal ist ein offenes Wort einer Tasse Kaffee vorzuziehen (zumal wenn es genügend Tee gibt).

Die Polen sind sehr gastfreundlich, und Essen und Trinken hat traditionell eine kommunikative Funktion. So war ich auch jeweils bei den Kollegen zu Hause eingeladen, um fernab vom Bürorahmen des Instituts über Wissenschaft und Leben parlieren zu können.

Das Institut ist in drei Sektoren aufgeteilt, den ersten leitet Professor Burszta, der ja durch zwei Vorträge in Tübingen kein Unbekannter ist; er beschäftigt sich mit theoretischen und methodologischen Fragen; der zweite Schwerpunkt ist die außereuropäische Ethnologie, diesen leitet Professor Jasiewicz, der gleichzeitig Direktor des Instituts ist, und der in Usbekistan und Afghanistan forschte, sich jetzt aber mehr polnischen Fragen zugewandt hat und über Verwandtschafts- und Familienstrukturen arbeitet. Die dritte Abteilung ist schließlich für polnische und europäische Volkskunde zuständig. Ihr Leiter ist Dozent Linette, der sich auf Musikethnologie spezialisiert und u.a. einen Band über Hochzeitslieder publiziert hat.

Insgesamt sind am Institut 12 Wissenschaftler beschäftigt; es gehört zu den größeren Instituten in Polen, die anderen befinden sich in Warschau, Lodz, Krakau, Wroclaw-Breslau; in Torun-Thorn gibt es einen Lehrstuhl und in Lublin an der kirchlichen Hochschule einen Lehrstuhl für religiöse Volkskunde.

Forschungsmäßig werden folgende Terrains bevorzugt beackert:

1. Die regionale Volkskultur in "Großpolen". Dazu gibt es etliche Einzelpublikationen über Landwirtschaft, Geräte, Tracht, Häuser, Bräuche, aber auch Sammelveröffentlichungen wie den Sprach- und Volkskundeatlas, der von Professor Burszta redigiert wird, und der dem LUI geschenkt wurde (à propos Geschenke - insgesamt habe ich mehr zurück gebracht als hin, was Bücher aber auch Erinnerungsstücke und sogar Esswaren angeht. Das Potlatsch-Prinzip* gilt auch in Europa!)
2. Die kulturellen Umwandlungen in den Westgebieten. Es werden in Pommern und Schlesien Forschungen gemacht, also in den Gegenden, in denen früher Deutsche zu Hause waren. Das Problem der Vertreibung ist in Erinnerungsspuren spürbar - ein komisches Gefühl über einen Friedhof zu gehen, der völlig überwuchert ist und auf dem einige deutschsprachige Grabplatten rumliegen, ein ebenso bedrückendes Gefühl, mit alten Leuten zu sprechen, die noch in der Schule deutsch gelernt haben und dies heute mit einem eindeutig preussischen Akzent artikulieren, ein Schauer, wenn Professor Jasiewicz den Ort zeigt, an dem die Kinder der Deutschen nach den Polenbuben mit Luftgewehren geschossen haben und schließlich Fassungslosigkeit, wenn man hört, wie Deutsche (SS und Wehrmacht) die Posener Intelligenz liquidierten, indem sie Tausende in den Wäldern um Poznan kurzerhand erschossen haben.
3. Das Thema Folklorismus, das etwas anders als bei uns behandelt wird: in Polen ist die organisierte Volkskultur Teil der "Nationalkultur" und nicht so verpönt wie bei uns.
4. Familienforschung: hier arbeitet das Institut an einem großen internationalen Projekt mit, bei dem die Familienstrukturen mehrerer europäischer Länder miteinander verglichen werden. Ganz interessant die Tatsache, daß im gegenwärtigen Krisenpolen die Bedeutung und die Größe der Verwandtschaft zunimmt und sich rapid ausweit.

Das Studium der Ethnologie ist in vielerlei Hinsicht vom Studium der Volkskunde hierzulande unterschieden. Es gibt zunächst die Eingangsprüfung, bei der Fremdsprachen und historisches und geographisches Wissen abgefragt, aber auch die Motivationsstärke abgetastet wird. Bauern- und Arbeiterkinder erhalten einen gewissen Bonus. Insgesamt werden in Poznan pro Studienjahr 10 bis 15 Absolventen aufgenommen. Die Zahl der Bewerber ist ungefähr 5 mal so groß. Die Anfänger bilden eine feste Gruppe, die zusammen bleibt, jedes Jahr Prüfungen zu machen hat, jeden Sommer ein Praktikum und jährlich eine Exkursion. Nach vier Jahren macht man eine Magisterarbeit und erhält nach der Abschlußprüfung den Titel Magister. Eine Zusatzqualifikation ist das Diplom, damit hat man bessere Berufsaussichten und bekommt etwas mehr Salär.

* Potlatsch nennen die Nordwestküstenindianer Nordamerikas ihre "Geschenkverteilungsfeste". Beim P. übertrumpft man sich durch Geschenke, um dadurch das eigene Ansehen zu steigern und mit dem Geschenkpartner eine institutionalisierte Verbindung zu stiften. Auch dort ist Geben seliger denn Nehmen!

Jährlich schließen an allen polnischen Universitäten zusammen ungefähr 100 Absolventen ihr Ethnologiestudium ab. Bei 700 bis 800 Stellen insgesamt kann auch nicht jeder Arbeit im Beruf finden. Gleichwohl ist das Problem Arbeitslosigkeit in Polen unbekannt und bei dem Referat, das ich vor Studenten hielt, stieß schon die Vorstellung, ohne Arbeit sein zu müssen, auf Unverständnis.

Ein Anfänger verdient beim Museum oder ähnlichen Institutionen 6000 - 7000 Zloty. Dafür kann er genug Brot und Tee kaufen oder 3000 mal mit der Straßenbahn durch Poznan rumpeln (aber nur 100 Tassen Kaffee im Café trinken, 12 halbe Literflaschen Wodka im Gasthof bestellen). Ein Bergarbeiter verdient das Dreifache, ein Universitätsprofessor nur etwas mehr, ca. 20 000 Zloty; also auch in puncto sozialer Gerechtigkeit ließe sich von Polen lernen.

Utz Jeggle

INSTITUTSNACHRICHTEN

Hermann Bausingers Beitrag in diesem Heft erreicht uns aus Eugene/Oregon in den USA; dort ist er seit Mitte März dieses Jahres und dort führt er amerikanische Studenten in die Denk- und Arbeitsweise europäischer Kulturwissenschaft ein. Seine Briefe erzählen in einer kurios-faszinierenden Mischung aus Begeisterung und Skepsis von den Erfahrungen und Erlebnissen, mit denen sich ein deutscher Folklore Fellow in den Staaten konfrontiert sieht. Wir in Tübingen vermissen den "Chef" sehr, und wir freuen uns, wenn er im Juli 1984, knapp vor Semesterende, wieder zu den Lehrenden, Lenkenden und Leitenden des LUI gehört.

An Hermann Bausingers Stelle ist Barre Toelken im LUI - sozusagen im Tausch. Barre Toelken füllt den Hörsaal 23 (Dieser ist einer der größten im Kupferbau!) jeden Donnerstag Vormittag mit einem internationalen Publikum, welches sich - begeistert vom Prinzip des "talkative teaching" - in Probleme der "American folklore" einführen läßt. Barres Vorlesung zieht "Hörer aller Fakultäten" in ihren Bann, vor allem auch die Amerikanisten, die mit ihrem "Ordinarius" an der Spitze jeder Sitzung fasziniert zuhören. Barre Toelkens Seminar ist ebenfalls ein Magnet: er informiert über empirische Verfahren, die er in der Erforschung amerikanischer Minderheiten erprobt hat.



Barre Toelken, 1935 in Ware/Mass. geboren, lehrt seit 1960 an der University of Oregon Folklore, Native American Literature and Medieval Literature. Seit 1980 ist er Direktor der Abteilung für Folklore and Ethnic Studies. Von 1977 bis 1978 war er Präsident der American Folklore Society und von 1973 bis 1976 Herausgeber des Journal of American Folklore. Kürzlich ist er für fünf Jahre zum Member of the Board of Trustees, American Folklife Center/Library of Congress ernannt worden. Lesern der "Zeitschrift für Volkskunde" ist er durch seine Aufsätze zur Performanz in der Volksüberlieferung (ZfV 1981, S. 37-50) und zu "Türkenwitzen" bekannt. Im Jahrbuch für Volksliedforschung 1982/83 hat er einen Beitrag "On the Alpin Jodel" veröffentlicht. Die Aufzählung der zahlreichen Aufsätze, die in amerikanischen und englischen Fachzeitschriften veröffentlicht wurden, würde mehrere Seiten füllen.

Dr. habil. Martin Scharfe, Privatdozent und Akademischer Oberrat am Ludwig-Uhland-Institut, hat unter dem Datum des 30. 4. 1984 einen Ruf des österreichischen Bundesministers für Wissenschaft und Forschung auf die Planstelle eines Ordentlichen Universitätsprofessors für Volkskunde (Ethnologia Europaea) an der Universität Graz (Nachfolge v. Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser) erhalten.

Die Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen hat Dr. phil. habil. Bernd Jürgen Warneken, Wissenschaftlicher Assistent am Ludwig-Uhland-Institut, am 7. Mai 1984 die Venia legendi für das Fach Empirische Kulturwissenschaft (Volkskunde) und das Recht zur Führung der Bezeichnung Privatdozent verliehen.

Anfang Mai waren Ulla Brück und Mats Hellspong von der Universität Stockholm zu Besuch am Institut. Ulla Brück hat ja vor etlichen Jahren in Tübingen ein Sommersemester studiert. Sie besprachen die Möglichkeiten eines regelmäßigen Studentenaustausches zwischen Tübingen und Stockholm. Zum einen sollen schwedische Student(innen) in ihrem zweiten Studienjahr für ein Jahr nach Tübingen kommen, um hier ihre Jahresarbeit vorzubereiten, zum anderen sollen Tübinger Studenten, die die Zwischenprüfung absolviert haben und schwedisch verstehen, für ein Jahr nach Stockholm gehen können. Welche finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten es für einen solchen institutionalisierten Austausch gibt, muß noch sondiert werden.

LEHRVERANSTALTUNGEN DES LUI IM SOMMERSEMESTER 1984

Vorlesungen:

American Folklore (Vorlesung in englischer Sprache):	Toelken
Geschichte der Armut in Deutschland. Eine Darstellung in Bildern:	Korff

Seminare:

Zur Kulturgeschichte des Trinkens (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens:	Warneken
Religiöse Zeichen (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens:	Korff
Kulturtheorie: Religionskritik bei Marx und Engels:	Scharfe
Feldforschungen - Erfahrungen und Probleme:	Toelken
Sauberkeit und Zivilisationsprozeß:	Jeggle
Die Wirklichkeit der Sage:	Jeggle
Geschlecht und Sprache:	Dornheim
Sprachgeographie Südwestdeutschlands:	Ruoff
Wohnen auf dem Lande:	Roller
Weibliche Ästhetik: - Über weibliche Produktionsweise und geschlechtsspezifische populäre Schönheitsvorstellungen:	Ellwanger
Texte zur französischen Ethnologie:	Jeggle
Ethnische Tradition und moderne Gesellschaft:	Bausinger
Anthropologische Frauenforschung:	Toelken
Wallfahren heute (Projekt II):	Duden
Die Kultur der Straße (Projekt I):	Scharfe
Volkskunst in der Gegenwart (Projekt I):	Warneken
Institutskolloquium:	Korff
	Jeggle, Korff, Scharfe,
	Toelken, Warneken
Magisterkolloquium:	Jeggle, Korff,
	Scharfe, Warneken

Am Donnerstag 24. Mai 1984 fand im LUI unter Vorsitz von Dr. Hubert Locher die Jahreshauptversammlung der TVV statt. Auf der Tagesordnung standen Neuwahlen des Vorstands und des Wissenschaftlichen Beirats. Erfreulicherweise stellte sich Herr Dr. Locher, Programmdirektor und stellvertretender Intendant des SWF Baden-Baden für eine Wiederwahl zur Verfügung - mit großer Mehrheit wurde er gewählt und geht nun ins zehnte Jahr seiner TVV-Vorsitzfunktion. Ebenfalls wiedergewählt wurde Wolfgang Kaschuba - als zweiter Vorsitzender und Schriftführer. Nicht mehr zur Wahl stand Wolfgang Alber, in dessen zuverlässigen Händen über ein Jahr lang die Geschäftsführung und der Kassendienst der TVV gelegen hatte. Er hatte sich, souverän und umsichtig wie stets, frühzeitig um einen Nachfolger gekümmert und schlug der Versammlung Frau Georgis Reiff als Kandidatin für die Geschäftsführung vor. Frau Reiff wurde ohne Gegenstimme gewählt. Sie tritt somit voll in die Fußstapfen von Karin Teufel, der sie jetzt nicht nur im Amt der Bibliothekarin am LUI, sondern auch als TVV-Funktionärin gefolgt ist. In den Beirat wurden Christel Köhle-Hezinger, Hans-Ulrich Roller, Wolfgang Alber, Ulrich Bausch und Andreas Dornheim gewählt.

Der Kassenstand ist gut und die Buchführung korrekt (wie es die Kassenrevisoren schriftlich mitgeteilt haben). Der Geschäftsgang könnte besser sein, die allgemeine Buchhandelsflaute hat allerdings den Verein noch nicht gravierend betroffen, was sicher vor allem auch am bemerkenswerten Handelsgeschick von Herrn Krämer liegt, der immer noch mit Verkaufsbilanzen aufwarten kann, die den Vergleich mit den Vorjahren nicht zu scheuen brauchen. Satzungsgemäß hat der Verein einzelne Exkursions- und Forschungsunternehmen unterstützt.

In einem Bericht über die für das nächste Geschäftsjahr geplanten Publikationen der TVV wurden folgende Titel genannt: Band 60: Beiträge zur Jeansmode von Bausinger, Brückner, Dettmer, Könenkamp; Band 61: Schreibkultur. Bericht über ein Projekt von B.J. Warneken; Band 62: Feldforschung. Fallstudien hg. von U. Jeggle; Band 63: Cl. Schöning-Kalender: Untersuchungen zur Wohnkultur in der Türkei; Band 64: Wallfahren in der Gegenwart. Dokumentation eines Projekts von M. Scharfe; Band 65: S. Mutschler-Renftle: Sozialisation in einem Dorf.

Redaktion dieses Heftes: Gottfried Korff, Elisabeth Odinius, Peter Päßler, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D - 7400 Tübingen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Herausgegeben im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 26

November 1984

I n h a l t:

Frauen in der Volkskunde	S. 1
Überlegungen zur musealen Präsentation von Frauengeschichte..	17
"Ja, dann guck Dich halt mal um in der Sprache". - Über ein Seminar zum Diskussionsverhalten von Studenten und Studentinnen	22
Zwischen Straßentumult und Festakt. Frauen in der Revolution 1848	32
Blick zurück nach vorn	36
Überblick über Lehrveranstaltungen zu geschlechtsspezifischen Fragestellungen und Frauenforschungsarbeiten am LUI	38
Der Start. Randbemerkungen zur ersten Tagung der Kommission "Frauenforschung" in der DGV	46
<u>Tagungsprogramm "Frauen in der Volkskunde". 2.-4.11.1984</u>	<u>48</u>

F R A U E N F O R S C H U N G I N D E R V O L K S K U N D E

Der "einfache Mann" in der Volkskunde. Versuch einer Bestandsaufnahme.

"Die Volkskunde beschäftigt sich kraft Herkunft und Berufung mit dem Leben des einfachen Mannes". Diese aus einem 1976 erschienenen Aufsatz von Karl Sigismund Kramer (1) stammende Definition unseres Faches stellten wir unserm ersten Rundbrief zur Gründung einer Kommission "Frauenforschung" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde voran. Wir - das waren rund 20 Tübinger Frauen, die sich nach einer Frauenvollversammlung am Institut 1982 zu einem kontinuierlich tagenden Frauenforum Ludwig-Uhland-Institut zusammengeschlossen hatten, aus dem wiederum die Vorbereitungsgruppe der jetzigen Tagung "Frauen in der Volkskunde" hervorgegangen ist.

Einige Kolleginnen haben uns auf dem DGV-Kongreß in Berlin wegen dieses "aus dem Zusammenhang gerissenen", "provokativen" (?) Zitats kritisiert. Wir dagegen waren und sind der Ansicht, daß es unfreiwillig stellvertretend für viele andere (2) genau den Zustand und die Perspektive der an den Universitäten und Museen betriebenen Volkskunde beschreibt. Frauen als die andere Hälfte des Volkes bleiben unsichtbar bzw. werden als immanenter Bestand-

teil der Lebenswelt der Männer behandelt. In der "Volkskunde" von Hermann Bausinger (Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse, 1971) suchen wir noch vergeblich nach dem Stichwort "Frau". Der Anspruch, die Kultur und Lebensweise des Volkes zu untersuchen, entlarvt sich bei näherer Betrachtung allzuoft als männlicher Blick auf einen von Männern dominierten Alltag, in dessen "Koordinatennetz" die "konkrete Arbeit und die Stellung im Produktionsprozeß Abszisse und Ordinate bilden" (Jeggle) (3). In diesem starren, selbst vom Autor in dieser Form heute sicher nicht mehr vertretenen sozioökonomischen Strukturmodell des Alltags erscheint Geschlecht als Variable neben Alter und Kindheit, als "Feinstrukturierung".

Frauen werden in der Volkskunde als alltagsbezogener Wissenschaft im Unterschied vielleicht zu andern akademischen Disziplinen nicht gänzlich ausgeblendet; sie werden jedoch nur dann thematisiert, wenn der Alltag "geschlechtsspezifisch" wird. Und dies ist er wohl gemerkt nur, wenn es um Frauen geht. Der geschlechtsspezifische Alltag von Männern kommt dagegen im Gewand des Universalen daher. Frauenalltag verkommt zum Nebenaspekt. Durch die Hintertüre scheinbarer Progressivität schleicht sich damit eine Wertung von männlicher und weiblicher Lebenstätigkeit und Arbeit ein, in der die produktive (industrielle und überwiegend männliche Erwerbs-) Arbeit über die bloß 'reproduktiven' weiblichen Tätigkeiten in der Familie und in der Hausarbeit gestellt werden.

Gerade die 'Soziologisierung' und die für das Fach zweifellos fruchtbringende Rezeption materialistischer Theorien und Begrifflichkeiten Anfang der 70er Jahre (4), hat in der empirischen Kulturwissenschaft dazu geführt, daß Frauen als konkrete Subjekte hinter scheinbar geschlechtsneutralen sozialen Kategorien, hinter Klassen und Klassenantagonismen zusehends verschwanden. Diese Entwicklung des Fachs wurde von Frauen zum Teil durchaus mitgetragen. Gemeinsam mit Kollegen machten wir uns Gedanken über Denkmäler "für den unbekannten Arbeiter" und nahmen es hin, daß die Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen vieler Arbeiterinnen, Ehefrauen, Mütter und Töchter im Nebensatz erwähnt oder in den Appendix verbannt wurden. Die Ausblendung ging soweit, daß selbst in Diskussionen um soziale und kulturelle Identität Geschlecht keine oder nur eine periphere Rolle spielte. Die Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt, die Frauen in unserer patriarchalisch-kapitalistischen Gesellschaft erfahren, war lange kein Thema am Institut, nicht zuletzt, weil die Strukturen der Geschlechterbeziehung quer laufen zu Klassen- und Schichthorizonten, - und, weil die Diskussion dieser Problematik auch die in unserm Alltag virulenten patriarchalischen Machtstrukturen bewußt werden läßt, wie wir in den nicht immer konfliktfreien Kolloquiumsdiskussionen über Frauenforschung erfahren haben. Das Bedürfnis nach einer systematischen Frauenforschung hat also viel mit der Geschichte

unseres Fachs zu tun, ist Ausdruck eines Defizits und einer Unzufriedenheit von Frauen, die mit Beginn der 80er Jahre in erste Magisterarbeiten mit expliziten Frauenthemen mündete.

Daß die Initiative zur Gründung einer Kommission Frauenforschung von Tübingen ausging, ist so gesehen kein Zufall; an anderen Instituten, an denen zum Beispiel mehr Sach-, Brauch-, Innovations-, Nahrungs- oder Familienforschung betrieben wird, machte sich dieser Widerspruch nicht in dieser Schärfe bemerkbar. Traditionelle, d.h. vom Gegenstand (nicht unbedingt von den Methoden her) dem klassischen volkskundlichen Kanon verhaftete Forschungsansätze verloren zum Beispiel die Frauen nie ganz aus den Augen. Die Sachforschung erwischte sie immer am Zipfel ihrer Küchenschürze, an den Bändern und Hauben der Trachten, an den Henkeln der Milchtöpfe und an ihrem häuslichen Gerät. In den wenigsten Arbeiten aller-

dings werden diese Gegenstände des alltäglichen Frauenlebens in den Zusammenhang gebracht mit der konkreten Lebenssituation der Frauen. Als Subjekt und Handelnde werden Frauen im Gegenteil oft ausgeklammert. Es wird über die Küchen und die Entwicklung der Küchentechnik geschrieben ohne über die darin hantierenden Frauen zu sprechen, über Sofas und Wohninventare ohne zu fragen wer putzt, über Nahrung und Speisezubereitung ohne die kochenden Frauen zu erwähnen. Bei der Betrachtung von Trachten interessieren vielleicht die Farbe der Goller oder Schürzen und ihr sozialer Signalcharakter, nicht aber, was solche massiven

gestickten Brustpanzer für die Frauen selbst bedeuteten, daß sie zum Beispiel die Brustwarzen schädigten und die Frauen keine Kinder mehr stillen konnten. Wie sich dies möglicherweise auf das Verhältnis der Frauen zu ihrem Körper auswirkte, in welchem Zusammenhang dies mit der Mutter-Kind-Beziehung stand oder was diese Art von Kleidung über Vorstellungen von Weiblichkeit aussagt, solche Fragen bleiben bei einer phänomenologisch orientierten Erforschung kultureller 'Objektivationen' zwangsläufig außen vor. Ähnliches gilt für die Brauchforschung, ein Untersuchungsbe- reich, in dem die Frauenproblematik geradezu mit Händen zu greifen ist. Hier zieht sich die moderne, an der strukturalistischen

NOTIZ DER HERAUSGEBERINNEN

Vom 2. bis 4. November findet am Ludwig-Uhland-Institut die erste Tagung der Kommission "Frauenforschung" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. Wir nehmen dies zum Anlaß, unsere bisherigen Überlegungen und Diskussionen zum Thema "Frauenforschung in der Volkskunde" zusammenzufassen und über Arbeiten, Forschungsansätze und Seminare am Institut zu berichten. Das Programm der Tagung, für die wir uns und den Teilnehmerinnen ein gutes Gelingen wünschen, ist auf den letzten Seiten abgedruckt.

Semiotik (5) orientierte Forschung weitgehend auf die Ebene quasi geschlechtsneutraler sozialer Codes zurück, ohne zu bedenken, daß gerade Brauchhandlungen wesentliche Mittel sind, Definitionen der Geschlechterrolle und geschlechtsspezifische Verhaltensräume abzustecken. Bei Analysen von Ernte- und Hochzeitsritualen galt die Aufmerksamkeit sozialen Strukturelementen und übergreifenden sozialen Einheiten wie Familie, Dorf, Verwandtschaft, Produktionssystem. Der Objektstatus der Frauen in vielen Brauchhandlungen bzw. die männliche Definitionsmacht werden selten problematisiert, noch weniger Herrschaftsstrukturen, die sich u.a. in aggressiv gegen Frauen gerichteten Fasnachts- und Maibräuchen offenbaren. Die Fixierung der Brauchforschung auf formale Innovationen führt schließlich gerade bei der Untersuchung von Brauchhandlungen, die unmittelbar den weiblichen Lebenslauf strukturieren, also Ritualen, Verboten und Aberglauben um Schwangerschaft und Geburt, Jungfräulichkeit, Ehe und Alter, zu einer paradoxen Ahistorizität. Mit den im Brauchtext vorgegebenen Bildern der Frau als Mutter, als Braut, als Gattin wird umgegangen wie mit anthropologischen Konstanten, ohne in Betracht zu ziehen, daß diese Begriffe und Vorstellungen in sich historisch sind und eine jeweils andere soziale Beziehung und Realität der Geschlechterbeziehung spiegeln. Brauchforschung in der neuen, noch mehr natürlich in der alten Volkskunde, trägt so dazu bei, "eine Naturgeschichte des Weiblichen" zu konstruieren, deren eigene Historizität, d.h. deren Ursprünge im Rousseauismus, die historische Forschung längst aufgedeckt hat.

Diese Vorwürfe sind alle zwangsläufig summarisch und pauschal, und jeder Leserin und jedem Leser mögen sofort drei positive Gegenbeispiele einfallen. Uns geht es hier nicht um einen detaillierten Literaturbericht, sondern darum, mit bewußt zugespitzten Thesen auf mögliche Ausblendungen und Dunkelstellen der bisherigen Forschung aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß selbst dort, wo von Frauen die Rede ist, sie als Subjekte allzu schnell wieder durch Fragestellungen eliminiert werden, die von angeblich geschlechtsneutralen, 'objektiven' Kategorien ausgehen. Dies betrifft forschende Männer wie Frauen. Auch Kolleginnen beschäftigen sich intensiv mit Landfrauen oder Mägden und interessieren sich dabei mehr für die Probleme des Gesindestatus oder ländliche Produktionsverhältnisse, als für sie als Frauen, die als solche in einer bestimmten Beziehung zu Männern stehen. Eine Kollegin meinte in Berlin dezidiert, sie arbeite zwar über Bäuerinnen, mache aber keine Frauenforschung. Und dies trifft die Sache auf den Kopf, denn dazu bedarf es eines grundlegenden Perspektivenwechsels, eines anderen Erkenntnisinteresses und einer andern Haltung und Selbstreflexion der Forschenden. Solange nicht begriffen ist (und dazu gehört möglicherweise die eigene Erfahrung), daß das Geschlechterverhältnis ein wesentliches Strukturmerkmal einer jeden

Gesellschaftsformation ist, das alle andern gesellschaftlichen Beziehungen durchdringt und genauso wie diese einem sozialen und kulturellen Wandel unterworfen ist, bleibt der Zugang zur Erfahrung von Frauen und ihrer Lebenswelt verschlossen und ist auch nicht durch 'weiche' subjektive Methoden zu gewinnen. Die Asymmetrie der Geschlechterbeziehung und die Formen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in heutigen industriekapitalistischen Gesellschaften sind so z.B. konstitutiver Teil des objektiven ökonomischen Unterdrückungs- und Ausbeutungssystems, und damit zugleich in ihren spezifischen Ausprägungen Produkt der historischen Entwicklung kapitalistisch-patriarchaler Verhältnisse.

Die Affinität zu 'Frauenthemen' macht noch keine Frauenforschung, wie sich an der Familienforschung zeigen läßt, einem Bereich, in dem Frauen "institutionell" vorkommen und der als "Frauensphäre par excellence" auch ein Lieblingsgebiet wissenschaftlich arbeitender Volkskundlerinnen ist. Wie eine von Andreas Bimmer (7) aufgestellte Statistik zeigt, thematisieren nur 9 von 75 Seminaren aus dem Bereich Familienforschung unmittelbar die Frau in der Familie. Ansonsten gilt für die volkskundliche Familienforschung, was Gisela Bock (8) über die historische geschrieben hat. Frauen erscheinen nur am Rande oder bleiben ganz unsichtbar, weil in der Regel mit "Modellen" gearbeitet wird, die "Familie und Haushalt als Konglomerat geschlechtsneutraler Individuen behandeln, Familie als ein einheitliches Subjekt gleichgerichteter Interessen verstehen oder Frauen auf eine familiäre 'Reproduktionsfunktion' reduzieren." (S. 30) Bereits die Prämisse der meisten Familienforschungsansätze, daß Familie die soziale Grundeinheit der Gesellschaft sei, wird von Frauenforscherinnen in Frage gestellt, weil dadurch alle andern Lebensformen und Beziehungen zwischen den Geschlechtern aus dem Blickfeld geraten. Dem wohlgemeinten Rat eines Kollegen auf dem DGV-Kongreß, unsere Kommission doch in Familienforschung umzubenennen, können wir deshalb nicht folgen.

Volkskunde - ein Frauenfach.

Sieht man von einigen wenigen Instituten ab, so führt Familienforschung in der Volkskunde eine Randexistenz. Diese Marginalisierung hat möglicherweise auch damit zu tun, daß auf diesem Gebiet überproportional viele Frauen arbeiten. Wie Andreas Bimmer in einer 1982 erstellten Übersicht vermerkt, stammen 5/6 der Abschlußarbeiten im Bereich der Familienforschung von Frauen. Dieses "Rückzugsgebiet", in dem Frauen scheinbar eine ihren Lebenserfahrungen angepaßtere Wissenschaft betreiben können als dies sonst im Fach der Fall ist, wird keineswegs positiv wahrgenommen. Bimmer schreibt so: "Es zeigt sich also weiterhin eine dem traditionellen Rollenverständnis entsprechende Themenpräferenz, deren Aufbrechung

und Überwindung gerade durch sozialwissenschaftliche Lehre angestrebt werden sollte. Über viele Semester der letzten Jahre hinweg dominierten gerade in unserm Fach (etwa als Nachfolge des 'Frauenfaches' Kunstgeschichte?) ein überproportionaler Frauenanteil an der Hörerschaft, der sich aber nach meinen Eindrücken in Marburg zur Hälfte abbaut."

Das wissenschaftliche Renommée eines Faches hängt offensichtlich vom Anteil studierender Frauen ab. Genauso wie häusliche Frauenarbeit in unserer Gesellschaft keinen 'Tauschwert' besitzt und nicht als 'echte' Arbeit ernstgenommen wird, wird die Seriosität und Wissenschaftlichkeit weiblicher Forschungsarbeit in Frage gestellt, gilt Volkskunde, betrieben von Frauen, als Hobby 'gelangweilter bürgerlicher Hausfrauen' (?), - oder gar als Durchgangsstadium zur Ehe? Daran stimmt nur eines. Die Alltagsbezogenheit und Konkrettheit des Gegenstandes übt zweifellos eine Anziehung auf Frauen aus. In der Volkskunde sind fast die Hälfte der eingeschriebenen Studierenden Frauen - genaue Zahlen sind unbekannt - und in manchen Instituten bilden Frauen sogar die Mehrheit in Seminaren. Sobald es allerdings um Stellen und Zugang zu Publikationen geht, verändert sich das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter radikal. Bei den wissenschaftlichen Zeitschriften, zum Beispiel der für Volkskunde, liegt der Anteil

schreibender Frauen zwischen 1972

Studium

Immer weniger Frauen

Die Zahl der Abiturientinnen, die kein Studium aufnehmen wollen, lag im vergangenen Jahr doppelt so hoch wie die Zahl der studienunwilligen Abiturienten. Insgesamt ist der Anteil der weiblichen Studierwilligen in den letzten zehn Jahren von 85 auf 59% zurückgegangen, teilte das hessische Kultusministerium mit. Auch in der Lehre sind Frauen kaum vertreten: So standen 1980 in Hessen 3000 Professoren nur 172 Professorinnen gegenüber. Nur wenige Frauen entschließen sich zu einem technischen Studium: Lediglich 7,1% der Bauingenieurstudenten sind Frauen und im Fach Elektrotechnik ist der Anteil mit 1,6% noch geringer.

fp

TAZ, 3.8.83.

und 1982 bei rund 10%, in der Ethnologia Europaea sind es zwischen 1972 und 1976 8-25% je nach Jahrgang. Unter den Vortragenden auf Volkskundekongressen betrug die Zahl der Frauen:

1951: 5,7%	1973:-	Stadt - Land
1952: 8,1%	1975: 5%	Direkte Kommunikation
1955: -	1977: 37,5%	Gemeinde im Wandel
1958: -	1981: 13%	Umgang mit Sachen
1965: 11,1% Arbeit und Volksleben	1983: 24%	Großstadtkultur
1971: 10,5% Kultureller Wandel		

Je höher die Etagen der etablierten Wissenschaft, desto seltener sind Frauen zu finden. Zwar sind Frauen mit einem von dreizehn volkskundlichen Ordinariaten und insgesamt 8% (=2) Professorenstellen etwas besser repräsentiert als im übrigen Wissenschaftsbetrieb (laut Statistischem Jahrbuch waren 1980 5,8% der Professoren weiblich), doch ändert dies nichts daran, daß Frauen insgesamt die Durststrecke der wissenschaftlichen Qualifikationen sehr viel seltener durchstehen und sich schließlich aus der 'Konkurrenz'

zurückziehen. Im Unterschied zu ihren Kollegen, die zuhause Kraft tanken bei ihren Frauen, scheitern Frauen häufig an der Doppelbelastung von wissenschaftlicher Arbeit und häuslichen, 'privaten' Anforderungen. Als wir jetzt die Tagung vorbereiteten, waren wir überrascht, wie viele Frauen in Forschung und Lehre über Erschöpfung und Krankheit durch Überbelastung berichteten. Zufall?

Es gehört zu den Binsenweisheiten, daß Frauen für dieselben Stellen und Qualifikationen mehr und bessere Leistungen bringen müssen als Männer. Auf die Forderung, angesichts der Unterrepräsentanz von Frauen in Wissenschaft und Forschung, Stellen bei gleicher Qualifikation vorrangig an Frauen zu vergeben, meinte ein Kollege: "Wer sagt denn, daß die Frau wirklich gleich gut ist wie ein Mann." Und nicht wenig Frauen denken ähnlich. Qualifikationen von Frauen werden von vorneherein in Frage gestellt. Wissenschaftlich denken zu können, erscheint als natürliches Attribut des männlichen Geschlechtscharakters; s.c. = seminis causa? Bleiben Frauen unter sich, wird sofort um das wissenschaftliche Niveau gefürchtet und mangelnde 'Objektivität' unterstellt. 'Trockenschwimmkurs', Selbsterfahrungsgruppe sind weitere beliebte Differenzierungen.

Solche alltäglichen Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb, die subtilen Formen der Entwertung von Frauenarbeit, die latenten Angebote zur Selbstentwertung und Ärger über offenen und versteckten Sexismus in der Wissenschaft haben uns Frauen am Ludwig-Uhland-Institut schließlich dazu bewogen, über unsere eigene Situation als Studentinnen und Wissenschaftlerinnen nachzudenken und uns zu organisieren. Wir haben uns nicht verletzt zurückgezogen und unsere Frustrationen gepflegt, sondern angefangen, die bisherige Volkskunde einer ersten Revision zu unterziehen und unsere Interessen und Fragestellungen einzubringen, indem wir uns intensiver mit Möglichkeiten und Ansätzen der Frauenforschung beschäftigten.

Wir sind nicht die ersten. Fragestellungen historischer und soziallogischer Frauenforschung.

In anderen Fächern, vor allem bei den Soziologinnen und Historikerinnen, gibt es bereits zahlreiche Arbeiten und Diskussionen über inhaltliche und methodische Fragen der Frauenforschung, von denen wir Volkskundlerinnen nur profitieren können. Frauenforschung endet nicht an den Fachgrenzen und den Türen wissenschaftlicher Schulen, sondern ist interdisziplinär. Zur Entwicklung eigener Fragestellungen ist nur nützlich, den Blick über den Zaun in die Nachbarfächer zu richten. Vor allem die Historikerinnen haben bereits systematisch begonnen, traditionelle Relevanzhierarchien historischer und sozialwissenschaftlicher Forschung in Frage zu stellen und deren Begriffssysteme und Kategorien einer Kritik zu unterziehen. Die folgenden Überlegungen referieren im

wesentlichen die Texte von Gisela Bock und Karin Hausen (9), die auch für Volkskundlerinnen interessante Perspektiven eröffnen, indem sie eine neue Sicht auf die Gesellschaft und ihre Geschichte fordern. Frauen sollen in der Geschichte sichtbar gemacht (Bock, S. 26ff.) und bisher nicht beachtete Lebens- und Erfahrungsbereiche von Frauen, sei es nun Hausarbeit, Körpererfahrung, Sexualität, Schwangerschaft, Geburt etc., Thema wissenschaftlicher Analysen werden. Historische Frauenforschung fragt nach weiblichen Lebensräumen und Verhaltensweisen, nach kulturellen Deutungsmustern von Weiblichkeit und nach der Stellung der Frau im ökonomischen Gefüge, der sozialen Hierarchie und dem Wertesystem einer Gesellschaft. Im Mittelpunkt der Analyse steht dabei die Erfahrung der Frauen, ihre Sehweise von Geschichte, die zu rekonstruieren umso schwerer ist, als die meisten historischen Überlieferungen von Männern stammen.

Den Historikerinnen geht es aber nicht nur darum, den wissenschaftlichen Kanon anzureichern, d.h. "additiv-kompensatorische Forschung" zu betreiben oder lediglich "weiße Flecken" auszufüllen, indem sie den Beitrag der Frauen zur 'allgemeinen' Geschichte darstellen (Bock, S. 27). Über diese "kontributorische" Form der Geschichtsschreibung hinaus zielt historische Frauenforschung darauf ab, Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit zur grundlegenden Kategorie "sozialer und historischer Realität, Wahrnehmung und Forschung" (Bock, S. 34) zu machen. Damit soll nicht ein (neuer/alter) Biologismus wiederbelebt werden; Geschlecht und Geschlechterverhältnis werden als "sozial-politische kulturelle Produkte" begriffen, als Ergebnis sozialer Beziehungen und kultureller Zuschreibungen. Die Frage, welche gesellschaftlichen Bereiche (Familie, Mutterschaft, Reproduktion, Heim, Hausarbeit, Privatheit, Liebe, Natur, Produktion, Öffentlichkeit, Recht, Politik, Instrumentalität, Aggressivität) als Sphäre dem Mann oder der Frau zugewiesen werden und in welcher Weise diese Bereiche in einer Gesellschaft aufeinander bezogen sind (komplementär, hierarchisch, parallel, untergeordnet etc.), gehört so zu den zentralen Fragestellungen der historischen Frauenforschung. Die Historikerinnen rezipieren damit Theorien und Konzepte der anthropologischen und ethnologischen Frauenforschung (10), die auf die kulturelle Relativität geschlechtsspezifischer Verhaltensräume und Verhaltensweisen verweisen und eurozentrische Vorstellungen von Macht/Ohnmacht, öffentlicher und privater Sphäre, häuslichen und nicht-häuslichen Tätigkeiten kritisieren. Im Zentrum der Diskussion steht dabei die Frage, wie universal die soziale Asymmetrie der Geschlechter ist und ob "eine geschlechtliche Differenzierung von Bereichen bzw. von Verhalten notwendigerweise mit einer Macht-hierarchie (verbunden ist), in der Männer dominieren" (Bock, S. 36). Die Argumentationsbreite in der historischen Frauenforschung reicht von der Übernahme strukturfunktionalistischer Modelle:

Frauen und ihre Lebensbereiche sind "funktionales Gegenstück der Lebensbereiche und -formen von Männern in einem gesellschaftlichen Ganzen", schreibt Claudia Opitz (11) (und blendet damit nicht nur mögliche Widersprüche und Asymmetrien der Geschlechterbeziehung aus, sondern muß auch die Existenz gesonderter Frauenräume und weiblicher Sozialisationsbeziehungen als dysfunktional interpretieren), bis hin zu einer ahistorischen Diskriminierungsgeschichte, die die Antworten bereits kennt, bevor die Frage gestellt ist (12). Von einer monolinearen Interpretation historischer Geschlechterverhältnisse, die die Frauen in allen Gesellschaften in immer gleicher Weise unterdrückt sieht, distanzieren sich dagegen Hausen und Bock ebenso wie von Matriarchatsmythen, aus deren Perspektive Geschichte als permanente Niederlage von Frauen erscheint (Hausen, S. 351). Frauen sind nicht immer die Leidenden, die passiven "Opfer historischer Verhältnisse und Prozesse", sondern sind "aktiv, stark, durchsetzungsfähig" (Hausen, S. 357).

Die Übernahme kulturanthropologischer Konzepte in der historischen Forschung bedeutete einen Verzicht auf taxonomische Deduktion eines allgemeingültigen Frauenschicks als aus übergeordneten Kategorien, seien es nun Klassenmodelle oder eine a priori gesetzte einheitliche weibliche Unterdrückungserfahrung; dahinter steht die teilweise forschungspraktische Erfahrung, daß Taxonomien den Zugang zum konkreten Handeln und Denken von Frauen letztlich blockieren. Historische Frauenforschung begreift in Anlehnung an ethnologische Methoden Frauen in der Geschichte inzwischen als 'Fremde', deren Denk- und Verhaltenssysteme es erst in ihrem jeweils eigenen Sinnzusammenhang zu verstehen gilt. Sie setzt dabei voraus, daß Erfahrungen von Frauen entsprechend ihren Lebensbedingungen und Tätigkeiten anders strukturiert sind als die von Männern, daß es über allgemeine, eben oft von Männern definierte Sehweisen hinaus, besondere Wahrnehmungsformen von Frauen gibt, die aus ihrer spezifischen Lebenswirklichkeit resultieren. Dies gilt auch für die Forscherinnen selbst, die aufgrund ihrer weiblichen Erfahrungen und Sozialisation (als Frauen sind sie darauf getrimmt, emphatisch und verständnisvoll zu sein, jede kleinste Lebensäußerung wahrzunehmen, sind gewohnt, in Beziehungen und alltagsbezogenen Zusammenhängen zu denken) andere Zugangsweisen zu weiblichen Lebensformen haben als ein Kollege, der die 'Niederungen' z.B. des häuslichen Alltags oder des dauernden Zusammenlebens mit Kindern nicht kennt. Dieser 'andere', weibliche Blick heißt jedoch nicht uneingeschränkte Identifikation und Gleichsetzung eigener Erfahrung mit der historischen Erfahrung (wie dies von Kritikern oft vermutet wird), sondern heißt, eigene Erfahrung als Teil der historischen Entwicklung, also als etwas sich Veränderes und Veränderbares, zu begreifen.

Wie auf dem letzten Historikerinnentreffen in Wien (April 1984) deutlich geworden ist, handeln sich ethnomethodologische Herangehensweisen, d.h. die immanente Beschreibung von Mustern und Strukturen, sehr schnell den Vorwurf des Positivismus und Kulturrelativismus ein. Vor allem Frauen, die Zeitgeschichte betreiben und Soziologinnen, die in ihren Forschungen unmittelbar konfrontiert sind mit dem Gewaltverhältnis zwischen Männern und Frauen in unserer Gesellschaft, sehen im Versuch zu verstehen nicht immer zu unrecht einen Rückzug auf bloße Deskription und damit ein Abrücken von den emanzipativen Funktionen und Zielen der Frauenforschung. Fraglos steckt in der Akademisierung der Frauenforschung die Gefahr, kritische Positionen aufzugeben. Frauenperspektive heißt für feministische Soziologinnen wie auch für die Organisatorinnen der Historikerinnentreffen eine Sicht auf geschlechtliche Machtverhältnisse, "die ihre Beseitigung anstrebt im Interesse einer nicht frauen-feindlichen menschlichen, und nicht männlichen Gesellschaft". (14)

Soziologische Aktionsforschung, bei der ein gezielter Austausch zwischen Erforschten und Erforschenden entsteht, und die die Erfahrung der wissenschaftlichen 'Objekte' teilt und sie als 'Subjekte' ernst nimmt, hat so ihren festen Platz in der Frauenforschung. Betroffenheit und Parteilichkeit als Kriterien feministischer Forschung sind, zumindest in der Fachdiskussion, längst des "naiven Unmittelbarkeitsgestus entkleidet" (16), Erfahrung ist inzwischen eine Fragestellung und keine Antwort. Erfahrung setzt einen differenzierten hermeneutischen Prozeß voraus, der die Strukturen der Interaktion reflektiert und verarbeitet, also eine Form der kontrollierten Subjektivität, die sich absetzt von (zum Teil) ungehemmten männlichen Projektionen unter dem Deckmantel von Objektivität und Wertneutralität. Der erfahrungsgeschichtliche Ansatz hat Konsequenzen für die Methoden: In der Frauenforschung werden subjektive 'weiche' Ansätze bevorzugt. Oral History und biographische Methode scheinen den direktesten Zugang zu weiblichen Erfahrungen zu versprechen. Es ist kein Zufall, daß 18 von 25 Beiträgen unserer Tagung mit Techniken der Befragung und des lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten.

Harten, statistischen Methoden wie sie in der empirischen Sozialforschung üblich sind, wird mit Recht vorgehalten, daß sie Lebenszusammenhänge auseinanderreißen und durch ihre Fixierung auf Quantität und Repräsentativität eine Pseudorealität konstruieren, die nur auf dem Papier existiert. Fraglos verbergen sich hinter der Rationalität von Tabellen häufig Vorurteile und Irrationalitäten der Statistiker. Da ich es jedoch selbst hin und wieder mit Zahlen halte (17), bin ich versucht, eine 'Lanze' nicht für die Einwegmethoden des SPSS, aber für multivariate Verfahren zu brechen. Statistiken sind nun einmal nur so gut wie die Fragestel-

lungen, die sie beantworten sollen. Gerade in der historischen und volkskundlichen Frauenforschung wird frau nie ganz auf sie verzichten können, denn es gibt Punkte, an denen es einfach an subjektiven Quellen fehlt. Die historische Demographie vermag z.B. durchaus neue Aufschlüsse über historisches Frauenleben zu geben, wenn sie nicht zugleich durch Begriffe wie Fruchtbarkeitsraten z.B. die weibliche Erfahrung der Schwangerschaft und des Gebärens auslöscht. Begriffsbildungen und Kategorien sind so in Frage zu stellen, nicht unbedingt die mathematischen Verfahren. Wenn ihre inhaltlichen Implikationen, die zwangsläufig damit verbundene Reduktion von komplexen Zusammenhängen reflektiert ist, können sie durchaus nützlich sein. Eine Verabsolutierung von einzelnen methodischen Verfahren in der Frauenforschung kann nur unfruchtbar sein. Scheu vor dem Computer als Arbeitsmittel z.B. sollte nicht verwechselt werden mit dem sicher berechtigten Mißtrauen gegenüber dem Einsatz dieser Technik in unserer Gesellschaft.

Fragestellungen und Ansätze volkskundlicher Frauenforschung

Eine Konzeption volkskundlicher Frauenforschung zu entwerfen, kann hier nicht der Platz sein, dies ist Aufgabe der Kommission Frauenforschung und der konkret im Feld arbeitenden Frauen. Ich beschränke mich deshalb darauf, Überlegungen zusammenzufassen, die im Tübinger Frauenforum diskutiert worden sind. Ungeachtet ob wir nun lediglich den volkskundlichen Kanon bereichern, halten wir es für wichtig, Frauen überhaupt erst einmal zum Thema zu machen, sie in den Mittelpunkt unserer Untersuchungen zu stellen. Dies ist ein erster und notwendiger Schritt, über den allein sich die Kategorie Geschlecht als Analyse Kriterium für alle Untersuchungen durchsetzen läßt.

Frauenforschung in der Volkskunde beginnt nicht beim Nullpunkt. Es sind zahlreiche Arbeiten vorhanden, die sich zum Beispiel mit weiblichem Lebenszusammenhang und Weiblichkeitsbildern auseinandersetzen. Von den Untersuchungen im Bereich der Brauch- und Familienforschung war bereits die Rede. Auch die Erzählforschung richtet seit Ende der 70er Jahre ihr Augenmerk verstärkt auf Frauenfragen, erinnert sei hier nur an die Arbeiten von Moser-Rath zu "frauenfeindlichen Tendenzen im Witz" (18) und über Frauenstereotype in Volksüberlieferungen, Märchen und Sprichworten. Gerade in diesem Bereich, noch mehr allerdings auf dem Gebiet der modernen Massenkommunikationsforschung, der Analyse von Fernsehen, Film, Zeitschriften und Trivialliteratur, die ja vor allem für Frauen produziert ist, ist noch ein weites Feld zu bearbeiten. Interessant sind dabei nicht nur die Fragen nach dem Frauenbild bzw. den Konstruktionen von Weiblichkeit und gängigen Definitionen des weiblichen Geschlechtscharakters, sondern fruchtbar wäre auch,

den oft unmerklichen Bedeutungswandel der scheinbar immer gleichen Zuschreibungen in Bezug zu setzen zur Lebenswirklichkeit der Frauen oder z.B. Veränderungen in der Normierung von Alltagsverhalten festzustellen, indem z.B. gefragt wird, wann Frau in Trivialromanen lächelt, wann sie weint und wie sich dies durch die Zeit verändert.

Betrachtet Frau die Gegenstandsbereiche unseres Faches (entlang des empirisch-kulturwissenschaftlichen Studienplans), wird deutlich, wie dringend eine Revision der herkömmlichen Begriffe ist. Frauen sind so z.B. weder eine Randgruppe noch eine Subkultur. Geschlecht, um dies noch einmal zu wiederholen, ist ein konstitutives Moment kultureller Identität, und Geschlechterbeziehungen strukturieren alle gesellschaftlichen Teilbereiche. Die Erforschung von Sub- und Kontrakulturen sollte sich nicht auf "schicht-, alters-, religions- und regionsspezifische Formen" beschränken (Studienplan LUI), sondern ebenso geschlechtsspezifische Formen miteinbeziehen. "Voraussetzung solcher kulturwissenschaftlicher Analysen" sind nicht nur "in der Dialektik von Basis und Überbau eingebundene Kategorien", sondern auch solche, die das Geschlechterverhältnis reflektieren. Niemand sollte z.B. mehr über Hausierer arbeiten können, ohne dabei zu thematisieren, daß ein Großteil des Geschäfts in Frauenhand lag, und daß diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bei der Herstellung wie im Umgang mit dem Produkt und bei der Struktur des Verkaufsakts eine Rolle spielt; ganz davon abgesehen, was 'hausieren' über den weiblichen Lebensraum und die Verhaltensmöglichkeiten von Frauen in bestimmten Schichten aussagt.

Zu den problematischen Begriffen unseres Faches gehört schließlich auch der der Freizeit; Alltags- und Freizeitverhalten ist immerhin neben Kommunikation Schwerpunkt des Studienplans! Der Begriff der Freizeit hat aber für Männer und Frauen einen ganz unterschiedlichen Inhalt. Für den Mann beschreibt er die Zeit der Nichterwerbsarbeit, für die Frau die Zeit, in die ein Hauptteil der Beziehungs- und Fürsorgearbeit fällt. Auch wenn man unter Freizeitverhalten Unternehmungen wie Urlaub, Vereinsaktivitäten oder nur Fernsehen begreift, bedeuten diese für das Erleben von Frauen und Männern nicht dasselbe.

Neu überdacht werden müssen schließlich auch Ansätze der Konsumforschung, die Frauen meist als passive Konsumentinnen oder als unbewußte Agentinnen kapitalistischer Verwertungsinteressen darstellen. Bereits der Begriff Konsum verschleierte die Arbeit der Frau, die einmal als Käuferin Entscheidungsträgerin ist und zum anderen Waren verarbeitet und nicht nur konsumiert. Es gibt eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Kaufverhalten wie im Umgang mit Waren und der Nutzung von Geräten. Haushalts- und Nahrungsforschung kann so einerseits Aufschluß geben über weibliche

Arbeit und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Zum anderen drückt sich z.B. nirgendwo so sehr wie beim Essen die Beziehung zwischen Mann und Frau aus, sei es nun was Ansprüche auf bestimmte Nahrung betrifft, Speiseregeln, Zubereitung oder Tischsitten.

Der geschlechtsspezifische Umgang mit Sachen ist aber nicht nur interessant im Hinblick auf Analysen des Alltagslebens, sondern auch, wenn es um Politik geht. In einem Projekt über Frauen in der Revolution 1848 haben wir so z.B. festgestellt, daß Frauen bei den Brotunruhen 1847, als eine Mühle und ein Wirtshaus geplündert wurden, im Unterschied zu den Männern keine Zerstörungswut zeigten und Gegenstände nicht zertrümmerten, sondern im Gegenteil bemüht waren, sie zu retten, das heißt sie mit nach Hause zu nehmen und zu nutzen. Auch in der Sachforschung allerdings bedarf es einer kritischen Hinterfragung der Kategorien. Der Begriff der 'kulturellen Objektivationen' zum Beispiel reflektiert zwar den gesellschaftlichen Produktionsprozeß von Artefakten der Alltagswelt wie der Kunstproduktion, schließt aber eigentlich die subjektive Seite, die der Nutzung aus. Erst die Art, wie er gebraucht wird, welchen Tätigkeiten und Personen ein Gegenstand zugeordnet wird, bestimmt z.B. seine 'Wertigkeit' bzw. Prestige. Genau hier setzt die geschlechtsspezifische Dimension des Umgangs mit Sachen ein. Mit dem monolithischen Begriff der 'Objektivationen' kann so z.B. der Bedeutungswandel eines Gegenstands nicht adäquat erfaßt werden. Es macht aber beispielsweise einen Unterschied, wenn Gegenstände von Männern und danach von Frauen gehandhabt werden. Ebenso wie Tätigkeiten begrenzen Gegenstände den Lebensraum der Geschlechter.

Diese eher zufälligen Überlegungen sind lediglich ein Versuch, zu zeigen, wo ein Perspektivwechsel zu möglicherweise neuen Fragestellungen führen kann. Nicht alle Gebiete sind so gut erforscht wie z.B. Kleidung und Mode, wo es zum Allgemeingut gehört, daß Kleidungsstücke sehr viel aussagen über Weiblichkeitsvorstellungen, Selbstwahrnehmung und Selbststilisierung von Frauen, und zugleich natürlich ein Zeichen sind für den sozialen Platz, den sie in der Gesellschaft bekleiden. Relativ gut erforscht ist auch zum Beispiel der Bereich der Frauenarbeit, weniger die Frauenerwerbsarbeit als vielmehr die landwirtschaftliche Arbeit. Ist in der bisherigen Forschung das Augenmerk dabei eher auf den Ablauf von Arbeitsprozessen gerichtet worden, beziehen die Vorträge auf der volkskundlichen Frauentagung auch die subjektive Dimension von Arbeit mit ein.

Ein unentdecktes Land für geschlechtsspezifische Fragestellungen (in das die Freiburger Frauenforschungsgruppe möglicherweise mit ihrem Vortrag über Vereine vorstößt) sind Kommunikationsformen von Frauen, Freundschaften, nachbarschaftliche Netzwerke und Organisationsansätze von Frauen. Das Aufgabenfeld reicht hier vom

katholischen Jungfrauenverein bis zum Frauenzentrum. Lebensverhältnisse und Interaktionsformen nichtfamiliarisierter Gruppen wie Ledige, Singles gehörten ebenfalls in diesen Bereich. Auch hier ist das Vokabular der alten Volkskunde aufschlußreich. Sie spricht von "Gesellungsformen" und deutet dabei bereits die männliche Geschlechtsspezifität ihres Blickes an. Wenig systematische Untersuchungen gibt es auch in bezug auf die Umgangsformen zwischen den Geschlechtern, sieht man von den traditionellen Untersuchungen der Werbungs- und Hochzeitsbräuche ab. Geschlechtsspezifische kulturelle Muster des Werbungsverhaltens heute, das Verhalten in Solidar- und Liebesbeziehungen, Geschlechterbeziehungen in Gruppen, Vereinen oder am Arbeitsplatz sind weitgehend der Soziologie überlassen worden. Am besten erforscht ist, wie auch unsere Tagung zeigt, das politische Verhalten von Frauen, wohl, weil sich hier am deutlichsten die Widersprüche zeigen zum männlichen Verhalten.

Diese Auflistung möglicher Forschungsbereiche beansprucht keineswegs Vollständigkeit und will auch keine Rangliste 'wichtiger' Themen aufstellen. Auf zentrale Fragen der Frauenforschung wie die nach dem Verhältnis von Kultur und Natur, der Körperlichkeit von Frauen zwischen Biologie, Anthropologie und Geschichte, geschlechtsspezifische Körperwahrnehmungen und Körperverhalten kann hier nicht näher eingegangen werden. Hier liegen von Seiten der Historikerinnen und Anthropologinnen etliche Arbeiten (19) vor. Körperforschung wird zwar inzwischen in der Volkskunde auch betrieben (Jeggler), allerdings nicht unter geschlechtsspezifischen Fragestellungen. In der Volksmedizin kommt Frauen schließlich eine bisher nicht gewürdigte Bedeutung zu, wie Jutta Dornheim zeigt, und zwar als Behandelte (Patientinnen, Wöchnerinnen, Schwangere und Mütter) wie auch als Handelnde in der Heilkunde. Wie wir mit Verblüffung festgestellt haben, birgt der alte Kanon von der Volkskunst über die Volksfrömmigkeit zur Lied- und Tanzforschung geradezu einen Schatz an Erkenntnismöglichkeiten über historische Geschlechterbeziehungen und geschlechtsspezifische Verhaltensweisen und -zuschreibungen. Ihn zu heben bedarf es aber moderner Methoden der Frauenforschung, d.h. auch eines historisch-kritischen Umgangs mit den Quellen, um nicht neuen Mythologisierungen und Aberglauben anheimzufallen. Volkskundlich historische Forschung ist keine 'Alternative' zur gegenwartsbezogenen Forschung: Sie bedingen einander. Der Weg heißt also nicht zurück, sondern Neuüberdenken. Die Tagung der Kommission Frauenforschung kann da nur ein Anfang sein.

Feministischer "Geheimbund"?

Die erste Tagung der Kommission Frauenforschung in der DGV ist eine reine Frauentagung. Obwohl die Veranstaltung in den DGV-Informationen angekündigt war, gingen weder Anfragen noch Anmeldun-

gen von Kollegen ein. Noch bemerkenswerter ist, daß sich unter denjenigen, die die Arbeit unserer Kommission mit privaten Spenden unterstützt haben und ohne deren vertrauensvollen Vorschub diese Tagung nicht zustandegekommen wäre, kein Mann befindet. Erst nach Anmeldeschluß, als bereits rund 250 tagungsfreudige Frauen unsere ohnehin begrenzten räumlichen Kapazitäten zu sprengen drohten, wurden wir interessant - und dies wohl nur, weil sich das von den Frauen gestaltete Programm unerwartet (?) attraktiv las. Wie sollen wir uns dazu verhalten?

Unser Standpunkt: Wir sind nicht unglücklich darüber, daß die Frauen unter sich bleiben. Es gibt wenig Männer in der Volkskunde, die sich bisher kompetent und verständig zu Frauenproblemen geäußert haben, und es ist zu befürchten, daß mancher der plötzlich Interessierten mit der Haltung eines Kolonialtouristen das 'unterentwickelte' Land der Frauenforschung bereist, um einen Hauch weiblicher Exotik zu atmen. Uns ist auch nicht an gewieften Wissenschaftsvermarktern gelegen, die - immer mit der Nase im Wind - eine nette Idee für ihre nächste Publikation suchen. Insofern begrüßen wir es, daß Frauen die Anfangsschritte in Richtung volkskundliche Frauenforschung gemeinsam und für sich unternehmen. Wir wissen auch aus der Erfahrung der Frauenbewegung, daß Autonomie oder kurzfristige Ausgrenzung die Durchsetzungskraft von Forderungen erhöht, nicht zuletzt, weil sie verunsichert. Merkwürdigerweise wachen Männer erst auf, wenn Frauen sich ihnen entziehen. Dennoch bedeutet diese Tagung keine Separierung. Die Kommission Frauenforschung ist Teil der DGV und will sich auch in Zukunft der Diskussion mit Fachkollegen nicht entziehen. Wir setzen uns nicht ab, - wir wollen im Gegenteil unsere Interessen innerhalb der DGV vertreten, indem wir einen Diskussionszusammenhang schaffen und beanspruchen, daß Frauenforschungsansätze auch auf DGV-Kongressen und in Publikationen präsent sind. Immer allerdings wird die Kommission "Frauenforschung" frauendominiert sein, denn im Unterschied zu den übrigen Arbeitskreisen der DGV forschen Frauen nicht nur über 'andere', sondern sind selbst als Betroffene einbezogen in den Forschungsprozeß. Wie die konkrete Weiterarbeit in der Kommission aussieht, ist jetzt allerdings noch nicht abzusehen. Eines ist jedoch gewiß: in Tübingen formiert sich nicht jenes "männermordende Frauentribunal", das Wolfgang Brückner im Schlußvortrag des DGV-Kongresses 1983 an die Wand gemalt hat. Wir müssen ihn mit seinen Schreckbildern und Phantasien allein lassen, denn wir haben Besseres zu tun: gemeinsam über Perspektiven der Frauenforschung zu diskutieren.

Carola Lipp

Anmerkungen

- 1 Karl Sigismund Kramer: Gutsherrschaft und Volksleben. In: Rheinisch-westfälische Zs. für Volkskunde, 1976, S. 16-33, S. 19.
- 2 Ähnliches findet sich fast in allen Einführungen in die Volkskunde. Vgl. u.a. Ingeborg Weber-Kellermann: Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften. Stuttgart 1969, S. 20. Daß sich in der Zwischenzeit neuere Entwicklungen ab-

- zeichnen, ist uns nicht entgangen. Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: Frauen im 19. Jahrhundert, München 1984 oder das Seminar von H. Bausinger "Männlich/weiblich" (in diesem Heft).
- 3 Utz Jeggle: Alltag. In: Hermann Bausinger et al: Grundzüge der Volkskunde, S. 124.
 - 4 Vgl. Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970.
 - 5 Die Ausblendung der Geschlechterbeziehung ist umso schmerzlicher, wenn es, wie bei Ingeborg Weber-Kellermann und Annegret Hotine (Codewandel im Brauch, Zs. für Semiotik 5, 1983, S. 49-61) ausdrücklich um Frauen, Flachsbrecherinnen, geht.
 - 6 Diese Thesen basieren auf Diskussionen des Frauenforum Tübingen; sie sind das Ergebnis einer Auswertung von Aufsätzen in Volkskundezeitschriften der Jahre 1972-1982: Zs. für Volkskunde, Ethnologia Europaea, Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (NF), Rhein.-westfäl. Zs. für Volkskunde, Österreichische Zs. und Schweizerisches Archiv für Volkskunde.
 - 7 Andreas Bimmer: Familienforschung in der Europäischen Ethnologie (1971-1981). In: Hess. Blätter für Volkskunde 1982, S. 8.
 - 8 Gisela Bock: Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven. In: Karin Hausen (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte. München 1983, S. 22-62, hier S. 30.
 - 9 Karin Hausen: Women's History in den Vereinigten Staaten. In: Geschichte und Gesellschaft, 1981, S. 347-363.
 - 10 Vgl. die Review-Artikel "Anthropology" in der amerikanischen Frauenforschungszeits. "Signs" von Rayna Rapp (1979, S. 497-513), Jane Monnig Atkinson (1982, S. 236-258).
 - 11 Claudia Opitz: Der 'andere' Blick der Frauen in der Geschichte. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 11, 1984, S. 61-70, hier S. 63.
 - 12 So der Eindruck auf dem letzten Historikerinnentreffen, insbesondere der Vortrag von Gerda Lerner. Vgl. Die ungeschriebene Geschichte. Dokumentation des Treffens, Frauenbuchverlag Wien 1984 oder 1985.
 - 13 Siehe die Diskussion um Frauenforschung oder feministische Forschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 11, 1984. Vgl. auch die Position von Alice Schwarzer.
 - 14 Berliner Historikerinnen-Gruppe, Gisela Bock et al: Offener Brief an den Rektor der Universität Bielefeld vom 21.5.1984, S. 4. Siehe auch "Der 'andere' Blick' - feministische Wissenschaft". alternative 120/121, 1978.
 - 15 Maria Mies: Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 11, 1984, S. 7-25. Dies.: Frauenforschung oder feministische Forschung. Ebenda, S. 40-60.
 - 16 Eva Koch-Klenske: Die feministische Herausforderung. Frauenforschung - Versuch einer Standorterläuterung. In: Die Tageszeitung vom 2.7.1984, S. 12.
 - 17 Vgl. die Diskussion um harte und weiche Methoden im Korrespondenzblatt der TVV Nr. 24, 1984.
 - 18 Elfriede Moser-Rath: Frauenfeindliche Tendenzen im Witz. In: Zs. für Volkskunde 1978, S. 40ff; dies.: Stichwort "Frau" in der Enzyklopädie des Märchens.
 - 19 Gianna Pomata: Eine Frage der Grenzziehung. Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. In: Feministische Studien 2. 1983. S. 113-128

ÜBERLEGUNGEN ZUR MUSEALEN PRÄSENTATION VON FRAUENGESCHICHTE

In der Tradition von Auseinandersetzungen um ein demokratisches Museum, das "nicht unreflektiert die Geschichte der Herrschenden dokumentieren" (1), sondern parteilich die Position der Beherrschten einnehmen sollte, realisierte eine Arbeitsgruppe am Historischen Museum Frankfurt (HMF) 1980 die Ausstellung: "Frauenalltag und Frauenbewegung 1890-1980." Dahinter stand die Kritik der Kritik, nämlich: "Das fundamentalere Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern in einer patriarchalischen Kultur hatte die Frauen noch konsequenter aus der Historie eliminiert als die unterdrückten Klassen." (2) Frauengeschichte sollte öffentlich gemacht werden, um Frauen und Mädchen ein identitätsstiftendes Geschichtsbewußtsein zu ermöglichen, denn empirische Untersuchungen hatten ergeben, daß sich Mädchen weniger für Geschichte interessierten als Jungen. "Dieses Desinteresse ist ihre Antwort auf und zugleich Widerstand gegen eine Geschichtsvermittlung, in der sie selbst nicht vorkommen, die ihr eigenes Geschlecht als historisch irrelevant und geschichtslos abstempelt." (3) Die Erfahrungen mit dieser Ausstellung relativierten dann aber auch "den Anspruch der patriarchalischen Geschichtsschreibung, repräsentativ und objektiv zu sein." (4) Am Rande sei erwähnt, daß diese Ausstellung im März 1984 trotz vielfältiger Proteste vorzeitig abgebaut werden mußte!

Die Volkskunde, zumindest in ihrer empirisch-kulturwissenschaftlichen Ausprägung, hat sich zwar der Alltagsgeschichte der unteren Klassen und Schichten verpflichtet. Solange aber auch sie die spezifischen historischen Erfahrungen beider Geschlechter negiert oder neutralisiert, indem sie sie z.B. unter ein universalistisches "man" subsumiert, schreibt sie wie jede Geschichtsveröffentlichung eine Herrschaftsgeschichte weiter, deren patriarchalische Dominanz schon längst bewiesen ist.

Für die folgenden Beispiele musealer Geschichtsvermittlung (oder besser - Nichtvermittlung von Frauengeschichte) sind zwei qualitativ unterschiedliche Formen der Ausstellungspraxis zu unterscheiden: Die Dauerausstellung, die meist Jahre bis Jahrzehnte relativ unverändert bleibt, und die temporäre Wechsellausstellung, die eher in der Lage ist, neuere Forschungsergebnisse und ausstellungsdidaktische Innovationen kurzfristig aufzugreifen.

Sowohl in der "alten Volkskunde" wie auch in Dauerausstellungen traditioneller volkskundlicher Museen werden Frauen nicht einfach ausgeklammert. Der Kanon (Sitte und Brauch, Lebenslauf, Tracht, bäuerliches Hausgerät usw.) zwingt meist dazu, Frauenarbeit auch anzusprechen, z.B. so: "Das Hüten des Feuers sowie das Kochen und Wirtschaften um den Herd herum waren Arbeitsbereiche der

Frauen". (5) Häufiger als diese "konkrete" Thematisierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ist allerdings ihre Ausblendung, das Ausweichen auf allgemeine Begrifflichkeiten, hinter denen die Frau als aktiv Handelnde verschwindet. "Die Arbeiten in der Hauswirtschaft wie Heizen, Kochen, Plätten, Buttern fielen dagegen das ganze Jahr hindurch an" (6) oder: "Zu der häuslichen Textilverarbeitung gehörte das Waschen, Mangeln und Plätten" (7).

Aufschlußreich ist auch der Katalog des Tiroler Volkskunstmuseums über "Essen und Trinken. Feuer und Licht." (8) Selbstkritisch wird im Vorwort bemerkt, daß entgegen den Intentionen zu Beginn dieses Jahrhunderts aus dem Volkskunst- ein Volkskundemuseum zu machen, dies bis heute nicht geschehen sei und: "die Frage nach dem Gebrauch dieses Geräts, welche Speisen in ihnen bzw. mit ihrer Hilfe bereitet oder welche in ihnen aufbewahrt wurden, kann hier nur fallweise berücksichtigt werden, da dies den Rahmen des Katalogs übersteigen würde." (9) Mit diesen Prämissen ist Verwunderung darüber schon fast unangebracht, daß der schön gestaltete Katalog auf 122 Seiten über die verschiedensten Arten von Hausgerät auf diejenigen verzichtet hat, die mit diesen Geräten gearbeitet haben.

Bei einer musealen Präsentation von Frauengeschichte kann es also weder nur um die funktionale, materialkundige Beschreibung von Arbeitsgerät gehen noch um ein positivistisches Kenntlichmachen der traditionellen Arbeitsbereiche von Frauen. Nur die gleichzeitige Darstellung der Bedingungen und Ursachen des sozial untergeordneten Status der Frauen und ihrer Zuständigkeitsbereiche verhindert eine Reproduktion des traditionellen Frauenbildes im Museum. Mit allgemeinen Sprachwendungen wie "in der Hauswirtschaft wurde" werden Frauen ganz offensichtlich weiter aus der Geschichte ausgeschlossen. Noch ist die Ansicht weit verbreitet, daß mit diesen allgemeinen Formulierungen ja auch keine Männergeschichte gezeigt würde, - daß also auch keine Frauengeschichte nötig sei. Wer diese Ansicht teilt, vergißt aber, daß vermeintliche Neutralität auch schon Stellung bezieht.

Als positives Beispiel einer Wechselausstellung läßt sich hier "Flick-Werk. Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur" (10) nennen. Hier bildete die Kategorie "Geschlecht" explizit ein Analysekriterium neben anderen. "Flick-Werk", das heißt innerhalb dieser Kategorie: Flickern, Stopfen und Ändern, und ist ein zentraler Bestandteil der Hausfrauenarbeit. Unbezahlte Arbeit, die bis heute gesellschaftlich zwar als solche nicht anerkannt, aber unbestritten notwendig ist.

Die beiden Seiten dieser Arbeit, die nicht nur den Umgang mit Sachen meint, sondern auch die Erziehung der Kinder, die Gestaltung einer "gemütlichen" Atmosphäre usw., diese beiden Seiten

treffen in der Realität der Frauen immer zusammen. Den Socken zu flicken, bedeutet nicht nur die Wiederherstellung seiner ursprünglichen Funktionsfähigkeit, sondern ist zugleich ein Liebesbeweis für Mann oder Kind.

Diese Dimension, die "Arbeit aus Liebe", sollte in der Ausstellung an Objekten deutlich gemacht werden, die dies originär zeigen: Der Ball, gefertigt aus Stoffresten z.B. oder die "Lumpedock", eine Puppe, ebenfalls aus Resten genäht. "Flick-Werk", Ausdruck der Not wie auch der Kreativität, zentraler Bestandteil einer Alltagsökonomie der unteren Klassen und Schichten, Kern bestimmter nunmehr historischer Außenseiterberufe (Kesselflicker, Scherenschleifer), bündelt in sich die gesellschaftliche Sicht auf Hausarbeit par excellence. Aufgrund ihres Geschlechts werden Frauen zu Flickarbeiten erzogen (natürlich gibt es auch hierbei soziale Unterschiede, historische Entwicklungen), und gleichzeitig sollen sie das Ideal der Unsichtbarkeit dieser Arbeiten erfüllen. Denn schön zu stopfen, heißt unsichtbar zu flicken und wird zur weiblichen Charaktereigenschaft stilisiert, steht für Sauberkeit, Häuslichkeit und Fleiß.

Wie leicht dieser Aspekt des Flick-Werks verloren geht, läßt sich am Beispiel eines Berichts über diese Ausstellung im letzten Korrespondenzblatt (11) zeigen und kann das Ausblenden von Frauenarbeit nochmals deutlich gemacht werden. Bereits in der Zwischenüberschrift: "Reparieren und soziale Rolle" (12) geht zum einen mit dem Begriff "soziale Rolle" gerade das frauenspezifische an der Flick-Arbeit unter, wird die Frau als handelndes Subjekt unsichtbar. Zum anderen vollzieht eine derart verallgemeinernde Sprache den Prozeß nach, der die Arbeit vieler Frauen zu einer alltäglichen Nichtigkeit werden läßt: "Der Socken, gestopft dort, wo der Stoff durch Ferse und Ballen am stärksten belastet war, ist im Zustand des Geflicktseins ein Spar-Strumpf als solcher, mit dessen Hilfe vielfach eine Nähmaschine erworben werden konnte." (13)

Im gleichen Bericht heißt es weiter unten: "Angesichts der sich um die Maschine auftürmenden Wäscheberge war die Geduld der Näherin einer täglichen Zerreißprobe ausgesetzt." (14) Aus Unkenntnis des realen Arbeitsprozesses wird hier ein Mittel der Ausstellungsgestaltung in Realität umgedeutet. Die Wäscheberge würden natürlich das Nähen behindern, ja unmöglich machen. Sie sind aber in der musealen Inszenierung zum Sinnbild der "endlosen" Flickarbeit von Frauen geworden. Die Nähmaschine, die viele Frauen sich nur leisten konnten, wenn sie sie - auf Raten gekauft - zur Erwerbsarbeit nutzten, steht für den Heimarbeitsplatz der Frauen. Die mit ihr verbundene Arbeit, zwischendurch Essen zu kochen, Kinder zu betreuen und kranke Familienmitglieder zu pflegen, kann nicht

auf ein museales Podest gestellt werden. Museen können sich nur der historischen Realität annähern. Da die Gleichzeitigkeit verschiedenster Hausfrauenarbeiten aus räumlichen und finanziellen Gründen genausowenig visualisiert werden konnte wie die Enge, das Dunkle und Feuchte einer kleinen Souterrainwohnung, sollte diese Form der Inszenierung, die auf der Nähmaschine aufgetürmten Wäscheberge, verhindern, daß museale Anschaulichkeit als Realität begriffen wird.

Ein Museum, das versucht, sich dem historischen Alltagsleben der unteren Sozialschichten anzunähern, müßte eigentlich auch Frauengeschichte als selbstverständlichen Bestandteil aufnehmen. Die Darstellung der Hausarbeit muß von einem ganzheitlichen Konzept ausgehen, das der Komplexität dieser Arbeit genauso Rechnung trägt wie ihrer historischen und sozialen Differenzierung, ihrer gesellschaftlichen Bewertung ebenso wie ihrem individuellen Erleben und der Verankerung im Frauenleben. Zu einer Darstellung der "vollständigen" Geschichte gehört also auch die Frauengeschichte!

Hierzu ist nun ein neues Sammelkonzept notwendig: So hat erst die Loslösung vom klassischen Sammelkonzept der Volkskunst mit dem Aufbruch des Faches in den 70er Jahren den Blick auf neue Sammelgebiete eröffnet. Der Plastikbecher als Erzeugnis der Massenkultur wurde dem Zunftpokal gegenüber gestellt. Gerade die Anonymität einer unüberschaubaren Warenvielfalt der Produkte der Industriekultur hat inzwischen wieder zu einer Intensivierung des "biographischen Sammelns" beigetragen. Durch Gespräche mit den (ehemaligen) Besitzer(n)innen sollte der Gebrauchswert und Umgang z.B. mit Geräten und Sachen in ihrem sozialen Zusammenhang wieder be-greifbar werden. Diese Art des Sammelns ist nun für die Rekonstruktion des historischen Alltagslebens von Frauen besonders wichtig, um so die wenigen schriftlichen Quellen zur Frauengeschichte durch biographisches Material ergänzen zu können. (16)

Für eine "frauengerechte" Präsentation von Alltagsgeschichte reicht es also nicht aus, die Lebens- und Arbeitsbereiche beider Geschlechter unverbunden nebeneinander zu stellen, die spezifischen Konnotationen identischer Bereiche (z.B. Heirat) zu ignorieren. Sondern sie setzt voraus, daß die Geschlechterbeziehung als eine zentrale soziokulturelle Kategorie in den Untersuchungskontext von Alltagsgeschichte aufgenommen wird.

Gudrun König

Anmerkungen

- 1 Detlef Hofmann: Historische Dokumentation des Mittelalters. Zit. n. Informationsblätter zu der Ausstellung "Frauenalltag

und Frauenbewegung in Frankfurt 1890-1980." Historische Dokumentation 20. Jahrhundert. HMF 1981, S. 7.

- 2 Ebenda, S. 9.
- 3 Ebenda.
- 4 Ebenda, S. 10.
- 5 Führungsblatt "Bäuerliches Hausgerät" des Altonaer Museums, Hamburg 1972, S. (2).
- 6 Ebenda, S. (1).
- 7 Ebenda, S. (4).
- 8 Hans Gschnitzer, Herlinde Menardi: Essen und Trinken. Feuer und Licht. Katalog 1, Innsbruck 1983.
- 9 Ebenda, S. 3.
- 10 Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts/Württembergischen Landesmuseums, Volkskundliche Sammlung vom 15.10.1983-8.1.1984 im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart.
- 11 Wolfgang Ott, Christian Schröter: Flick-Werk. Bilanz eines Versuchs. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 25, Juni 1984, S. 15-26.
- 12 Ebenda, S. 21.
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda.
- 15 Ich denke an die Bilder bei Gesine Asmus (Hg.): Hinterhof, Keller und Mansarde. Reinbek 1982.
- 16 Vgl. Sybille Meyer: Waschen im historischen Wandel gezeigt am Beispiel von 3 Familientypen im Coburger Land um die Jahrhundertwende. In: Robert Reiter (Hg.): Waschen und Wäschepflege im Coburger Land. Buch zur gleichnamigen Ausstellung im Gerätemuseum Alte Schäferei, Ahorn bei Coburg, vom 18.9.-12.12.1982, S. 11-54.

Syndetikon
klebt leimt kittet alles



"Ja, dann guck Dich halt mal um in der Sprache" -
ÜBER EIN SEMINAR ZUM DISKUSSIONSVERHALTEN VON STUDENTINNEN UND
STUDENTEN

Spätestens der Beitrag der Linguistin Senta Trömel-Plötz zur Frauen-Ringvorlesung im Rahmen des Studium Generale des Wintersemesters 1983/84 hat gezeigt, daß an Fragen zur Repräsentanz der Geschlechter in Sprache und am Thema geschlechtsverbundenen Gesprächsverhaltens auch in Tübingen viele Studentinnen und manche Studenten sehr interessiert sind. Vorwiegend der zweiten Fragestellung war das Seminar "Zum Verhältnis von Geschlechtszugehörigkeit, Sprache und Sprechen" gewidmet, das im Sommersemester 1984 am Ludwig-Uhland-Institut von Jutta Dornheim angeboten wurde. In diesem Seminar arbeiteten die Teilnehmer/innen mit selbst produziertem sprachlichen Material. Es bestand aus den Videoaufzeichnungen von Gruppendiskussionen, die unter Studierenden des Seminars über ein Thema zur erstgenannten Fragestellung stattgefunden hatten. In den Gruppen war diskutiert worden, auf welche Weise Frauen in sprachlichen Äußerungen erscheinen bzw. nicht erscheinen, so z. B. beim Gebrauch der Personen- und Berufsbezeichnungen unserer Sprache. Der Diskussion lag der Aufsatz "Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs" von Senta Trömel-Plötz, Ingrid Guentherodt, Marlis Hellinger und Luise F. Pusch (s. Literaturangabe) zugrunde, den alle Gesprächsteilnehmer/innen mindestens eine Woche vor der Diskussion erhalten hatten. Dieser basiert auf der (von uns geteilten) Annahme, daß sich Ansichten über "die Welt" auf die Struktur einer Sprache auswirken, daß also das Reden über Personen damit zusammenhängt, wie Personen wahrgenommen wurden und werden.

1. Unsere Interessen und Fragerichtungen

Ausgangspunkt waren einschlägige Untersuchungen von Carole Edelsky, Senta Trömel-Plötz und Fritjof Werner (1).

Trömel-Plötz analysierte u. a. Fernsehdiskussionen, an denen Frauen und Männer mit unterschiedlichen sozialen Positionen und gesellschaftlichen Funktionen teilgenommen hatten. Zwei der Fernsehdiskussionen waren von Moderatoren, eine von einer Moderatorin geleitet worden. Edelsky untersuchte informelle Zusammenkünfte eines Lehrerkollegiums, also nichtöffentliche Gesprächssituationen, die sie auf Band aufgenommen hatte. Zu der Gesprächsgruppe gehörten fast doppelt so viele Frauen wie Männer. Edelsky geht davon aus, daß die Teilnehmer/innen statusgleich waren. Werner schließlich analysierte auf Band aufgenommene Diskussionen einer Arbeitsgruppe von Studentinnen und Studenten sowie eine Diskussion unter Frauen in einem Frauenbuchladen. An einer der studentischen Diskussionen hatte der Seminarleiter teilgenommen.

Nach den Untersuchungen von Trömel-Plötz zeigen Frauen ein anderes verbales Verhalten als Männer, weil sie in Gesprächssituationen anders behandelt werden als Männer, das heißt, die spezifischen Strategien der Frauen, zu Wort zu kommen, ausreden zu dürfen und das Wort zu behalten werden in Gesprächssituationen hervorgerufen. Dabei dominiert der Faktor 'Geschlechtszugehörigkeit' die anderen in die Situation eingebrachten Faktoren wie 'sozialer Status' und 'gesellschaftliche Funktion'. Ein Vergleich der Diskussionen mit männlichen Moderatoren und einem Übergewicht männlicher Teilnehmer mit der Diskussion, die eine Moderatorin leitete und an der mehrere Frauen und nur ein Mann teilnahmen, zeigte, daß konversationelle Unterschiede in der Sprache von Frauen und Männern durch Machtstrukturen konstruiert werden.

Edelsky kommt in ihrer Analyse zu dem Ergebnis, daß es in den untersuchten Situationen verschiedene Möglichkeiten gab, "das Wort zu haben": Entweder redeten mehrere Personen gleichzeitig, was Edelsky als kollaborative Aktion betrachtet, oder es redete jeweils nur eine Person. Nur in diesen Sequenzen dominierten die Männer das Gespräch (sie redeten länger als die Frauen); in den Sequenzen simultanen Redens hingegen waren die Beiträge der Frauen etwa gleich lang wie die der Männer. Edelskys Eindruck vor der Analyse war jedoch gewesen, daß in diesen Gesprächspassagen die Frauen dominierten. Ihre Einschätzung dieses 'Irrtums': "Gesprächigkeit ist eher gesellschaftlich als numerisch bestimmt." (2) (Dies läßt sich konkretisieren: Wenn zwei das gleiche tun, ist es noch längst nicht dasselbe.) Die kollaborativen Gesprächssequenzen haben nach Edelskys Auffassung größere Diskursgleichheit zwischen Frauen und Männern ermöglicht. Sie formuliert als Desiderat, der Frage weiter nachzugehen, "ob es von Bedeutung ist, wenn Frauen und Männer als Gleichberechtigte miteinander reden" (3).

Werners Untersuchung entfaltet den wichtigen Unterschied zwischen geschlechtsverbundenem Gesprächsverhalten und den Erwartungen, was geschlechtsangemessenes Verhalten sei - einen Unterschied, der auch in Edelskys 'Voraussageirrtum' implizit angesprochen wird. Im übrigen kommt Werner zu dem Ergebnis, daß es einen weiblichen und einen männlichen Stil gibt, wenn Stil definiert wird als Art und Weise, in der Sprecher/innen (in unmittelbaren Rückbezügen) mit den thematischen Konsequenzen von Redebeiträgen und deren beziehungsmaßige Auswirkungen umgehen. So definiert, ist nach Werner weiblicher Stil kooperativer als männlicher. Da aber situationsübergreifende Verallgemeinerungen von Aspekten des Gesprächsverhaltens von Frauen und Männern fast immer zu Stereotypen werden, kann geschlechtsverbundenes Gesprächsverhalten nur schwer über die jeweilige Situation hinausgehend verallgemeinert werden.

Anliegen unseres Seminars war es, Fragen, die sich aus Edelskys

und Trömel-Plötz' Untersuchungen ergaben, zu einer neuen Fragestellung zu verbinden und dabei die von Werner dargelegte Problematik zu beachten. Unsere Fragestellung läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Wie verlaufen gewissermaßen öffentliche (von der Videokamera aufgenommene) Gruppendiskussionen, wenn die bei Trömel-Plötz in die Situation eingebrachten Faktoren 'unterschiedlicher sozialer Status' und 'unterschiedliche gesellschaftliche Funktion' entfallen? Oder, in der Perspektive von Edelsky ausgedrückt: Was geschieht, wenn Studentinnen und Studenten als (potentiell) Gleichberechtigte öffentlich miteinander diskutieren? Den Diskussionen in den gleichgeschlechtlichen Gruppen war dabei nicht nur eine Kontrollfunktion zugedacht - es sollte dabei auch nach weiblichem und männlichem Stil Ausschau gehalten werden. Diese Stile sind wohl eher in Gesprächen unter gleichgeschlechtlichen Personen zu identifizieren als in Gesprächen, an denen Frauen und Männer gemeinsam teilnehmen (gleichgeschlechtliches Verhalten wird als Verhaltensgrundlage der Geschlechtsidentitäten betrachtet (5)).

Gegenüber den Untersuchungen von Edelsky und von Trömel-Plötz war bei uns ein Faktor hinzugekommen, dessen Auswirkungen es natürlich zu beachten galt: Dies war der Einfluß, den allein schon das Seminarthema und das Vorwissen der Diskutierenden haben dürften. Aber gerade er ließ sich auch als Erkenntnisinstrument nutzen: Sollten trotz der Variablen 'Seminarthema' und 'Vorwissen' und trotz der (potentiellen) Eliminierung sozialer Machtfaktoren geschlechtsverbundene Gesprächsstile bzw. Dominanzen im Sinne von Trömel-Plötz erkennbar sein, würde dies als umso gewichtiger Hinweis auf die Existenz dieser Phänomene zu gelten haben. Hingegen würde der auch mögliche Sachverhalt, daß sich keinerlei Hinweise auf geschlechtsverbundene Gesprächsstile und Dominanzen ergeben, natürlich nicht einfach als Bestätigung dafür gelten können, daß Stile und Dominanzen aus sozialen Machtstrukturen resultieren, die der Situation vorgegeben sind. In diesem Falle würde der Einfluß der 'Seminar-Variablen' zu untersuchen sein. Das Seminar war geplant als Exploration, in der sich erst einmal Perspektiven und Konturen für weitere Untersuchungen abzeichnen sollten. Darin lag auch die relative Offenheit des Vorgehens nach Abschluß der Phasen eins und zwei (Materialproduktion und Theorieaneignung) begründet.

2. Unser Vorgehen, unsere Kategorien

Im Hinblick auf unser geplantes Vorgehen stellte sich gleich folgendes Problem: Die Tatsache, daß 54 Frauen und nur 12 Männer am Seminar teilnahmen, führte zu einer ungleichen Aufteilung der Gesprächsgruppen; es gab vier Frauengruppen, zwei gemischte Gruppen und leider nur eine einzige Männergruppe.

Die Zusammensetzung der sieben Diskussionsgruppen zu je 6 Personen

wurde durch Los bestimmt, wobei aufgrund der großen Teilnehmerinnenzahl ein Teil der Frauen von der Verlosung zurücktrat. Die Diskussionen, denen der eingangs genannte Text zugrundelag, dauerten durchschnittlich 40 Minuten, wurden auf Video aufgezeichnet und fanden ohne Seminarleiterin und vorgegebene Diskussionsleitung statt. Den Gruppen waren einige Aufgaben gestellt, so z. B. die, Maßnahmen zur schnelleren Durchsetzung derjenigen Richtlinien zu erarbeiten, auf deren Befürwortung sich die Gruppe zuvor einigen konnte.

Da die Diskussionen nicht, wie geplant, in den Semesterferien stattfinden konnten (der Vorbesprechungstermin wurde versehentlich nicht ausgedruckt), mußten wir dazu die ersten drei Seminarsitzungen verwenden. Erst dann setzte die Theoriephase ein. Hinter dieser Abfolge stand die Überlegung, daß die Diskutierenden bei zu detailliertem Vorwissen ihr Gesprächsverhalten einseitig im Hinblick auf die in der Theorie vorgegebenen Dimensionen kontrollieren könnten.

Folgende theoretische Ansätze wurden durch Referate im Plenum vorgestellt:

- Franz Januscheks Theorie zur Arbeit an sprachlichen Handlungsmustern;
- Fritjof Werners Gegenüberstellung von geschlechtsverbundenem Gesprächsverhalten und geschlechtsangemessenen Verhaltenserwartungen;
- Werners Beschreibung von "weiblichem" und "männlichem" Stil;
- Senta Trömel-Plötz' These der Konstruktion frauenspezifischen Gesprächsverhaltens;
- Carole Edelskys These des Einflusses sozialer und interaktioneller Gleichheit in bestimmten Situationen;
- Gisela Klanns Untersuchung von Herrschaftsstrategien im Kommunikationsverhalten in Seminaren.

Neben den Referatengruppen gab es eine kontinuierliche Protokollgruppe, eine Arbeitsgruppe, die einen Fragebogen zur Erhebung persönlicher Daten und zum Vorwissen der Diskutierenden erstellte und auswertete, sowie sieben Gruppen zur Analyse der Videoaufnahmen, die bereits parallel zur Theoriephase arbeiteten.

Die Analysegruppen (teils gemischt-, teils gleichgeschlechtlich) setzten sich so zusammen, daß manche Diskussionsteilnehmer/innen auf Wunsch an der Auswertung ihrer eigenen Gesprächsgruppe beteiligt waren.

Die Auswertungen orientierten sich hauptsächlich an Kategorien von Trömel-Plötz, wie z. B. Länge der Redebeiträge, Häufigkeit von Unterbrechungen, (Nicht-)Gelingen des Einbringens von neuen

Themen usw., und an denen von Werner, wie z. B. (Nicht-)Beachtung der thematischen Ausrichtung, Rückbezüge, allgemeingültige/persönliche Aussagen.

3. Trendberichte der Analysegruppen

Eine vollständige Transkription und eine durchgängige Feinanalyse aller Gespräche waren von Anfang an nicht geplant.

Die Analysegruppen legten eine Grobeinschätzung des gesamten Gesprächsverlaufs und eine Feinanalyse eines Gesprächsausschnitts vor. Dabei wurden vorwiegend solche Stellen ausgewählt, an denen sich beziehungsmaße Auswirkungen von unterschiedlichen thematischen Positionen der Diskutierenden zeigten. Vielfach wurden für die Feinanalysen Typoskripte der jeweiligen Situationen nach Muster von Werner erstellt. Aus Zeitgründen konnte kein Vergleich zwischen den Ergebnissen der einzelnen Analysegruppen durchgeführt werden. Das heißt konkret: wir haben weder die gleichgeschlechtlichen Gruppen den gemischtgeschlechtlichen gegenübergestellt, noch die einzelnen Gruppentypen untereinander verglichen.

Bezogen auf die theoretischen Ansätze, soweit sie in unsere Fragestellung eingegangen waren, fanden die Analysegruppen bei der Auswertung ihres Materials sowohl Übereinstimmungen als auch Unterschiede heraus.

Eine Übereinstimmung bestand z. B. darin, daß sich die Frauen häufiger auf ihre Vorredner/innen bezogen, als dies im allgemeinen die Männer taten. Ein für uns interessanter Unterschied zeigte sich darin, daß Frauen auch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen phasenweise sowohl inhaltlich wie auch beziehungsmaße gesprächsbestimmend waren. Bemerkenswert schien uns auch zu sein, daß sich selbst in den Frauengruppen eine "Dominanz" (etwa im Sinne von: eine Person hat besonders häufig oder längere Zeit das Wort, unterbricht andere häufig, setzt ihre thematischen Positionen durch, auf ihre Redebeiträge nehmen die anderen öfter Bezug) einzelner Teilnehmenden herausbildete. Eine Erklärung der Auswertungsgruppen für dieses Verhalten war, daß die betreffenden Frauen über ein größeres Vorwissen zum Thema verfügten. Ebenfalls aus Zeitgründen konnte der Frage, ob sich in den von uns untersuchten Situationen eventuell geschlechtsspezifische Unterschiede im Gesprächsverhalten feststellen lassen, nicht nachgegangen werden.

Dennoch gab es genügend Diskussionsstoff im Seminar, und wir möchten dafür exemplarisch eine Situation aus einer gemischten Gesprächsgruppe herausgreifen, die folgendermaßen transkribiert (6) wurde:

① M1 Ja seh ich das jetzt richtig daß hier jetzt praktisch mehr oder weniger die

② M1 _männlichen_ Substantive gegen die weiblichen aufgewogen werden sollen

F3 [^]Nein (lacht)
③ F2 (lacht)
M1 das müßt ihr mir ein bisschen näher erklären (lacht). (Pause)

M3 am Beispiel von "man" (Blickkontakt zu F3)
④ F3 (lacht) A Mh
M1 das ist egal
F1 Mh (lacht)

⑤ M3 also mir scheint deutlich daß also wenn man "man" verwendet ja daß es wohl männlich an und für

⑥ M3 sich betrachtet ist
F3 ... man wenn möglich daß zum Beispiel wenns sich um reine Frauen_ wenn es sich

⑦ F3 um eine Frauengruppe handelt dann sagt man_ dann sagt frau "frau" oder wenn möglich daß _

F3 daß ich dann sag "ich" oder "du" oder so statt "man sagt" "ich sage" oder
⑧ M1 Mh
M2 ja klar

F3 oder irgendwie in der Art ersetzt
⑨ M2 das wär a_ (mit erhobenem Zeigefinger)
M1 oder es sollen die_

⑩ M1 _geschlechtlichen_ Fürwörter nicht nur Fürwörter sondern überhaupt alle Wörter ersetzt werden

M1 seh ich das richtig (lächelt) ja und
⑪ F3 (schnauft tief) Nein_ die sexistischen sollen ersetzt werden (lacht)

M1 welche sind sexistisch
⑫ F3 (Schulterzucken) ja dann guck dich halt mal um in der Sprache dann

⑬ F3 siehst du das (Handbewegung, die ihm das Problem zurückgibt) Also (Schulterzucken) dann kann ich

⑭ F3 auch nicht helfen wenn du das nicht selber siehst_ irgendwie (Kopfschütteln)

⑮ F1 Ahm_ ich finde das erste Beispiel ^{Sprache} die Frauen ignoriert und ausschließt.....

Wie aus dem Typoskript hervorgeht (Sequenzen 3 und 12-14), wollte ein Mann (M1) von einer Frau (F3) erklärt bekommen, welche Wörter in unserer Sprache sexistisch seien, wobei anzumerken ist, daß der zu diskutierende Text selbst zahlreiche Belege mit ausführlichen Erläuterungen enthielt. Die Frau verweigerte diese Auskunft und verwies den Mann darauf, sich selbst um die gewünschte Erkenntnis zu bemühen.

Für das Plenum ergaben sich daraus folgende Diskussionspunkte: Zunächst wurde lebhaft das Verhalten von M1 diskutiert: Hatte er den Text nicht gelesen oder ihn nicht verstehen, also provozieren wollen? Oder hatte er ihn tatsächlich nicht verstanden? Ausgehend von der letzten Möglichkeit wurde F3 vorgeworfen, daß sie sich nicht genügend Mühe gegeben habe, ihre Argumente verständlich zu machen. Dagegen wurde gehalten, daß F3 in dieser Situation die Übernahme der ihr von M1 zugeschriebenen Rolle verweigert und damit eine in gemischtgeschlechtlichen Gesprächsgruppen häufig vorkommende Funktionszuweisung sichtbar gemacht habe.

Ähnliche Funktionen werden auch in der einschlägigen Literatur oft als frauenspezifisch herausgestellt. Dazu Senta Trömel-Plötz:

"Frauen müssen die Arbeit in einer Diskussion leisten, die nötig ist und die die Männer nicht gern tun, z. B. sich und andere verteidigen, sich entschuldigen, sich und andere rechtfertigen (in unserem Fall durch eine vermeintliche oder auch tatsächliche Erklärung), Kompromisse anbieten, ein Problem herunterspielen, einen Konflikt besänftigen, eine Diskrepanz abschwächen, sich selbst als Opfer anbieten, auf das sich Aggressionen richten können." (7)

In unserer Diskussion über dieses Problem ergaben sich folgende Fragen:

- Sollten wir nicht prinzipiell die von uns verinnerlichte Teilung der Funktionen von Männern und Frauen in Gesprächen überdenken?
- Fühlen sich Frauen für dieses spezielle Thema (Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs) kompetenter als Männer bzw. für dessen Vermittlung verantwortlich?
- Warum entwickelten die Frauen dieser gemischten Gruppen nicht ihre eigenen Argumente, obwohl sie Gelegenheit dazu gehabt hätten, sondern überließen den Männern die Initiative, wie es in dieser gemischten Gruppe häufig beobachtet werden konnte?

Nicht mehr diskutiert werden konnten weitere Fragen, wie z. B.:

- Wie gehen die anderen Diskussionspartner/innen mit dem dargestellten Konflikt um?
- Wie hängen die Erwartungen an Frauen als Diskussionsteilnehmerinnen mit anderen geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen zusammen?

4. Einschätzung und Ausblick

Man/frau kann sicherlich sagen, daß das Seminar einen fruchtbaren Beitrag zur aktuellen Diskussion um das Gesprächsverhalten von Frauen und Männern geleistet hat. Die daran Beteiligten konnten sich ein klareres Bewußtsein im Hinblick auf die Problemstellung verschaffen und sich für ihren eigenen Sprachgebrauch und den anderer sensibilisieren. Sie wurden mit einigen theoretischen Ansätzen zum Thema vertraut und gewannen einen Einblick in empirische Arbeitsweisen, die vielen aufgrund ihrer Studienfächer bisher fremd gewesen waren.

Durch die gewählte Kombination von Theorie und Empirie wurde auch deutlich, daß gerade im Bereich der feministischen Linguistik noch viele Fragen offen sind. Diese Defizite stellen eine Herausforderung für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dar, sich den noch unerforschten Problemen zuzuwenden. So gab die hier vorgestellte Veranstaltung bereits den Anstoß für einige Arbeiten, die das Material noch weiter auswerten bzw. im Seminar nicht angesprochene Aspekte behandeln (z. B. die Zwischenprüfungsarbeit von Gundula Lingner über die Erfahrungen männlicher Teilnehmer im Seminar).

Gezeigt hat sich aber auch, daß eine einigermaßen umfassende und gründliche Bearbeitung des gesamten Seminarvorhabens trotz des außerordentlich hohen Einsatzes und Engagements der Teilnehmenden - vor allem auch außerhalb der Plenumsitzungen - in einem Semester nicht möglich war. Von den Zeitproblemen besonders beeinträchtigt waren die Analysegruppen, die ihre Ergebnisse nicht miteinander vergleichen und somit kein abschließendes Fazit ziehen konnten. Es wäre deshalb zu überlegen, ob solche und ähnliche Projekte sich nicht über einen längeren Zeitraum (etwa zwei Semester) erstrecken sollten, um allen Beteiligten die Möglichkeit zu geben, sich intensiver mit einer Fragestellung zu beschäftigen und ihr dadurch eher gerecht zu werden.

Wichtig erscheint uns, darauf hinzuweisen, daß Veranstaltungen in der Größenordnung dieses Seminars für Studierende wie Lehrende unzumutbare Arbeitsbedingungen darstellen. Es wäre deshalb dringend erforderlich, eine größere Anzahl von Seminaren zu Themen dieser Art anzubieten - betrachtet man/frau die hohe Teilnehmer/innenzahl (66 Personen), so besteht offenbar Nachfrage genug.

Den Zulauf bekam auch die Medienabteilung des Neuphilologikums zu spüren, die dem Ansturm jedoch standhalten konnte. Für die großzügige technische Unterstützung möchten wir ihr an dieser Stelle danken.

Anmerkungen

- 1 Siehe Literaturangabe.
- 2 C. Edelsky, S. 327.
- 3 Ebd., S. 332.
- 4 Vgl. F. Werner, S. 168-170, 251-254.
- 5 Vgl. ebd., S. 12.
- 6 Die verwendeten Transkriptionszeichen bedeuten (s. F. Werner, S. 309):

[= simultane Redebeiträge und Kennzeichnung von Überlappungen

^ = Hervorhebung durch Intonation

Strich unterhalb
der Zeile zwi-
schen zwei Buch-
staben (z.B.

Ahm_ich) = schneller Anschluß zwischen Wörtern.

Die Transkription wurde angefertigt von den Mitgliedern der Analysegruppe G 2: Jochen Bender, Andrea Bürker, Margret Kreher, Emanuel Schürer.

- 7 Siehe Trömel-Plötz: Die Konstruktion konversationeller Unterschiede in der Sprache von Frauen und Männern, S. 295f.

Literatur

Edelsky, Carole: Zwei unterschiedliche Weisen, das Wort zu haben. In: Senta Trömel-Plötz (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt/M. 1984, S. 323-332.

Hellinger, Marlis: Reaktionen auf die "Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs". In: Claudia Opitz (Hg.): Weiblichkeit oder Feminismus? Beiträge zur interdisziplinären Frauentagung Konstanz 1983. Weingarten 1984, S. 67-76.

Henle, Paul (Hg.): Sprache, Denken, Kultur. Frankfurt/M. 1975.

Januschek, Franz: Arbeit an sprachlichen Handlungsmustern. In: OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie) 16/1980, S. 163-192.

Klann, Gisela: Weibliche Sprache - Identität, Sprache und Kommunikation von Frauen. In: OBST 8/1978, S. 9-62.

Opitz, Claudia (Hg.): Weiblichkeit oder Feminismus? Beiträge zur interdisziplinären Frauentagung Konstanz 1983. Weingarten 1984.

Pusch, Luise F.: Das Deutsche als Männersprache - Diagnose und Therapievorschläge. In: Magdalene Heuser (Hg.): Frauen - Sprache - Literatur. Fachwissenschaftliche Forschungsansätze und didaktische Modelle und Erfahrungsberichte für den Deutschunterricht. Paderborn/München/Wien/Zürich 1982, S. 43-59.

Trömel-Plötz, Senta: Die Konstruktion konversationeller Unterschiede in der Sprache von Frauen und Männern. In: Dies. (Hg.): Gewalt durch Sprache. Frankfurt/M. 1984, S. 288-319.

Trömel-Plötz, Senta: Weiblicher Stil - männlicher Stil. In: Dies. (Hg.): Gewalt durch Sprache. Frankfurt/M. 1984, S. 354-394.

Trömel-Plötz, Senta/Guentherodt, Ingrid/Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F.: Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: Magdalene Heuser (Hg.): Frauen - Sprache - Literatur. Paderborn/München/Wien/Zürich 1982, S. 84-90.

Werner, Fritjof: Gesprächsverhalten von Frauen und Männern. Frankfurt/M. 1983.

Gabriele Biskup, Jutta Dornheim,
Eveline Kilian, Gundula Lingner



Gibt es eine spezifische weibliche Form der politischen Kultur? Diese Frage versuchte ein Frauenforschungs-Seminar von Carola Lipp im Wintersemester 1983/84 speziell anhand der politischen Bewegungen der 48er Revolution in Württemberg zu klären. Natürlich stellte sich bald heraus, daß ein Semester dazu nie genügen würde. Doch Fragestellungen und die sich im Laufe des Seminars ergebenden Perspektiven machten viele Frauen so neugierig, daß sie sich dafür einsetzten, das Proseminar in ein mehrsemestriges Projektseminar umzuwandeln - mit dem Ziel, ein gemeinsames Buch zu verfassen (1).

Inzwischen geht das Projekt mit 13 fest mitarbeitenden Frauen ins dritte Semester, mit einer mittlerweile erweiterten und methodisch überarbeiteten Konzeption, die hier kurz umrissen werden soll. (2)

Wir wollen in diesem Projekt versuchen, Fragestellungen der volkswissenschaftlichen und historischen Frauenforschung, Alltags- und Politikgeschichte miteinander zu verbinden. Wenn wir uns also mit den württembergischen Frauen in der Zeit des Vormärz und der Revolution 1848 beschäftigen, heißt das zwar einerseits, daß wir nach dem Anteil der Frauen an den damaligen sozialen und politischen Umwälzungen fragen. Andererseits haben wir aber kein Interesse, auf den Spuren einiger weniger berühmter Frauenrechtlerinnen oder Barrikadenkämpferinnen jener Zeit zu wandeln, ihre Biographien zu schreiben und ihnen in die Arenen männlicher Politik zu folgen. Ganz abgesehen davon, daß wir sowieso keine Hinweise auf explizit frauenrechtlerische oder eigenständige Emanzipationsansprüche formulierende Forderungen von Württembergerinnen gefunden haben!

Unser Interesse liegt vielmehr darin, zu rekonstruieren, wie die Lebenssituationen und Verhaltensspielräume sowohl der "kleinen Frau auf der Straße" als auch der Bürgerin aussahen, und welche kulturellen Muster ihr politisches Handeln bestimmten. Um gleichzeitig ein repräsentatives flächendeckendes als auch tiefergehendes Bild der Erfahrungsräume dieser Frauen zu bekommen, lag die regionale Begrenzung unseres Untersuchungsraumes nahe. Als Quellen haben wir lokale und überregionale Zeitungen, Oberamts- und Ministerialakten, Vereinsakten, Unterschriftenlisten, Strafakten, Schultheißenamts- und Kirchenkonventsprotokolle, Biographien, Nachlässe und dergleichen ausgewertet.

Dabei stellten wir zum einen natürlich fest, daß Frauen in diesen Quellen sehr selten erwähnt und, wenn überhaupt, dann gefiltert durch den Männerblick dargestellt werden. Gerade die Art, wie

über Frauen geschrieben wurde, stellte uns vor methodische Probleme und die Frage, ob zum Beispiel beschriebene Verhaltensweisen wie Schimpfen, Lärmen oder Aufhetzen bei Straßenunruhen typische Verhaltensmuster von Frauen sind oder männliche Stereotypen wiedergeben. Besonders deutlich wird der patriarchalische Blick in den Zeitungen, in denen Normen und Maßstäbe über das richtige Verhalten "anständiger" Frauen aufgestellt werden. Eine genauere Analyse von Zeitungstexten, Karikaturen und Glossen soll uns dabei helfen, etwas über das Bild der Frauen in der bürgerlichen Presse zu sagen, Überzeichnungen und Realität zu unterscheiden, die Wirkungsabsichten der Zerrbilder zu dechiffrieren.

Im Zusammenhang mit diesen Interpretationsproblemen fiel uns zum anderen noch schärfer auf, daß wir zwar einerseits von frauenspezifischen Lebens- und Erfahrungsräumen sprechen können, andererseits aber eine genaue schichtspezifische Unterscheidung machen müssen, die unser gesamtes Konzept vorstrukturiert. Denn wir stellen nicht nur fest, daß die Frauen entsprechend ihrer Herkunft aus verschiedenen Schichten unterschiedliche (Frauen-)Alltagserfahrungen machten. Klar wurde uns auch, daß diesen Erfahrungen unterschiedliche Erwartungen und Haltungen gegenüber der revolutionären Bewegung und dem Staat entspringen, die sich dann 1848 natürlich auch auf das konkrete politische Verhalten der Frauen auswirken.

So bewegen sich zum Beispiel die Unterschichtsfrauen in einem anderen sozialen Raum, der Straße, die für die bürgerlichen Beobachter per se schon als unmoralisch und gerade im Vormärz und 1848 als gefährlicher Ort des Aufruhrs und der politischen, sozialen und moralischen Umwälzung gilt.

Hier sitzen zum Beispiel die Näherinnen mit ihrer Arbeit vor der Haustür, die Wasserträgerinnen eilen die Straße entlang und die Brunnen bilden den Mittelpunkt dieses bunten Treibens. Im Gegensatz also zu den bürgerlichen Frauen, die seit Ende des 18. Jahrhunderts in die Privatsphäre des Hauses verbannt wurden, sind die Unterschichtsfrauen draußen unterwegs. Für sie ist die Straße Arbeitsplatz und Nachrichtenbörse zugleich, hier werden Neuigkeiten ausgetauscht, Preise diskutiert, hier nehmen Gerüchte über Katzenmusiken oder ungerechten Wucher ihren Anfang, deren politische Funktion nicht unterschätzt werden darf. So waren Gerüchte zum Teil Auslöser für die Brotunruhen beispielsweise in Stuttgart und Ulm, deren Ablauf und vor allem die Beteiligung von Frauen wir näher analysieren. Gerade die Prozeßakten und Vernehmungsprotokolle dieser Unruhen erlauben Einsichten in Verhalten und Einstellungen dieser Frauen, warum und wie sie sich an Widerstand und sozialem Protest beteiligen.

Außer den Brotunruhen untersuchen wir noch die Teilnahme von

Frauen an anderen Protestaktionen in der Vormärz- und Revolutionszeit, so zum Beispiel Katzenmusiken. Ansatzpunkte sind für uns in diesen Fällen natürlich immer Oberamts- und Zeitungsberichte, die nicht nur den obrigkeitlichen Blick, sondern auch das Interesse an den Aktionen der Männer in den Vordergrund stellen. Das Handeln von Frauen bleibt in diesen Berichten meist unsichtbar, taucht in Nebensätzen auf. Unsere Frage gilt deswegen aber nur umso stärker den weiblichen Mitteln des Widerstands.

Widerstand im Alltag untersuchen wir auch, wenn wir uns mit der Rolle der Frauen im Bereich der Kleindelinquenz beschäftigen, speziell bei Waldfrevel und Felddiebstahl. Auch hier ist es uns wichtig, vor dem Hintergrund des meist besser untersuchten bzw. dokumentierten männlichen Verhaltens nach anderen weiblichen Erfahrungen, Begründungen und Verhaltensweisen zu suchen.

Ein zweites großes Untersuchungsfeld sind die bürgerlichen Frauen, deren Lebensraum auch andere politische und soziale Verhaltensweisen und -räume bedingt. Ihr Aufenthaltsort ist nicht die gefährliche öffentliche Straße, sondern das Haus. Vor dem öffentlichen politischen Auftreten von Frauen in anderen Ländern werden die Württembergerinnen sogar in den Zeitungen gewarnt - durch sexuell-moralische Diffamierungen bzw. einfach durch ein Lächerlichmachen zum Beispiel der Wiener "Republikanärinnen" und Flinthenweiber.

Nicht sanktioniert, sondern sogar in vaterländischem Interesse waren dagegen weibliche Fürsorge und soziale Mutterschaft, die auf dem Feld der bürgerlichen Wohltätigkeit gebraucht und gefördert wurden. Wir waren erstaunt, wieviele Frauen bereits im Vormärz gerade im Bereich der staatlichen Armenpflege und der bürgerlichen Wohltätigkeit engagiert waren! Über Vereinsanalysen und eine Rekonstruktion der gemeinsamen Aktionen wollen wir nun versuchen, den handelnden Frauen und ihrem politischen Selbstverständnis auf die Spur zu kommen.

Interessanterweise lassen sich auch zwischen wohltätigen und politischen Frauenvereinigungen personelle Verbindungen ermitteln. Damit können wir zwar einerseits die Vereinsaktivitäten der bürgerlichen Frauen unter dem Stichwort "Spenden, Retten, Helfen" zusammenfassen. Andererseits jedoch boten genau diese typisch weiblichen Beschäftigungen gerade im Vormärz und in der Revolution den Frauen die Möglichkeit, öffentliche Aufgaben verantwortlich zu übernehmen, ein städtisches oder gar regionales Forum weiblicher Öffentlichkeit zu bilden.

Eine wichtige Projektfragestellung heißt deshalb, warum und vor allem in welcher Weise Frauen gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den nationalen Diskurs einbezogen wurden. Denn wir finden

sie nicht nur im Lokalwohltätigkeitsverein für verwahrloste Kinder, - sie zupfen auch Charpie für die Verwundeten im Krieg gegen Schleswig-Holstein, sammeln Geld für die deutsche Flotte und sticken die Fahnen der Turnvereine und Bürgerwehren. Durch ihre Kleidung und als weibliche Symbolfigur spielen Frauen auch in der nationalen Festkultur der Revolution eine große Rolle, deren Entwicklung und Bedeutung wir im Projekt nachgehen wollen.

Im Zentrum dieser ganzen Untersuchung steht dabei die Frage, inwieweit zum Beispiel die Frau als "Mutter" und "Braut" in das Geschehen der Revolution miteinbezogen wird, indem zum Beispiel auf Festen ein bestimmtes Geschlechterverhältnis geradezu inszeniert wird.

Von Bedeutung ist bei der zu dieser Zeit stattfindenden Formung des weiblichen Geschlechtscharakters (3) der Einfluß der Schulpolitik, wo eben bestimmte Bilder von Weiblichkeit entworfen werden, die wir an der konkreten württembergischen Diskussion um Erziehung und Mädchenbildung herausarbeiten wollen.

Sabine Kienitz
Sabine Rumpel-Nienstedt

Anmerkungen

- 1 Das Buch wird voraussichtlich im Herbst 1985 im Elster-Verlag Bühl erscheinen.
- 2 Dieses Konzept sowie methodische und inhaltliche Probleme werden näher erläutert in: Carola Lipp, Beate Bechtold, Beate Binder, Tamara Citovics, Steffi Cornelius, Sabine Kienitz, Eva Kuby, Alexandra Lotz, Andrea Pollig, Sabine Rumpel-Nienstedt, Gertrud Schubert, Margit Stephan, Lisa Sterr: Frauen und Revolution. Zu weiblichen Formen politischen Verhaltens in der Revolution 1848 und den Schwierigkeiten im Umgang mit einem komplexen Thema. In: "Die ungeschriebene Geschichte". Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien 1984.
- 3 Siehe dazu: Karin Hausen: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363-393.

Als die Studentinnen am LUI begriffen hatten, daß die Subsumierung unter das angeblich geschlechtsneutrale 'man' Frauen - sowohl als Forscherinnen wie als Erforschte - zu einer Randexistenz im Forschungs- und Wissenschaftsbetrieb verurteilte, fingen sie an sich zu wehren: Seitdem ist viel in Bewegung gekommen! Zugegeben: Studentinnen der Nachbardisziplinen im Fachbereich Sozial- und Verhaltenswissenschaften waren da eine Nasenlänge voraus. Während es zum Beispiel Mitte der 70er Jahre am pädagogischen Institut eine festinstitutionalisierte Frauengruppe im Rahmen der Fachschaft gab, und beim politikwissenschaftlichen Institut Themen wie "Mädchensozialisation" nicht erkämpft werden mußten, hatten die damaligen Studentinnen am LUI andere Bedingungen.

Vor allem durch die Anfang der 70er Jahre einsetzende Hinwendung und Umbenennung der "Volkskunde" zur Empirischen Kulturwissenschaft als Kritik an herkömmlichen positivistischen Methoden der alten Volkskunde, fanden marxistische Kategorien Eingang in das Fach. Der ausgebeutete "kleine Mann" wurde zum Subjekt von Forschung und Lehre. Als Nebenwiderspruch abgestempelt, blieb die "kleine Frau" dabei allerdings auf der Strecke. Frauen konnten sich in den Seminarinhalten nicht wiederfinden. Hinzu kam, daß es am LUI seit Jahren nur männliche Lehrende mit einer festen Anstellung gab und gibt. Das erste von einer Frau gehaltene Seminar im WS 73/74 (Helga Korff: "Kleinstadt in Deutschland, small town in Amerika") blieb für fünf Semester das einzige. Im WS 76/77 bekam wieder eine Frau einen Lehrauftrag (Christel Köhle-Hezinger: "Religiöse Konflikte im Dorf").

Diese ungünstigen Arbeitsbedingungen für Frauen spiegelten sich auch in Themenwahl und -bearbeitung bei Magisterarbeiten wider, unter denen es jahrelang keine Frauenthemen gab. Erst mit dem Erstarken der Frauenbewegung Mitte der 70er Jahre begannen sich Frauen als handelnde Subjekte zu verstehen. Ende der 70er Jahre entstanden so die ersten Magisterarbeiten, in denen Frauen die neueste Frauenliteratur rezipierten, neue Fragestellungen und Herangehensweisen erprobten. Noch mußten sie allerdings ihr Vorgehen und ihre Themenwahl legitimieren, wenn sie die vielfältigen Unterdrückungsmechanismen und Benachteiligungen von Frauen in der kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft zum Gegenstand ihrer Arbeit machten. Erst Anfang der 80er Jahre haben sich die Produktionsbedingungen für Frauen am Institut verändert. Dennoch erwies sich der starre Rahmen scheinbar objektiver "Wissenschaftlichkeit" als Hindernis für Frauenforschung. Claudia Preuschofts Magisterarbeit über die subjektiven und objektiven Bedingungen von Weiblichkeit war der erste Versuch, Diskussionsansätze der Frauenbewegung für kulturwissenschaftliche Fragestellungen zu ver-

arbeiten. Als sie ihre Arbeit im Kolloquium des WS 78/79 vorstellte, prallten die unterschiedlichen Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit aufeinander: Von den Lehrenden wurde die Subjektivität und angeblich unzulässige Verallgemeinerung kritisiert. Dem hielten die Frauen bewußte Betroffenheit und Parteilichkeit als Ausgangspunkt für Frauenforschung entgegen und machten deutlich, daß Frauen aller Klassen und Schichten auf Grund ihres Geschlechts unterdrückt seien. Eine Verständigung war nicht möglich, da zu viele Emotionen und Ängste im Spiel waren. Was blieb, war Wut und Frust auf beiden Seiten.

Doch auch die Lehrenden konnten nicht völlig an den Fragestellungen und Theorieansätzen der Frauenbewegung vorbeigehen. Dies zeigt das im SS 1978 von Utz Jeggle gehaltene Seminar "Hausfrauen", in dem erstmalig - nicht zuletzt auf Grund der engagierten Diskussion von Frauen - Hausarbeit als Reproduktions- und Beziehungsarbeit problematisiert wurde. Für Utz Jeggle lautete die Begründung allerdings anders: das "massenhafte Vorkommen der Hausfrauen" rechtfertigte die Beschäftigung mit dieser Personengruppe.

Die Thematisierung des Lebens- und Arbeitszusammenhangs von Frauen wurde nun konsequent am LUI eingeklagt. Im Rahmen der von der Fachschaft initiierten Diskussion um "Autonome Seminare" forderten Frauen auf einer Institutstagung im WS 81/82 in Inzigkofen zum ersten Mal die Anstellung einer Dozentin und die Durchführung autonomer Frauenseminare als Teil des offiziellen Lehrangebots. Parallel dazu gab es bereits seit 1981 Seminare, in denen die spezifischen Bedingungen des Frauseins behandelt wurden (siehe Seminarberichte). Im SS 1983 fand das erste ausschließlich von Frauen besuchte Seminar "Töchter und Mütter" statt.

Gleichzeitig setzte erneut eine heftige Diskussion über feministische Kritik an herkömmlicher 'männlicher' Wissenschaft ein. Eine schon seit Semestern schwelende Diskussion und Kritik an der Wissenschaftspraxis des Instituts führte dazu, daß im Rahmen des Kolloquiums "Verhältnis zu den Nachbardisziplinen" (WS 1983/84) Frauen in einem Arbeitskreis "Fragen der Frauenforschung" einen der drei Themenkomplexe bestritten. Zu dessen Vorbereitung wurden mehrere Frauenvollversammlungen einberufen, aus denen im August 1983 das Frauenforum hervorging. Insgesamt können wir als Erfolg verbuchen, daß sich am Institut eine neue Sicht auf den Alltag der unteren Schichten durchsetzt: es gibt kaum ein Seminar, in dem der Frauenaspekt unter den Tisch fällt.

Tamara Citovics
Andrea Hauser

ÜBERBLICK ÜBER LEHRVERANSTALTUNGEN ZU GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN FRAGESTELLUNGEN UND FRAUENFORSCHUNGS-ARBEITEN AM LUI

Da wir nicht aus allen, besonders den älteren Seminaren, Berichte einholen konnten, zitieren wir hier zum Teil die Ankündigungstexte aus kommentierten Vorlesungsverzeichnissen, um wenigstens über die Fragestellungen zu informieren.

■ SS 1978

Utz Jeggle

Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: die Hausfrau.

Die Übung ist als themenzentrierte Einführung in die Methode des Faches geplant. (Grundstudiumsveranstaltung I.2.). Am Beispiel der Hausfrau sollen kultur- und sozialgeschichtliche Betrachtungen und Analysen angestellt werden, die allerdings nicht von der gegenwärtigen Situation und ihren Problemen losgelöst sein sollen. Ziel ist es, die heutigen Schwierigkeiten aus ihrer Geschichte verstehen zu lernen. Die Hausfrau scheint als Exempel besonders gut geeignet, nicht nur wegen ihres massenhaften Auftretens, sondern auch, weil sie am Schnittpunkt von Arbeit und Freizeit steht und bestimmte Probleme unserer Gesellschaft in ihrem Lebensschicksal zusammenschließen - ohne daß sie es unbedingt merkt. (Aus dem kommentierten Vorlesungsverzeichnis)

■ SS 1981

Jutta Dornheim

Frauen in der Volksmedizin

Im Mittelpunkt des Seminars stand die Situation von Frauen als medizinisch handelnde und behandelte Bevölkerungsgruppe im 18. und 19. Jahrhundert. Im Zusammenhang damit interessierten exemplarische "Frauensituationen" wie Schwangerschaft und Geburt in ihrer Abhängigkeit von gesellschaftlichen und lebensweltlichen Bedingungen. Darüber hinaus waren die Ende des 18. Jahrhunderts formulierten frauenspezifischen Verhaltenserwartungen und -zuweisungen zu untersuchen und in ihren sozialgeschichtlichen Kontexten zu verorten.

Nachdem wir Modelle des Zugangs zu den historischen Erscheinungsformen von Gesundheit und Krankheit im Hinblick auf unser Erkenntnisinteresse diskutiert hatten, beschäftigten wir uns mit der Entwicklung des Hebammenwesens im Herzogtum und im Königreich Württemberg als Teil der Rahmenbedingungen weiblicher Lebensvollzüge dieser Zeit. Dabei waren auch Entwicklungsaspekte der Schulmedizin zu betrachten: Vor allem ihre im 18. Jahrhundert einsetzende Verprofessionalisierung, verbunden mit berufsständischen Interessen, war bestimmend dafür, daß aus geburtshilflichen Tätig-

keiten von Frauen ein Beruf wurde, dessen Wissensvorräte, Versorgungspraktiken, Zugangs- und Ausbildungswege die Medizin zunehmend kontrollierte, bis schließlich das Berufsbild "Hebamme" medizinisch definiert war.

Die geburtshilfliche und medizinische Versorgung von Frauen untersuchten die Seminarteilnehmer/innen anhand der Situation weiblicher Dienstboten und Ammen in einem Gebärd- und Findelhaus sowie anhand der Schwangerschafts- und Krankengeschichte einer schwäbischen Bäuerin, die der Arzt F. B. Osiander ausführlich aufgezeichnet hat und die wir mit Krankengeschichten in anderen Quellen verglichen.

Frauenspezifische Verhaltenserwartungen wurden im Seminar anhand der populären Schriften des Mediziners und Kulturhygienikers F. A. Mai analysiert, der selbst als Ausbilder von Hebammen und Krankenpflegepersonal tätig war und als einer der Vorbereiter des heutigen Gesundheitswesens gilt. Vor allem in seinen "Medizinischen Fastenpredigten" (1793/94) entwarf er ein System von Geschlechtscharakteren und gab Verhaltensanweisungen für Frauen und Männer von einem bevölkerungspolitischen Standpunkt aus. Ohne der Vermittlungsproblematik solcher Systeme nachgehen zu können, untersuchten wir schließlich einige der (von Medizinern erstellten) Volksmedizinensammlungen des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf darin enthaltene frauenspezifische Vorstellungen und Verhaltensnormen.

■ SS 1981

Carola Lipp

Partnerwahl und Heiratsverhalten im kulturellen Wandel.

■ SS 1981

Claudia Schöning-Kalender

Fremder Alltag: Türkische Frauen in der Bundesrepublik.

Zwar sind türkische Frauen ein längst vertrauter Anblick in unserem Straßenbild, und auch für die Medien sind sie hin und wieder ein Thema mit exotischem Reiz; doch ist ihr Alltagsleben (Familie, Arbeitsplatz, Herkunft, Erfahrungen, Gewohnheiten, Ängste, Träume) uns ebenso fremd und unzugänglich geblieben, wie unser Alltag ihnen fremd ist. Vorurteile und Klischees auf beiden Seiten haben ebenso wie real vorhandene kulturelle und soziale Unterschiede dazu beigetragen, daß türkische Frauen in der BRD weitgehend nur als statistische Personen oder aber als Exoten mit buntem Kopftuch und geblühtem Rock über kariertter Hose wahrgenommen werden. Selbst intensive Bemühungen von Gruppen oder Personen, die sich mit "Gast"arbeiterproblemen befassen, scheitern häufig an Normen und Wertmustern, denen die türkischen Frauen unterliegen - in der fremden Umgebung oft noch stärker als in ihrer Heimat. Im Seminar soll, zumindest ansatzweise, versucht werden, diese Fremdheit abzubauen bzw. die Faktoren, die sie bedingen, heraus-

zuarbeiten. Schwerpunkte sind dabei a) die Situation der Frauen in der Türkei (Entwicklungsland/Islam/Grundrechte), b) migrationsbedingte Veränderungen und deren Bewältigung im Alltag in der BRD und c) Sozialisation türkischer Mädchen in der zweiten Generation.

■ WS 1982/83

Hermann Bausinger

Weiblich/männlich - Zum Wandel von Leitbildern.
(Auf Vorschlag der Fachschaft)

Es liegt auf der Hand, daß das (von Studierenden vorgeschlagene) Thema vor allem durch die lebhafteste feministische Diskussion der letzten Jahre provoziert ist. In dem Seminar geht es jedoch nicht explizit um die Auseinandersetzung mit den neu entworfenen Frauen- und Männerbildern, sondern um eine historische Annäherung an geschlechtsspezifische Leitbilder (selbstverständlich unter 'nicht-phallischer' Perspektive).

Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Thema (Was heißt Leitbild? Wie entstehen Leitbilder, wie werden sie vermittelt, wie vergehen sie?) könnten einzelne Bereiche aufgearbeitet werden, die als ebenso wirksame wie unauffällige Vermittlungs- und Sozialisationsinstanzen dienen: Wohnformen - Kleidung - Spielzeug - (Jugend-)Literatur - Massenkultur - Witze und didaktische Erzählungen - populärer Wandschmuck - Umgangsformen - moralische Maximen usw. Wie die Schwerpunkte - sachlich und hinsichtlich der historischen Eingrenzung - gesetzt werden, soll in der Eingangsdiskussion geklärt werden.

■ WS 1982/83

Katrin Pallowski

Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Literatur zur Situation lohnabhängiger Frauen in der BRD.

Angekündigt war im WS 1982/83 ein Seminar über den "Werkkreis Literatur der Arbeitswelt" mit dem Schwerpunkt auf dessen Frauenliteratur. Zur ersten Sitzung kamen ca. 50 Frauen und 5 Männer: angelockt hatte mehr das Frauenthema als der Werkkreis, wobei die einen sich mehr für die Frauenliteratur (v.a. Germanistinnen), die anderen mehr für den Aspekt Frauenalltag interessierten. Diese letzteren benutzten die Literatur mehr als Quelle und vernachlässigten teilweise ganz die Frage der literarischen Qualität der Texte.

An der sozialen Zusammensetzung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer fiel auf, daß über die Hälfte Berufs- oder zumindest intensive Joberfahrungen hatte und ein Drittel von ihnen - z.T. aktive - Gewerkschaftsmitglieder war, mit der Folge, daß auch Informationen über die gegenwärtige Arbeit der gewerkschaftlichen Frauenausschüsse und Erfahrungen über die Stellung von Frauen in den örtlichen Gewerkschaften in die Diskussion eingebracht wurden.

Zudem waren einige Frauen Mitglieder in der Bürgerinitiative zur Rettung der von Schließung bedrohten Fabrik Zanker in Tübingen und hatten Interviews mit Zanker-Frauen gemacht, die sie im Seminar vorstellten.

Den Studentinnen und Studenten wurde empfohlen, selbst einen Text zum Thema "Beobachtungen über eine berufstätige Frau" zu schreiben. Das Genre sollte frei gewählt werden. Die meisten brachten einen Text und waren auch bereit, ihn vorzulesen. Es kamen Interviews und Gesprächsprotokolle, Kindheitserinnerungen über die Heimarbeit der Mutter, Erzählungen über den ersten Arbeitstag, die Chefin, eine Kollegin oder eine Freundin.

Die Besprechung von Inhalten und Darstellungsformen der eigenen Texte bereitete die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die Lektüre der Werkkreis-Frauenliteratur, u.a. Bücher über die Situation der lohnabhängigen Frau in der BRD, vor. Dazu wurden Arbeitsgruppen zu bestimmten Alltagsaspekten gebildet, die sich mit der Literatur dazu beschäftigten. Da das inhaltliche Spektrum der besprochenen Literatur sehr breit ist und u.a. von der Lage der berufstätigen Hausfrauen und Mütter, von ausländischen Arbeiterinnen, Frauen in der Gewerkschaft, Frauenausschüssen in der Nachkriegszeit handelt, kam am Ende ein Überblick über die Vielfalt von Erfahrungen und Problemen berufstätiger Frauen in der BRD seit ihrem Beginn bis heute heraus.

■ SS 1983

Karen Ellwanger/Susanne Sackstetter

Frauen in den 20er Jahren - Alltag und Selbststilisierung in Stadt und Land

In der Gesellschaft der 20er Jahre kommen neuartige Bilder über die Frau ("Typ") in Umlauf - und werden bis in die Provinz transportiert.

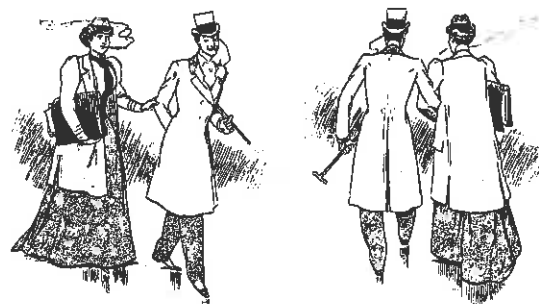
Welchen Spielraum haben nun Frauen verschiedener bürgerlicher Subschichten, ihren Alltag und die Vorstellung über die "neue Frau" zusammenzubringen? In welche Richtung stilisieren sie sich selbst, welche Mittel stehen ihnen dazu zur Verfügung?

Diesen Fragen soll anhand des Phänomens Kleidung nachgegangen werden. Gedacht ist an einen Vergleich Stuttgart/Kusterdingen.

■ WS 84/85

Katrin Pallowski

Die Wohnung - das Reich der Frau?



■ SS 1983

Carola Lipp

Töchter und Mütter. Probleme der reproduktiven Adaptation.

"Es sind immer die Töchter, die gefressen werden".

Subjektivität und Wissenschaft in einem Frauenseminar.

Mütterlichkeit und Muttersein zwischen biologischer Determination und gesellschaftlicher Bedingtheit - von diesem Thema fühlten sich so viele Frauen angesprochen, daß das Seminar "Töchter - Mütter" von Carola Lipp im SS 1983 schier aus den Nähten platzte. Bei dem großen Ansturm sowohl von den jungen Frauen - den Töchtern, als auch von den älteren - Töchter und Mütter zugleich, wurde es schwierig, alle Ansprüche einzulösen. Denn neben den inhaltlichen Fragestellungen sollte auch und vor allem die eigene Betroffenheit gerade bei diesem Thema nicht zu kurz kommen.

Ziel des Seminars war zunächst, Subjektivität bewußt zuzulassen und sogar zu fordern, sich mit eigenen und den Erfahrungen anderer Frauen zu konfrontieren, der eigenen "Geschichte" gegenüberzutreten. Die von der Vorbereitungsgruppe gewählte Technik des subjektiven Einstiegs über das Schreiben von Geschichten forderte, daß die Teilnehmerinnen Geschichten über ihre Mutter, das Verhältnis zu ihr, Gedanken über Anderssein oder Ähnlichkeiten, Schlüssel-situationen ihrer Beziehung zur Mutter aufschreiben sollten.

Natürlich wirkte diese Art des Seminar-Einstiegs auf viele Frauen erst einmal verunsichernd. Doch es stellte sich bald heraus, daß dieses Mittel es einerseits erlaubte, Gefühle mitzuteilen, über Erfahrungen zu sprechen, ohne vor den anderen in einen Geständniszwang zu geraten oder in der reinen Nabelschau stecken zu bleiben: Durch die eigene Betroffenheit angeregt, entwickelte sich andererseits eine viel größere Bereitschaft zu problemorientiertem Denken, Aufeinanderzugehen in Kleingruppendiskussionen und Kritikfähigkeit inhaltlicher Fragen.

Vor allem ermöglichte der persönliche Einstieg in das Seminar-Thema, vorher noch diffuse, eigene Probleme als Tochter oder Mutter zu reflektieren, Selbst-Erfahrenes bewußt zu machen. - Diese Erfahrungen blieben jedoch bei der sich anschließenden Aufarbeitung des Themas nicht außen vor. So konnte bei dem folgenden theoretischen Teil über soziobiologische, strukturelle und psychoanalytische Bedingungen der Mutter-Tochter-Beziehung bzw. den zugrundeliegenden Vorstellungen von Weiblichkeit noch auf eigene Erfahrungen zurückgegriffen werden.

Kulturgeschichtliche Fragen nach der Stellung der Frau als Tochter bzw. Gattin und Mutter in der eigenen sowie in fremden Kulturen wie auch die Frage nach der Historizität und Entwicklung der Begriffe wie "Mutterliebe" und Mütterlichkeit im 18. und 19. Jahrhundert bildeten sozusagen das Kernstück des Seminars.

Den Bogen wiederum zur Gegenwart und damit auch zur Konfrontation mit den eigenen Müttern schlug das Problem der politischen Einsetzbarkeit einer Mütterlichkeitsideologie, das im Seminar heiß

diskutiert wurde. Den Abschluß und zugleich den Anschluß an die Ebene der persönlichen Betroffenheit, wie sie zu Seminarbeginn eingebracht worden war, bildete die Debatte über die "neuen Mütter" der 80er Jahre und die Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen, Ängsten und Lebensentwürfen der Seminarteilnehmerinnen.

Sabine Kienitz

Christa Specht

■ WS 1983/84

Carola Lipp

Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit? - Württembergische Frauen in der Revolution 1848/49.

(Siehe Extra-Bericht in diesem Heft).

■ SS 1984

Jutta Dornheim

Zum Verhältnis von Geschlechtszugehörigkeit, Sprechen und Sprache.

(Siehe Extra-Bericht in diesem Heft).

■ SS 1984

Karen Ellwanger/Margret Gröner

Weibliche Ästhetik - Über weibliche Produktionsweise und geschlechtsspezifische populäre Schönheitsvorstellungen.

Der rote Faden dieses Frauenseminars war die Fragestellung: Wie weit ist das, was unter dem Schlagwort "Weibliche Ästhetik" zusammengefaßt wird, unterschiedliche Projektion von Weiblichkeit, die sich parallel zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt? Oder, wie weit entspringt es tatsächlich spezifischer Wahrnehmungs- und Erfahrungsorganisation von Frauen (z.B. der Struktur von Hausarbeit: Prozeß- statt Produktorientierung, ständige Wiederholungen?). Ergebnis war, daß diese beiden Sehweisen heute nicht mehr voneinander zu lösen sind, daß es nicht darum gehen kann, Bilder, die sich eine (Männer-)Gesellschaft über Frauen gemacht hat, einfach wegzuwerfen: Es sind zuviel Energien von uns in diesen Bildern gefangen. Wir müssen sie deshalb von uns aus umnutzen. Entlang der zentralen Fragestellung war das Seminar in folgende Blöcke aufgeteilt. A: Projektionen auf weibliche Schönheit. Hier ging es um den Zusammenhang von Geschmacksbildung und weiblichem Schönheitsideal seit dem 18. Jahrhundert einerseits und um eine kleine empirische Untersuchung zu Medienschönheit und subjektiven Schönheitsvorstellungen heute andererseits. B: Körper - Bereich zwischen fraulicher Normierung und weiblicher Aneignung (Körper als Arbeitsfeld: Schönheitspflege, Durcharbeitung durch Sport). C: Literatur im Film.

Magisterarbeiten

- Helga Vogel: Das Frauenbild im Film. MA Tübingen 1973
- Gisela Ott: Das Erziehungs- und Bildungsideal im Mädchenbuch der Jahrhundertwende. MA Esslingen 1979
- Karen Ellwanger: Das Kleid und sein Preis. Kleidung und Alltag der Frauen im Stuttgart der zwanziger und dreißiger Jahre. MA Tübingen 1980
- Claudia Preuschoft: Reflexe - bürgerliche Weiblichkeitsbilder im Erleben von Frauen. MA Tübingen 1980
- Gudrun König: Frauen nach 1945. Alltagserinnerungen. MA Tübingen 1982
- Gabriele Kösters: Der Muttertag. 1922-1952 in Tübingen. MA Tübingen 1983
- Andrea Bek, Inge Landwehr, Regine Zennß: Politisches Verhalten und psychisches Erleben von Frauen im Nationalsozialismus. Psychobiographische Analysen. MA Tübingen 1984
- Andrea Hauser: "Frauen für den Frieden". Politisches Handeln von Frauen in Stuttgart nach 1945. MA Tübingen 1984
- Eva Niklaus: Vom Mädchen zur Frau. Eine historische und empirische Untersuchung zur Entwicklung weiblicher Identität bei Jugendleiterinnen, aufgezeigt am Beispiel christlicher Pfadfinderinnen. Diss. Tübingen 1984
- Hildegard Grieser: Frauenarbeit am Beispiel von Daimler-Arbeiterinnen. MA Tübingen 1984

Aufsätze

- Jutta Dornheim: Vorstellungen zur "körperlichen und sittlichen Bildung" der Frau in populärmedizinischen Schriften an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Referat beim 4. Historikerinnentreffen Berlin März 1983
- Jutta Dornheim: "Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht" - Inkongruente Erfahrungen in heiklen Feldsituationen. In: Utz

Jegggle (Hg.): Feldforschung. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Bd. 62. Erscheint 1984

- Jutta Dornheim: Zum Zusammenhang zwischen gegenwarts- und vergangenheitsbezogener Medikalkulturforschung - Argumente für einen erweiterten Volksmedizinbegriff. In: Hessische Blätter für Volkskunde. Sonderband: Volksmedizinforschung. Erscheint Ende 1984
- Andrea Hauser: Frauenöffentlichkeit in Stuttgart nach 1945 - Gegenpol oder hilflos im Abseits? In: Anna Freier/Annette Kuhn (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Bd. V. Düsseldorf 1984
- Gudrun König: "Man hat vertrennt, vertrennt und wieder vertrennt". Erinnerungen an den Nachkriegsalltag. In: Anne Freier/Annette Kuhn (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Bd. V. Düsseldorf 1984
- Carola Lipp: Ledige Mütter auf dem Dorf. Zum Zusammenhang von Verehelichungsbeschränkungen und Illegitimität im 19. Jahrhundert. In: Dokumentation 4. Historikerinnentreffen Berlin 1983, S. 308-314
- Carola Lipp: Gerettete Gefühle? Überlegungen zur Erforschung der historischen Mutter-Kind-Beziehung. In: SOWI Jg. 13, 1984, Heft 2, S. 59-73
- Carola Lipp, Beate Bechtold, Beate Binder, Tamara Citovics, Steffi Cornelius, Sabine Kienitz, Eva Kuby, Alexandra Lotz, Andrea Pollig, Sabine Rumpel-Nienstedt, Gertrud Schubert, Margit Stephan, Lisa Sterr: Frauen und Revolution. Zu weiblichen Formen politischen Verhaltens in der Revolution 1848 und den Schwierigkeiten im Umgang mit einem komplexen Thema. In: "Die ungeschriebene Geschichte". Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien 1984
- Susanne Sackstetter: "Wir sind doch alles Weiber". Gespräche unter Frauen und weibliche Lebensbedingungen. In: Utz Jegggle (Hg.): Feldforschung. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Bd. 62. Erscheint 1984

DER START: RANDBEMERKUNGEN ZUR ERSTEN VOLKSKUNDLICHEN FRAUENTAGUNG

Unsere Erfahrung mit der Vorbereitung der ersten Tagung der Kommission "Frauenforschung" hat uns gezeigt, daß frau nur einen Stein anstoßen muß, um eine Lawine auszulösen. Wer hätte auf der Gründungsversammlung der Kommission im September 1983 gedacht, daß ein Jahr später 250 Frauen auf einem 'veritablen Kongreß' über Frauenforschung diskutieren würden. Als wir auf dem DGV-Kongreß in Berlin mit dünnen Worten einen Arbeitskreis forderten, der "einen regelmäßigen fachinternen Austausch über die Forschung zu weiblichen Lebenszusammenhängen in Gang setzt", war nicht zu erwarten gewesen, daß dieses Unternehmen so rasch aufblühen würde. Das Bedürfnis nach "einem Forum zur Diskussion der speziellen Forschungsbedingungen und -methoden von Wissenschaftlerinnen", wie es weiter in dem gemeinsam formulierten Antrag hieß, scheint in der Tat groß zu sein.

Daß sich über 30 Referentinnen angemeldet haben, zeigt aber auch, daß bereits viele Frauen als Einzelkämpferinnen Frauenforschung betreiben, ohne daß das Fachpublikum davon Notiz genommen hätte. Unser breitgefächertes Programm spiegelt deshalb nicht nur den Stand oder besser die Anfänge der volkskundlichen Frauenforschung wider, sondern auch die Vielfalt und das weite Spektrum unseres Faches. Der Entschluß des ersten Freiburger Vorbereitungstreffens, eine große Überblicksveranstaltung zu machen, war insofern richtig; wobei auch klar war, daß am ehesten die Tübingerinnen von ihrer personellen Kapazität her in der Lage waren, die Tagung zu organisieren.

Ausgehend von der beim zweiten Vorbereitungstreffen in Marburg entwickelten inhaltlichen Konzeption der Tagung haben wir Tübingerinnen uns bemüht, Arbeitsgruppen mit in sich stringenten Diskussionszusammenhängen zu schaffen. Da Frauenforschung in anderen Fächern eine sehr viel längere Tradition hat als in der Volkskunde, haben wir zu einzelnen Themen auch Referentinnen aus verwandten Disziplinen eingeladen. Dies haben uns nicht zuletzt viele Privatspenden und eine großzügige finanzielle Förderung durch das Bundesministerium und das Landesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit ermöglicht. Unterstützung haben wir schließlich auch durch die Tübinger Vereinigung für Volkskunde erhalten und durch das Ludwig-Uhland-Institut, in dessen Räumen wir tagen.

In der Tagung steckt aber vor allem, und dies darf frau ohne Larmoyanz feststellen, eine große Menge unbezahlter Frauenarbeit, hartnäckiger, feministischer Optimismus, wissenschaftlicher Elan und Nerven. Unabhängig davon, ob die Tagung nun organisatorisch und inhaltlich ein Erfolg wird, ist daher zu fragen, ob bei der notwendigen weiteren Institutionalisierung solcher Treffen der

Kommission "Frauenforschung" dies in Form solcher Überblickstagungen geschehen soll, oder ob wir uns für eine kleine Lösung entscheiden und lieber häufigere, aber begrenzte und themenbezogene Tagungen durchführen sollen. Dies wird sicher ein vorrangiger Gegenstand der Diskussion auf der Plenumsversammlung am Freitag, den 2. November sein.

Beate Binder, Tamara Citovics, Irmtraud Farrenkopf,
Andrea Hauser, Sabine Kienitz, Gudrun König,
Eva Kuby, Carola Lipp, Christa Specht



FRAUEN IN DER VOLKSKUNDE

1. Tagung der Kommission "Frauenforschung" in der
Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V.
Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut
2.-4. November 1984

Programm

Freitag, 2. November 1984 LUDWIG-UHLAND-INSTITUT

9h30 Eröffnung und Begrüßung
LUI
Bibliothek

10h15 - 12h30 Soziale Bedingungen des Mutterwerdens
LUI
Bibliothek

Annette Becht, Marburg
Die Rolle der Frau während der Schwangerschaft,
Geburt und Wöchnerinnenzeit. Eine soziokulturelle
Studie zur Lebenssituation der Frau.

Eva Koch-Klenske, Berlin
"Kinderwunsch" oder Verhütungselend? - Über einige
Ideologeme der Generativitätsforschung.

Herma Klar, Tübingen
Verbrechen aus verlorener Ehre? Eine Untersuchung
über Kindsmörderinnen auf dem Lande im 19. Jahr-
hundert.

10h15 - 12h30 Vereine und Männerbünde
Schloß
Rundturm

Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung,
Freiburg
Frauen im Verein. Zur geschlechtsspezifischen
Betrachtungsweise am Beispiel der Vereinsforschung.

Edith Weinlich, Wien
Die Frauen schauen zu. Über die langen Vorberei-
tungen zu einem Fasnachtsumzug in Tirol.

10h15 - 12h30 Frauen im Faschismus
LUI
Übungsraum

Politisches Verhalten (1)
Andrea Heß, Inge Landwehr, Regine Zennß, Tübingen

Politisches Verhalten und psychisches Erleben
von Frauen im Nationalsozialismus. Psychobiogra-
phische Analysen.

Ursula Schlude, Erlangen
Die Mutter und das Winterhilfswerk. Überlegungen
zum erzählerischen Gehalt eines Interviewaus-
schnitts. (Bäuerinnenprojekt Erlangen)

14h00 - 17h00 Politisches Verhalten von Frauen (2)
LUI
Übungsraum

Cornelia Rühlig, Frankfurt
Mädchenalltag im Nationalsozialismus.

Andrea Hauser, Tübingen
Frauenalltag und Politik nach 1945. Handlungsmu-
ster und Selbstbilder politisch aktiver Frauen
in Stuttgart.

14h00 - 17h00 Frauen und Kleidung
Schloß
Rundturm

Gabi Mentges, Marburg
Frauenleben auf dem Land. Eine Untersuchung anhand
des Kleidungsverhaltens in dem hessischen Trach-
tengebiet Schwalm.

Gitta Böth, Cloppenburg
Kleidungs-geschichte als Zivilisationsgeschichte.

14h00 - 17h00 Ausländische Frauen in der BRD
LUI
Bibliothek

Claudia Schöning-Kalender, Mannheim/Tübingen
Türkische Frauen in der Bundesrepublik: Isolation,
Integration, Emanzipation.

Stefanie Rothenburg-Unz, Reutlingen
Akkulturationsprobleme sizilianischer Frauen in
der Bundesrepublik. (Arbeitstitel)

PLENUM

18h00 - 20h00 Frauen in der Volkskunde
Kupferbau
Hörsaal 21

Carola Lipp, Tübingen
Frauenforschung in der Volkskunde. Einige Über-
legungen.

Berichte aus den einzelnen Instituten zum Stand der Frauenforschung und der Berufssituation der Frauen in der Volkskunde der BRD, Österreichs und der Schweiz.

Birgitte Rørbye
Women's Folkloristics in Denmark

Libuše Volbrachtová, Tübingen
Frauen in der tschechischen Volkskunde

FEST

20h30

"ELLE" statt "LUI"

Frauenfest im Ludwig-Uhland-Institut. Öffnung des Schloßtors ab 20h30 jede halbe Stunde.

Samstag, 3. November 1984

9h00 - 12h00
Brecht-Bau
Raum 036

Frauen im Museum

Karen Hagemann, Insa Tjarks, Erika Wulf, Hamburg
Auf der Suche nach unserer Geschichte. Bericht über die Zielsetzung, die Arbeitsweise und Erfahrung des Arbeitskreises "Frauen im Museum der Arbeit e.V."

Maria Kundegraber, Graz
Arbeitserfahrungen von Frauen im Museum und Umsetzungsmöglichkeiten.

9h00 - 12h00
Brecht-Bau
Raum 120

Film-Workshop

Karen Ellwanger, Eva Warth, Tübingen
Frauenbilder im Film der Vierziger Jahre am Beispiel des Spielfilms "Frau meiner Träume" (Marika Röck, 1944).

9h00 - 12h00
Brecht-Bau
Raum 031

Frauenerwerbsarbeit in der Bundesrepublik

Hildegard Griebner, Tübingen
Arbeiterinnen bei Daimler Benz.

Katharina Steffen, Zürich
Taxifahrerinnen in Frankfurt.

9h00 - 12h00
Brecht-Bau
Raum 027

Frauenleben auf dem Land (1)

Margarete ABfalg, Doris Janshen, Berlin
Vom Existenzkampf zur existenziellen Kampfbeziehung? Arbeit und Liebe von Landfrauen im Wandel (Hohebachprojekt).

Heidi Staib, Tübingen
"Mich hat man braucht". Entwicklungsstrukturen bäuerlicher Frauenarbeit und ihre subjektive Wahrnehmung in lebensgeschichtlichen Interviews (Kusterdingenprojekt).

STADTFÜHRUNG

13h00 - 14h30
Marktplatz

Gudrun König, Tübingen
Frauenplätze in Tübingen

15h30 - 17h30
Brecht-Bau
Raum 031

Raum für selbstorganisierte Gruppen

Hildegard Gerlach, Freiburg
Frauen, die "hexen". Methodische Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung am Beispiel Hexe.

15h30 - 18h30
Brecht-Bau
Raum 027

Frauenbilder in der Trivialliteratur

Gisela Ott, Tübingen
Ambivalenzen der Mädchenbildung in der höheren Töchtererziehung der Jahrhundertwende.

Irmtraud Farrenkopf, Tübingen
Das Frauenbild in Dorferzählungen des 19. Jahrhunderts.

9h00 - 12h00
Brecht-Bau
Raum 036

Frauenleben auf dem Land (2). Zur biographischen Methode.

Bärbel Brugger, Tübingen
Frauenleben auf dem Land in Lebenserinnerungen. (Kusterdingenprojekt).

Susanne Sackstetter, Tübingen
Emotionale Beziehungen und Lebensformen von Frauen auf dem Land. (Kusterdingenprojekt).

Dagmar Burkhart, Berlin
Zur autobiographischen Methode in der volkskundlichen Frauenforschung. Gespräche mit jugoslawischen Frauen.

Sonntag, 4. November 1984 vormittags

PODIUMSDISKUSSION

10h00 - 13h00 Frauen fragen Frauen. Probleme der Feldforschung

Diskussionsleitung: Jutta Dornheim, Tübingen
(Emp. Kulturwissenschaft)

Es diskutieren: Ina-Maria Greverus, Frankfurt
(Kulturanthropologie)
Maya Nadig, Zürich
(Ethnopschoanalyse)
Annemarie Tröger, Hannover
(Soziologie)
Dorothee Wierling, Hagen
(Geschichte)

SCHLUSSDISKUSSION

14h30 Gudrun König, Tübingen
Frauenplätze in Tübingen. Stadtführung.

PS: Leider hat Frau Dr. Sigrid Jacobeit, Berlin (DDR), die über den "Weg antifaschistischer Frauen in der DDR" berichten wollte, keine Ausreisegenehmigung erhalten.

Ein Thesenreader zur Tagung liegt vor. Nähere Informationen sind erhältlich bei: Frauenforum Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, 7400 Tübingen.

Redaktion dieses Heftes: Beate Binder, Tamara Citovics, Irmtraud Farrenkopf, Andrea Hauser, Sabine Kienitz, Gudrun König, Eva Kuby, Carola Lipp, Christa Specht; Dank für die Rose: der Setzer, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen.

HERAUSGEGEBEN VON DER TÜBINGER VEREINIGUNG
FÜR VOLKSKUNDE E.V.

Nr. 27	Dezember 1984
I N H A L T:	
Noch einmal: Instituts-Nachkriegsgeschichte	S. 1
Projekt: Wallfahren heute	4
Arbeitsgruppe: Frauen im Wandervogel	8
Arbeitskreis "Herbstblätter": FAZ, Bild und die Friedensbewegung	22
Fachschaft: Erleichterung mit Pferdefuß	25
Rollentausch: Mr. Bausinger (Eugene) - Herr Toelken (Tübingen)	29
Vereinsnachrichten	34
Institutsnachrichten	34
Semesterprogramm WS 1984/1985	36

NOCH EINMAL: INSTITUTS-NACHKRIEGSGESCHICHTE

"Das Ludwig-Uhland-Institut arbeitet wieder" - diese Nachricht wäre an sich nichts Sensationelles, schließlich befinden wir uns mitten im Semester und da kann das ja wohl erwartet werden. Freilich bezieht sich dieser Satz auch gar nicht auf heute, sondern er steht als Überschrift über einem Artikel, der im Januar 1949 in der "Schwarzwälder Post" erschien.

Anlässlich des 80. Geburtstags von Prof. Dr. Helmut Dölker hatte sich Hermann Bausinger im vorletzten Heft (Nr. 25, Juni 1984) ja bereits mit den ersten Nachkriegsjahren unseres Instituts beschäftigt, mit Namen, Personen, Lehrprogrammen, die damals für den "Neuanfang" standen. Jetzt ist aus den Tiefen des Instituts - im wörtlichen Sinn: Fundort war der "Pferdestall" - also noch ein Dokument unserer Neuzeit-Geschichte aufgetaucht, das wir der Öffentlichkeit nicht vorenthalten wollen.

Dabei handelt es sich um einen Artikel des damals im Bereich der Lehrerbildung tätigen Dozenten Dr. Schmidt-Ebhausen, der zwar nicht dem Institut angehörte, sich jedoch intensiv besonders mit der Erkundung von Sitte und Brauch im Dorf beschäftigte, und der hier recht unbefangen auf Geschichte und (Nachkriegs)Gegenwart des Instituts zu sprechen kommt. Beachtenswert vor allem der Schluß: Das LUI als "Hort deutscher Wissenschaft, Forschung und Lehre". Manche von uns wußten bisher wohl gar nicht, in welches Schatzkästlein sie da eingetreten sind. Oder ging's mit diesem Hort dann vielleicht auch wie mit dem der Nibelungen: Versank er durch die Zeitläufte im Rhein, pardon, im Neckar?

Es ist immer ein Erlebnis besonderer Art, die steile Burgsteige zum ehrwürdigen Tübinger Schloss emporzupilgern, zumal wenn man nach Jahrzehnten der alten Musenstadt wieder einen Besuch abstattet. Heute verweilen wir nicht in dem mächtigen Vierkant des Schloßhofes, sondern streben durch ein Treppengewölbe der ehemaligen "Kalten Herberge" vor dem Schänzle zu, die in ihren mittelalterlich anmutenden Räumen und in dem ihr angegliederten "Haspelturm" eines der zur Landesuniversität gehörenden wissenschaftlichen Institute birgt. Unser Besuch gilt dem "Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung", das unter diesem Namen im Winter 1947/48 seine Arbeit wieder aufgenommen hat.

Der Haspelturm erinnert heute nur noch durch seinen sonderbaren Namen an seine ursprüngliche dunkle Bestimmung. Hier wurden einstmals Gefangene in ein finsternes, von keinem Sonnenstrahl erhelltes und durch keine Tür zugängliches Verließ mittels einer besonderen Vorrichtung hinuntergehaspelt. Die schönen Kreuzgewölbe im Unterschoß enthielten den alten Backofen der früheren Schloßbesatzung. Heute dienen die ehemals von Waffengeklirr, dem Lärm rauher Söldnerkehlen und dem Jammer elender Gefangener erfüllten Räume der friedlichen und völkerverbindenden Forschungsarbeit. Der hohe Geist wissenschaftlicher Verkündung und die strebsame Lernbegier der Jugend haben diesem historischen Platz ein neues und schöneres Gesicht gegeben.

Ein Gang durch die Räume, deren Türrahmen zum Teil wiedergaben niedersächsischer und hessischer Volkskunst sind, zeigt uns die reichhaltige wissenschaftliche Bibliothek, die Übungs- und Arbeitsräume für Studenten und Doktoranden, ein Lichtbildarchiv, das u.a. einen vom Institut aufgenommenen Film der altüberlieferten Rottweiler Fasnacht enthält, ein Kartenarchiv, das Assistentenzimmer, das Direktorenzimmer. Aus den Fenstern schweift der Blick hoch über dem Neckar und über die altersgrauen Dächer der Stadt in die schwäbische Landschaft neckaraufwärts und hinüber zum Kranz der Albberge.

Dem Leiter des Instituts, dem bekannten und allseits verehrten Germanisten Professor Dr. Hermann Schneider, ist es allein zu verdanken, daß das Institut sowohl räumlich wie auch inhaltlich sicher über die Wirren der Nachkriegszeit gerettet wurde und seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Das Institut konnte sich keinen besseren Patron wählen, als den, dessen Namen es trägt. In seinem Geiste als dem eines der ganz Großen der Wissenschaft, als dem eines deutschen Dichters, der seinem Volke so manches heute noch erklingende Lied schenkte, nicht zuletzt aber auch als dem eines wahrhaften Demokraten, eines charakterfesten Achtundvierzigers, faßt das Ludwig-Uhland-Institut alle älteren Einzelbestrebungen zusammen. Neben der Pflege der deutschen Altertumswissenschaft

steht die Volkskunde im weitesten Sinn einschließlich der Namenkunde. Ihrer besonderen Bedeutung entsprechend nimmt die Mundartenforschung in der Arbeit des Instituts einen wichtigen Platz ein. Für die speziellen Zwecke der Mundartenforschung verfügt das Institut über einen Aufnahmeapparat, mit dem Sprach- und Lautformen der Mundart und Volkssprache auf Walzen geschnitten und so in den einschlägigen Vorlesungen und Übungen dem Studierenden zu Gehör gebracht werden können.

Noch ist das Institut im Aufbau begriffen, doch zeugen die am 'Schwarzen Brett' der Universität angekündigten Vorlesungen und Übungen, wie z.B. 'Einführung in das germanische Altertum', 'Grundzüge der Volkskunde' oder 'Übungen zur Flurnamenkunde' von der weitgreifenden Arbeit des Instituts.

Die allgemeine Raumnot in der Universitätsstadt nötigte auch das Institut, in seinen Räumen einen Gast, das Hauptversorgungsamt, mit aufzunehmen. Aus diesem Grunde können die gegenständlichen Sammlungen, über die das Institut verfügt, wie die ausgezeichneten Modelle schwäbischer Bauernhäuser, heute noch nicht so aufgestellt werden, wie es ihnen als wissenschaftlichem Anschauungsmaterial eigentlich zukommt.

Schon beim Betreten des Gebäudes war uns aufgefallen, daß neben den Wegweisern des Instituts und des Hauptversorgungsamtes ein drittes Schild auf die "Weimarer Luther-Ausgabe" hinweist. Auf Befragen erfahren wir, daß noch vor dem Kriege hier räumlich mit dem Institut der wissenschaftlich-redaktionelle Sitz jener gewaltigen kritisch-historischen Ausgabe des Gesamtwerkes Martin Luthers verbunden wurde, an der schon seit Jahrzehnten gearbeitet wird und von der bereits zahlreiche, ganze Regale füllende Bände erschienen sind.

Beim Abschied umfaßt der begeisterte Blick noch einmal den in einem romantischen Winkel des Tübinger Schlosses hoch über den schwäbischen Landen ruhenden Hort deutscher Wissenschaft, Forschung und Lehre, und wir nehmen die Gewißheit mit, daß das Institut im Begriffe steht, das Wort seines Patrons Ludwig Uhland zu verwirklichen, 'immer fester in die ursprünglich deutsche Art und Kunst zu verwurzeln.'

Dr. Schmidt - Ebhausen"

PROJEKT: WALLFAHREN HEUTE.

VOM BETEN AUF ALTÖTTING UND ANDEREN FORSCHUNGSAKTIVITÄTEN.

Keine Schreibtischtäter wollten wir sein, wie's W. Brückner unterschweilig P. Assion vorwirft. Und keine Wallfahrtsforscher, deren zweites Wort stets ist: "Wie schon Brückner sagte ..." - "Aber Assion ..." und die dann mit feuerroten Köpfen ihre allfreitäglichen, anderthalb Stunden dauernden Wallfahrtssandkastenspielen betreiben. Nicht den einen mit den Worten des anderen widerlegen, nicht das sagen, was schon zum hundertsten Male stur festgemauert worden ist. Und dennoch: Zuerst mußten wir uns mit den bewährten Schriften der neueren Wallfahrtsforschung auseinandersetzen, zu unklar waren die Vorstellungen "Was ist Wallfahrt?", zu unterschiedlich die Motivationen, die uns ausgerechnet in ein Projekt "Wallfahren heute" einsteigen ließen. Drei Semester Schwerpunkt religiöse Volkskunde, speziell Wallfahrt, und das ausgerechnet am Ludwig-Uhland-Institut. Da vermutete manch einer den heimlichen Katholiken oder die Pietistentochter hinter den Studienkollegen, die noch immer an ihrer religiösen Vergangenheit rumknabbern.

Die Diskussionen sind in vollem Gange, die Frage "Was ist Wallfahrt?" quält noch immer, und noch haben nicht alle ihren sozialisationsgeprägten Bezug zur Religion preisgegeben. Muß ja auch nicht sein. - Zwei Semester Projekt "Wallfahren heute" sind ge-



Zweimal Wallfahren heute (Pfingsten 1984): Einzug einer Fußwallfahrergruppe in Altötting ...

laufen, unsere Publikation in der TVV-Reihe ist fast fertig ... Aber schön der Reihe nach.

Wallfahrt also hat uns zusammengebracht: 31 Studentinnen und Studenten und Martin Scharfe als Dozent an einem grauen Freitagmorgen im Herbst 1983. Wallfahrt und viele kunterbunte Vorstellungen: "War schon einmal jemand auf Wallfahrt?" - "Ja, in Spanien." "Mensch, das ist ja wahnsinnig ..." - "Und erst in Lourdes." Ferienbeobachtungen werden in die Runde geworfen. Wallfahrt in Deutschland, Wallfahrt im Weggental gleich bei Tübingen, Wallfahrt auf den Ellwanger Schönenberg kennt niemand. Höchstens vom Hörensagen. Sind nicht Demonstrationen auch Wallfahrten - die Menschenkette? Oder eine evangelische Wallfahrt: der Landesposaunentag in Ulm? Fragen, Ideen, Fragen.

Das Sammelsurium droht über uns zusammenzuschlagen. Wo sollen wir da anfangen? Am Schluß der ersten Sitzung ist das Projekt jedoch vorkonstruiert, so kann es laufen, so ist's vernünftig, alle sind sich einig, und in der Tat läuft es dann auch so ab. Ein mächtiger Theorieblock von Brückners "Phänomenologie", Dünningers "Processio peregrinationis", über Assions "Sozialen Gehalt" und Brückners "Utopie-Communio" bis zu Korffs "Heiligenverehrung" ... Forschungsüberblick total. Wolfgang Schieder fehlt nicht, auch Lenz Kriss-Rettenbeck und Iso Baumer werden rezipiert. Doch zuerst - quasi als Einstimmung - wird ein Wallfahrtsort vorgestellt. Ohne weiter zu überlegen, wählen wir Altötting. Wie sich erst viel später herausstellt, bleiben wir noch lange an dem oberbayrischen



... und Picknick einer Wallfahrergruppe aus München am Ortsrand von Tuntenhausen/Obb. Fotos: Andreas Dornheim

Gnadenort hängen ... Der Film der Marburger über den Bogenberg und die Holzkirchner Prozession tut ein übriges: Was es nicht alles gibt?!! Die Wallfahrt wird immer spannender.

Unsere erste längere Diskussion dreht sich ums Lachen, Nichternstnehmen, um die albernen Witze über die Dinge, die anderen Menschen offensichtlich so wichtig sind. Spannungen tauchen auf, sie lassen sich nie wieder unter den Tisch kehren. Überhaupt: je größer das Wissen, umso dicker unsere Probleme. Nicht nur beim Begriff Gemeinschaft häufen sich die Unstimmigkeiten. Was versteht man, was verstehst du unter Religion, was ist schon Volksfrömmigkeit (immer dieser bürgerliche Blickwinkel), was ist sinnlich. Alfred Lorenzers "Konzil der Buchhalter" gerät ins Kreuzfeuer. Wo reichen unsere protestantisch sozialisierten Köpfe einfach nicht aus, Formen katholischer Frömmigkeit nachzuvollziehen? Was heißt hier profan, was heißt hier sakral? Wie kommst du überhaupt dazu, die beiden Begriffe so strikt zu trennen? - Unsicherheiten. Sie werden erst im Angesicht der Tatsachen - auf Wallfahrt - aufgehoben, klären sich oft von allein. Manches freilich bleibt auf immer unklar.

Konkreter wird unsere Wallfahrtsforschung in dem Gespräch mit einem jungen katholischen Pfarrer aus Stuttgart. Er plaudert aus der Gemeinde, erweitert unseren Wallfahrtschorizont immens. Wir erahnen plötzlich die gesellschaftliche Relevanz des Themas. Der Liebfrauen-Bote aus Altötting ist längst abonniert, in vielen Kirchenblättern, an Schriftenständen in Kirchen entdecken wir den aktuellen Werbewirbel, der landauf landab fürs Wallfahren gemacht wird. Die Flaute Ende der 60er Jahre ist längst überwunden; von hauptsächlich privater Frömmigkeit kann keine Rede sein, hier wird für einen Massenandrang organisiert, von dem wir bisher nichts wußten. Über eine Million Menschen "wallen" heutzutage jährlich nach Altötting. Das sind Zahlen, die uns beeindrucken, auch jetzt noch, nachdem wir das Massenereignis längst miterlebt haben. Bisher wurde unsere Antwort auf die Frage "Was machsch an dr Uni zur Zeit?" meist mit bedenklichem Kopfschütteln bedacht: Verschrobene Forscher, die sich mit gänzlich verstaubten Gegenständen befassen. Jetzt plötzlich haben wir die schlagenden Gegenargumente in der Hand: die Zahlen. Diese sind uns freilich nie Forschungsgrund genug, ziehen tausende von Fragen nach sich: nach den gesellschaftlichen Ursachen, den Motivationen der vielen Wallfahrer, nach den Änderungen im Ablauf, in den Ausdrucksformen des Kulturmusters Wallfahrt ...

Endlich müssen wir in die praktische Arbeit einsteigen. 133 Wallfahrtsorte hat Welser 1949 in seinem Buch über die Wallfahrtsorte in Baden-Württemberg vorgestellt. Bleiben wir im Ländle? Wagen wir uns ins vielumforschte Franken? Oder suchen wir uns ein Gebiet aus, in dem bisher nur inventarisiert, nach den gegenständlichen Wallfahrtszeugen - Votiven und Devotionalien - geforscht worden ist? Die Entscheidung fällt für Altötting und Tuntenhausen, die beiden gegensätzlichen und doch schon so alten Wallfahrtsorte in Oberbayern. Wer nicht mitkann auf unsere 11-Tage-Exkursion in

der Pfingstzeit, kümmert sich um die Gnadenorte in Württemberg. Der Schönenberg mit seiner großen Vertriebenenwallfahrt wird uns zum "Übungsbeispiel". Hier erproben wir zum ersten Male unsere Befragungstechnik (offenes Interview, versteht sich); teilnehmende Beobachtung auf dem Berg und nachmittags in der übervollen Basilika vermitteln uns ein erstes Wallergefühl ...

Nach diesen Erfahrungen und nach nochmals viel Lektüre zur Methodik haben wir eine "ausgeschliffene" Forschertechnik. Ein Leitfaden dient als Orientierungs- und Fragehilfe, macht unsere Ergebnisse später vergleichbar. Viele von uns spezialisieren sich aufs Fotografieren - nach der großen Exkursion stapeln sich Berge hervorragender Bilder im LUI; dieser anschauliche Teil der Dokumentation ist uns jedenfalls sicher.

Unterwegs - auf Exkursion - wird alles wieder neu, spannend. Ideen, Überlegungen zu den Motivationen müssen erneut über den Haufen geschmissen werden. Die allabendliche Diskussion bei Würschtel und Bier treibt unser Projekt immer weiter. Hier sollen aber nicht die großen Erkenntnisse, auch nicht die kleinen Detailbeobachtungen an den Gnadenorten und auf dem Fußmarsch dorthin breitgetreten werden. Inhalte und Interpretationen gibt's in unserem Buch, das auch fein säuberlich nach diesem Schema getrennt werden soll. Einerseits: Dokumentation mit subjektiven Stimmungs- und Eindrucksberichten; andererseits: Auseinandersetzungen mit den Wallfahrts-elementen Weg, Ort, Verehrung, Organisation durch Träger und Vereine, Anliegen und mit dem Aufschwung als Phänomen der letzten Jahre. Die herkömmliche Einteilung in die altbekannten Wallfahrtsgliederungen (zum Beispiel Weg und Ort) wählen wir nicht deshalb, weil sie uns so überzeugend erscheint, sondern weil sie den bisherigen Kategorien der volkskundlichen Wallfahrtsforschung entspricht, und so die einzelnen Aspekte besser zugeordnet werden können.

Um die Kategoriendiskussion ein wenig zu verdeutlichen nur ein kleines Beispiel, das jedoch für die Wallfahrtsforschung von großer Bedeutung sein wird (hoffentlich!): Bisher ist immer der Gnadenort die Stelle, worauf sich der Blick des Forschers richtet (vom viel wichtigeren Wege sei hier abgesehen). Doch um in der Motivationsforschung überhaupt nur einen Schritt weiter zu kommen, müssen wir als empirische Kulturwissenschaftler die Lebensverhältnisse, die Kultur und Lebensweise der Träger dieses Kulturmusters untersuchen. Diese jedoch lassen sich nur am Ausgangspunkt einer Wallfahrt erforschen. Nicht der Glanz des Gnadenortes ist allein ausschlaggebend, am Herkunftsort geschieht das Entscheidende, das die Menschen auf den Wallfahrtsweg führt. - Diese Einsicht gewinnen wir jedoch erst unterwegs. Unsere Wallfahrtsforschung fußt also auf dem herkömmlichen Muster, sie zeitigt aber, wie wir meinen, ganz bestimmt keine herkömmlichen Ergebnisse.

Wir wünschen Spaß, nicht nur trockenes Durchbeißen bei der Lektüre unseres Wallfahrtsbuches.

Gertrud Schubert für das
Projekt: Wallfahren heute.

Der Anstoß zu diesem Artikel entstand während eines Seminars, das Wolfgang Kaschuba im WS 1983/84 zum Thema "Wandervogel und bündische Jugend" veranstaltete. Dabei beschäftigten wir uns mit den Lebensformen, den Ideen und Ideologien der bürgerlichen Jugendbewegung zwischen der Jahrhundertwende und dem Beginn des Nationalsozialismus. Kennzeichnend für sie und besonders für den Wandervogel (WV) war zunächst die Abwendung vom Elternhaus, die Kritik an der erstarrten wilhelminischen Gesellschaft, die Flucht vor der Industriegesellschaft, ohne daß der Wandervogel jedoch seinem Selbstverständnis nach je eine politische Bewegung geworden wäre. Die Suche nach neuen gesellschaftlichen Wegen und Werten, nach neuen Formen des Erfahrens und Zusammenlebens fand weithin im selbstgewählten gesellschaftlichen Abseits statt. Immerhin: Viele der damaligen Ideen werden auch in der heutigen jungen Generation wieder (immer noch?) diskutiert.

Uns nun speziell mit der Situation der weiblichen Wandervögel zu befassen, fanden wir deshalb so interessant, weil es in den Anfängen der Jugendbewegung ja noch keineswegs selbstverständlich war, daß der Begriff "Jugend" die Mädchen und jungen Frauen überhaupt miteinschloß. So ist dies ein Versuch, das im Wandervogel beginnende bewußte Nachdenken über die Rolle der Frau in der Bewegung wie in der Gesellschaft ein Stück weit nachzuzeichnen, wobei wir uns freilich im klaren sein müssen, daß diese Diskussion damals nicht offensiv um die Emanzipation der Frau, sondern zunächst eher defensiv gegen den auch in der Bewegung verbreiteten Antifeminismus geführt wurde. Ein neues Selbstverständnis und Selbstbewußtsein entstand nur ganz allmählich. Das zeigen die schriftlichen Quellen und bestätigen auch die Gespräche mit "jugendbewegten" Frauen, die wir führten, um einen besseren, konkreteren Einblick in die "Jugendwelt" der 1920er Jahre zu bekommen.

Bürgerliche Frauenrollen

Zunächst ein paar Stichworte zur Rolle der Frau in der damaligen Gesellschaft, weil dadurch jene Traditionen deutlich werden, von denen auch die "Mädels" des WV geprägt waren. - Mädchen und Frauen, die ganz überwiegend aus bürgerlichen Elternhäusern kamen. Ein Mädchen wurde von der Wiege an darauf vorbereitet, daß ihre einzige Bestimmung in Verlobung, Hochzeit und Mutterschaft liegen könne; die zentrale Frage ihres Lebens sollte lauten: Wann werde ich endlich geheiratet?

Die bürgerliche Moral verlangte daher von der Frau, bis zu ihrer Ehe "rein", "keusch" zu bleiben. Vom Mann erwartete man dagegen, daß er sich vor der Hochzeit "die Hörner abgestoßen" habe. Die Frau mußte sich ihre Jungfräulichkeit für ihren Mann bewahren, als Preis für eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft, da

ihr nur die Ehe wirtschaftliche und soziale Sicherung garantierte. Das bedeutete natürlich auch, daß ein junges Mädchen dazu erzogen wurde, sich einen Mann einzufangen, denn erst nach der Hochzeit fing für sie "das Leben" an. Gleichzeitig war damit ein ungezwungener Umgang zwischen Mädchen und jungen Männern unmöglich. Es blieb bei oberflächlicher Koketterie, denn ein Mädchen durfte einem Mann gegenüber kein Entgegenkommen zeigen, wie auch er es vermeiden mußte, zu viele Hoffnungen bei der "Tochter des Hauses" zu erwecken. Ein näheres Kennenlernen, Beziehungen außerhalb der Etikette konnte es unter diesen Umständen kaum geben.

Elisabeth Busse-Wilson, eine der Sprecherinnen der Frauen im WV, formulierte es so: "Die durch die Einsamkeit langer Jugendjahre bis zum äußersten verdichtete Lebenssehnsucht der Frau, das Verlangen nach der Enthüllung des großen Geheimnisses, das überall in der Natur und Kunst widerleuchtet, das es also irgendwo in der Wirklichkeit geben muß, übersteigert die Ansprüche der Frau an das Ereignis der Ehe in so ungeheurem Maße, daß der Spender dieses Glücks nicht ein Mensch, sondern ein Gott sein müßte, um sie erfüllen zu können. Die Verwirklichung persönlichsten Liebesglücks, gesamt menschlicher Lebenswünsche, die sich beim Jüngling auf viele Jugendjahre verteilt, wartet ihrer aber nur hinter den Türen des Standesamtes. Und nicht nur Mittler des Eros muß der Mann ihr werden, sondern Namen, Ehre und Ansehen soll er ihr mitteilen. Denn die Frau bezieht heute ihre soziale Geltung nicht so sehr aus eigenem Werte und eigener Würde, als von ihrem Gatten." (1)

Ich glaube, vor diesem Hintergrund läßt sich verstehen, warum Frauen so viel Energie darauf verwendeten, einen, "ihren" Mann zu bekommen; ein Faktum, das damals viele Antifeministen benutzten, um ihre Thesen bzw. Vorurteile über die "Natur der Frau" zu stützen. Aber was bedeuteten in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg Begriffe wie Feminismus und Antifeminismus? Hans Blüher, einer der Mitbegründer des WV und ein Wortführer der antifeministischen Richtung, definierte den Feminismus als eine Auffassung, die 'keinen Wesensunterschied zwischen Mann und Frau' anerkenne. Der Antifeminismus dagegen mache zwar keinen Wertunterschied, glaube aber zwischen Mann und Frau einen polaren Wesensunterschied zu erkennen, der, in ein dualistisches Modell gefaßt, an den Begriffen Logos und Eros festzumachen sei.

Dem Logos entspreche der "unfriedlich-aufrührerische" Geist, eine "ureigentümlich-schöpferische" (2) Haltung, die natürlich dem Mann zugeordnet wurde. Zur Frau paßte das ordnende, sichtende, bewahrende und beschützende Element - der Eros. Daraus leitete man ab, daß die Frau ins Haus gehöre und ihr die Kinderzucht obliege, da sie für die "draußen tobenden Stürme des Lebens" von der Natur nicht gerüstet sei. Falls sie dennoch einen Beruf ergreifen oder gar auf die Universität gehen wolle, bedeute das eine unglückliche Fehlleitung der armen. Blüher schrieb dazu: "Was tun sie auf den Universitäten? Sie lassen sich begeistern! Diese Begeisterungs-

akte sind vorweggenommene Begattungsakte. Beweis: tritt die wirkliche Begattung ein, geht all der bienenhafte Eifer katastrophal in die Brüche." (3)

Natürlich konnte diese zynische Bemerkung durchaus auf reale damalige Verhaltensweisen anspielen. Es war unzweifelhaft richtig, daß viele Frauen Studium oder Beruf aufgaben, wenn sie die Möglichkeit hatten zu heiraten. Aber das war unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen kaum verwunderlich, folgten sie damit doch nur einer klar vorgezeichneten Rolle.

Frau und Beruf

Es gab allerdings bereits Frauen aus dem Bürgertum, die im Beruf vielleicht eine Möglichkeit zur Emanzipation, jedenfalls eine Alternative zu Familie und Ehe sahen. Die "schicklichen" Berufe waren v.a. jener der Lehrerin, Gouvernante, Apothekerin und die pflegerischen Tätigkeiten. Dabei war den Lehrerinnen und anderen Beamtinnen das Heiraten gewissermaßen verboten, denn sie durften nach einer Heirat nicht mehr weiterarbeiten. (4) Die Möglichkeit zum Universitätsstudium für Frauen gab es zwar seit 1908 im gesamten Deutschen Reich, doch schienen die Berufsaussichten für die wenigen Absolventinnen zunächst ausgesprochen schlecht. Eine Ausnahme machte hier vielleicht das Medizinstudium, nach dem die Chancen auf Arbeitsplatz und Anstellung etwas besser waren. (5) Zunehmend verlagerte sich dann der Arbeitsbereich der Frauen, die im Beruf standen, auf das Büro; ihr Anteil an der Zahl der Angestellten stieg vor allem in der Weimarer Republik stark an. Dieser expandierende Bereich der Büroarbeit verlangte zumindest teilweise eine gewisse qualifizierte Ausbildung der Frauen und stellte nicht mehr nur eine Ausweitung der weiblichen Haushaltstätigkeiten dar. Dennoch darf man dabei nicht vergessen, daß es sich in erster Linie um Hilfsberufe handelte.

All dies zusammen bedeutete, daß sich weibliche Berufstätigkeit in den bürgerlichen Familien des 19. und noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem auf den Kreis der ledigen (jungen) Frauen beschränkte. Es gab die Alternative Beruf oder Ehe - verbinden ließ sich beides kaum. So stellte im Jahre 1880 auch die Gruppe der 20-30jährigen mit etwa 30% den höchsten Anteil an den weiblichen Erwerbstätigen. Daraus kann man schlußfolgern, daß viele Frauen einige Jahre arbeiteten und anschließend heirateten. (6)

Bei Frauen aus Unterschichten war bereits die Motivation zur Berufstätigkeit eine ganz andere. Für sie war die Lohnarbeit zur eigenen Existenzsicherung und der ihrer Familie bittere Notwendigkeit. Viele arbeiteten sofort nach der Schule bis zur Heirat, die in den Unterschichten in durchschnittlich jüngerem Alter als im Bürgertum erfolgte. Meist kehrten sie sofort danach oder spätestens nach der Geburt ihres ersten Kindes an den Arbeitsplatz zurück. So waren im Jahre 1907 rund 30% der weiblichen Berufstätigen

verheiratet - eine hohe Quote, wenn man sie unter dem Aspekt der enormen Doppelbelastung betrachtet. (7)

Wenn man die Fabrikarbeit einmal ausschließt, deckten sich die beruflichen Aufgaben der Frau noch sehr oft mit den privaten Arbeiten im Rahmen der Familie und blieben im Bereich der typischen Frauentätigkeiten. Und auch in der weiteren Entwicklung zeigt sich zunächst, daß die Frauen die zahlreichen neuen Arbeitsplätze, die sie während des ersten Weltkriegs besetzten, nach dem Krieg den heimkehrenden Männern räumen und somit auch einen Teil ihrer erworbenen Selbstständigkeit zurückgeben mußten. Mittelfristig jedoch nahm die Zahl der Frauenarbeitsplätze im industriellen und gewerblichen Sektor nun stetig zu.

Frauenbewegung

Auch durch die zunehmende Eingliederung der Frauen in den öffentlichen Arbeitsprozeß verstärkte sich nun die Diskussion um die Frauenfrage und die Wege zur Emanzipation. Dabei spaltete sich die Frauenbewegung in zwei Lager: in die bürgerliche und die Arbeiterfrauenbewegung.

Die Forderungen der bürgerlichen Frauen beinhalteten die Vorstellung gleicher Rechte und Pflichten für Frauen wie Männer und einer gemeinsamen Zukunft in allen Lebensbereichen. (8) In der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung spielte dabei der Begriff der "Mütterlichkeit" eine zentrale Rolle, wie er besonders vom Bund der deutschen Frauenbewegung (BDF), den es seit 1893 gab und der eher konservativ und prude gesinnt war, proklamiert wurde. Dieser Bund forderte eine Arbeitsteilung nach geschlechtsspezifischen Aufgaben, also durchaus keine totale Gleichstellung von Frau und Mann. Er sah die Mütterlichkeit nicht nur auf den sogenannten "natürlichen Beruf" der Frau, nicht nur auf die Privatsphäre bezogen, sondern brachte diese "typisch weibliche" Eigenschaft in Zusammenhang mit der besonderen Eignung der Frau zu sozialen Hilfeleistungen, zu Berufen im helfenden Bereich. Daraus sollte sich ein spezifisch weiblicher Beitrag zur Beseitigung von gesellschaftlichen Mißständen wie Alkoholmißbrauch, Prostitution, Zerfall der Familie, Wohnungselend, Klassenspaltung, Krieg und dergleichen ergeben. Begründet wurde dies u.a. damit, daß alle diese Mißstände gerade durch das Fehlen des weiblichen Einflusses erst in der von Männern beherrschten Gesellschaft entstehen konnten. Die "innerste Natur des Weibes" verbiete diesem, die den Männern zugeschriebenen Rollen mitzuübernehmen. So komme es auch zu dem Widerspruch zwischen der Industriearbeit und der weiblichen Natur, die für die häuslichen Pflichten beschaffen sei.

Hier bekundete der BDF ganz deutlich traditionelle Einstellungen zu Ehe und Familie wie auch zur Frage der "natürlichen Geschlechtsunterschiede". Daran änderte auch die Tatsache wenig, daß seine Mitarbeiterinnen für eine bessere Mädchenausbildung kämpften, die den Mädchen den Austritt aus der Privatsphäre erleichtern sollte, oder für einen besonderen Arbeiterinnen- und

Mutterschutz eintraten.

Insgesamt stellten diese Positionen also keine Revolte gegen altergebrachte Normen im Frau-Mann-Verhältnis dar, sondern sie bedeuteten nur eine neue Betonung des alten Topos von den besonderen fraulichen Qualitäten, die zum Wohl der gesamten Gesellschaft nutzbar zu machen seien. (9)

Und in dieselbe Richtung gingen zunächst auch die Äußerungen, die in den ersten Kriegs- und Nachkriegsjahrgängen des Organs der Jugendbewegung, in der Zeitschrift "Wandervogel" (10) zu finden sind. Durchweg wird die Frauenbewegung dort als männerfeindlich und die Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern verwischend charakterisiert. Als Ideal der Frauen erscheint nach wie vor das "häusliche Leben", als ihr idealer Beruf wird der "natürliche", jener der Mutter propagiert. Berufstätigen Frauen gegenüber bestehen bei den Autoren und auch Autorinnen der Zeitschrift fast genau dieselben Vorstellungen und Erwartungen wie bei den Frauen im BDF. Während die Berufswahl als entscheidend für das Lebensglück des Mannes betrachtet wird, braucht es für die Frauen scheinbar gar keine große Wahl zu geben. Hierin unterscheidet sich die Ideologie der Wandervogelbewegung offensichtlich in keiner Weise von der bürgerlichen.

Leider ist aus den Beiträgen nicht zu ersehen, welchen Beruf diese Autorinnen selbst ausübten, die zumeist Leiterinnen lokaler Jugendgruppen waren. Doch darf man wohl annehmen, daß er in aller Regel in dem vom Bürgertum akzeptierten Spektrum der "Frauenberufe" lag, daß sich der dort erfahrene Anpassungszwang eben auch in dieser Anpassungsbereitschaft ausdrückte.

Demgegenüber hatte die Arbeiterfrauenbewegung doch andere Beweggründe und Ziele ihrer Arbeit. Zu Anfang des Jahrhunderts noch eine sehr schwache Bewegung, wuchs sie bis in die 1920er Jahre stark an (11) und sah dabei ihre Tätigkeit vor allem immer als einen "gemeinsamen Kampf der Klassengenossinnen gegen den Klassenfeind": Die werktätigen Frauen sollten nicht in erster Linie in geschlechtsspezifischen Fragen, sondern zunächst als Arbeiterinnen um ihre soziale Emanzipation kämpfen. Es ging also vorrangig gegen kapitalistische Ausbeutungsbedingungen, für Achtstundentag, Arbeitsschutz und höhere, gleiche Löhne.

Natürlich kämpften auch sie gegen die soziale und politische Diskriminierung der Frau, hatten das freie Wahlrecht und die freie politische Betätigung für alle auf ihre Fahne geschrieben. Doch blieben diese Forderungen auf einer sehr allgemeinen und grundsätzlichen Ebene, eingebunden in die politische Perspektive der Arbeiterbewegung insgesamt, in der wenig Platz war für den differenzierteren Blick auf Geschlechterbeziehungen und Rollenverteilungen im gesellschaftlichen wie im familiären Bereich.

Und es existierte eben auch in der Arbeiterbewegung eine Art von

proletarischem Antifeminismus, spürbar für viele der Frauen, die in den Parteien oder Gewerkschaften organisiert oder mit Männern verheiratet waren, die in solchen Organisationen arbeiteten. Die Frauenaktivitäten in diesen Bereichen fanden zumeist 'hinter der Front' statt, sie bestanden in Hilfsdiensten und Kleinarbeit wie dem Verteilen von Flugblättern und Wahlaufrufen, ganz wie es dem üblichen Rollenverständnis entsprach (12).

Einmal abgesehen von der gemeinsamen Forderung nach dem Frauenwahlrecht, die am Anfang gestanden hatte (13), machen diese Unterschiede in der Zielsetzung und im Selbstverständnis wohl deutlich, weshalb es für die bürgerliche und proletarische Frauenbewegung keine gemeinsame politische Basis gab. Momente der Zusammenarbeit blieben eher die Ausnahme, und das minderte natürlich die Effektivität der Bewegung insgesamt. Die Hauptursache für ein gewisses Stagnieren der Frauenbewegung in den 1920er Jahren liegt jedoch sicherlich darin begründet, daß die politische Gleichberechtigung mit der Durchsetzung des Frauenwahlrechts zunächst erreicht schien und daß viele Frauen nach der Rückkehr der Männer aus dem Krieg die zuvor übernommenen Aufgabenbereiche und damit auch einen gewissen Grad an Selbstständigkeit an diese zurückgeben und an den heimischen Herd zurückkehren mußten (14). Die Uhr hatte sich für sie wieder ein Stück rückwärts gedreht.

Entstehung des "Mädchen - Wandervogel"

Da es noch keine umfassendere Studie über die Entwicklung des WV unter besonderer Berücksichtigung der Frauen gibt, kann hier nur von Einzelmateriale ausgegangen werden, das zwar Tendenzen widerspiegelt, jedoch nicht ohne weiteres zu verallgemeinern ist. Immerhin lassen sich Umriss der Entwicklung erkennen.

Ab 1905 setzt sich die Schriftstellerin Marie-Luise Becker in Aufsätzen und Aufrufen für das Mädchenwandern ein: "Gerade das enge Begrenztsein auf die eigene Schule, den Kreis des elterlichen Lebens, ist ein großes Hemmnis in der Entwicklung unserer Mädchen, und einseitige Frauen, die nicht über den Horizont ihres Damenkaffees herauskommen, wachsen daraus hervor." (15)

Wandern und Reisen öffnen ihrer Meinung nach den Blick für alles Schöne und Große, aber auch für die Subtilitäten des Lebens, und diese Erfahrung sollte nicht nur dem männlichen Geschlecht vorbehalten bleiben. Mit gemeinsamen Spaziergängen und Tagestouren möchte sie den Anfang machen, und so gründet sie den "Bund der Wanderschwestern", der jedoch nicht lange besteht, da ständig Kämpfe gegen besorgte Mütter und Gegner des Mädchenwanderns ausgefochten werden müssen, die schließlich zu seiner Auflösung führen.

1907 stellt die Ortsgruppe Jena auf der Altwandervogel-Hauptversammlung den Antrag, "den Begriff der Jugend auch auf das weib-

liche Geschlecht auszudehnen (sic!) und das Mädchenwandern in den Wandervogel aufzunehmen." (16) Für die Jenaer ist Koedukation notwendig und ihre Verwirklichung nur noch eine Frage der Zeit. Ihr Antrag wird jedoch mit allen gegen die Jenaer Stimmen abgelehnt. Diese Ablehnung wird in der Regel folgendermaßen begründet: "Was wird eigentlich durch das ständige Zusammenwandern erreicht? Feminine Mannsgruppen und das entsprechende Gegenteil. Die Buben verweichlichen, der Schneid und Elan, der Unternehmungsgeist, das Beste, was in einer Bubenhorde steckt, geht verloren, und was ein richtiger Bub ist, fühlt sich in fortwährender Mädchengesellschaft bedrückt und eingeengt. Die Mädchen dagegen verbengeln und verwildern. Burschikosität ist auch heute keine Frauenzier, und dann müssen wir noch ein Moment heranziehen, die immer wieder aufkommende Hofmacherei ..." (17)

Jena macht sich daraufhin selbständig und gründet den "Deutschen Bund Wandervogel", der Jungen wie Mädchen umfaßt. Immer mehr Gruppen lösen sich von dem im Althergebrachten wurzelnden Altwandervogel.

Als die Führung des Deutschen Bundes von Jena an Heidelberg übergeht, wird Hans Breuer Bundesleiter. Er weiß Wanderungen und Fahrten "mädchengerecht" zu organisieren:

"Verzicht auf große Distanzmärsche, dagegen starke Bevorzugung der Landheime; die für Mädchen recht schwierige Frage des abendlichen Quartiermachens fällt auch fort. Dort in den Landheimen, da lernen die Mädchen alle die Tugenden, die gerade sie später im Leben brauchen, sie lernen ein Haus gemütlich und behaglich machen, seine Mauern mit schöner Harmonie und Lebensfreude füllen ... Sie lernen Häuslichkeit, Verträglichkeit, Wirtschaftlichkeit und haben auch auf häuslichen Streifzügen, auf denen kein schwerer Rucksack ihre Beweglichkeit hemmt, die Vorteile des Wanderns nach ihrer Art. An Stelle rauher Gewaltmärsche wird man Spiel und Reigen und Tanz, kurz alles, was die Grazie der Bewegung fördert, zu beleben suchen. Man wird ihre Sonderart zu nähren haben, ihnen Einblick geben in die Haushaltungen in Stadt und Land, in deren wirtschaftliches Getriebe, Kinderpflege und Erziehung auf dem Lande, Krankenwartung und manches andere. Im Gegensatz zu den Buben, wo es auf Tatkraft, Willens- und Charakterbildung ankommt, wird man den Aufenthalt in freier Natur mehr der Vertiefung des Gemüts- und Gefühlslebens weihen ..." (18)

Mit der Zeit nehmen immer mehr Ableger und Abspaltungen des Wandervogel auch Mädchen mit in ihre Bünde auf. Teils wird gemeinsam gewandert, teils getrennt nach Mädchen- und Jungengruppen, die Führerperson der Mädchengruppe ist in der Regel weiblich, doch bei Gelegenheiten, wo die Horde männlicher Hilfe nicht entsagen kann, soll ein "Mädelvater" Beistand leisten. Allmählich gewöhnt man sich an den Gedanken des "gemischten" Wanderns. Interessant in seiner Bezugnahme auf das wirtschaftliche und politische Umfeld jener Zeit ist die Rede eines Jung-Wandervogels, in der die Not-

wendigkeit gemischtgeschlechtlicher Gruppen unterstrichen wird: "Immer größer werden die Schranken, welche besonders die erwerbenden Frauen gegen die Männer aufzurichten gezwungen sind. Da ist es doppelt und dreifach zu begrüßen, wenn noch hier und dort wertvolle Gelegenheit übrigbleibt, den veredelnden Einfluß der Geschlechter aufeinander zu pflegen, welche dem Wettbewerb im Kampf ums Dasein entrückt sind." (19)

Während des Krieges übernehmen Frauen auch in der WV-Bewegung mehr und mehr organisatorische Aufgaben, die zuvor von Männern erfüllt wurden. Sie erkennen dabei, daß sie nicht nur "empfangen, erhalten und verwerten" (20) können, was der Mann im "Garten der Kultur" (21) anbaut, sondern daß sie selbst kreativ und aktiv sein können. Diese Erkenntnis führt jedoch nicht zu langfristigen strukturellen Veränderungen im Wandervogel. Die meisten betrachten diese Verschiebung als vorübergehend und stellen nach dem Krieg die alten Verhältnisse wieder her. Obwohl das Mädchenwandern immer selbstverständlicher wird, taucht nun sogar wieder verstärkt die Forderung auf, zum alten Männerbund zurückzukehren. So beschließt der Alt-Wandervogel im Jahr 1919, die früher gemeinsamen Gae in Jungen- und Mädchengae zu trennen. Und der Wandervogel e.V. beantragt 1920, den Bund in einen reinen Männerbund umzuwandeln, was jedoch mit Hinweis auf die "Anerkennung der Mannigfaltigkeit des Lebens" (22) abgelehnt wird. Da lösen sich die Verfechter dieses Antrags vom Verband und gründen den Wandervogel-Jungenbund.

Die Diskussion über dieses strittige Thema hört nie ganz auf, solange der Wandervogel besteht, doch verglichen mit der Anfangszeit ist die "große Gemeinschaft" nun relativ gesichert.

Gruppenleben - Gruppenrollen

Hans Breuers oben genannten Vorstellungen vom "mädchengerechten Wandern" waren wohl nicht im ganzen Wandervogel verbreitet, die Rollenzuteilungen wahrscheinlich von Gruppe zu Gruppe verschieden. Dies illustrieren auch die Erinnerungen und Äußerungen von Zeitzeuginnen. Die aus Stuttgart stammende Frau S. stellte uns einen ausführlichen, handschriftlichen Fahrtenbericht ihrer gemischten Wandervogel-Gruppe aus dem Jahre 1923 zur Verfügung.

Diese Fahrt führte nach Thüringen, wo damals eine gesamtdeutsche Tagung des WV stattfand. Dabei fällt im Bericht darüber auf, daß die Reden und Vorträge, die Gedichtlesungen und Andachten auf der Tagung ausschließlich von Jungen gehalten wurden. Auch wenn es um's Klampfenspiel oder um die Repräsentation der Gruppe ging, machten dies - selbstverständlich - Jungen. Aktiv wurden die Mädchen erst, als sie von den Jungen getrennt reisten. Nach anfänglicher Angst und Unsicherheit merkten sie, daß sie es "auch alleine" konnten.

Offenbar fühlten sich die männlichen Wandervögel - durch ihre bür-

gerliche Erziehung - dazu verpflichtet, den Mädchen "ritterlich" beizustehen, wenn es nötig schien. Als beispielsweise einmal in einer Jugendherberge, in der die Gruppe übernachtete, Diebe vermutet wurden, wollten die Jungen "Wache halten", und die acht Mädchen verschanzten sich mit Möbeln in einem Zimmer.

Gekocht wurde dagegen von Jungen und Mädchen gemeinsam und abwechselnd, die Wäsche wurde von jedem Gruppenmitglied selbst gewaschen, also durchaus gegen übliche geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen verstoßen. An einer Stelle wird freilich ausführlich beschrieben, wie ungeschickt sich ein Junge beim Kochen anstellte, wie er sich für das mißlungene Gericht schämen mußte. Dies wird als witziges Zwischenspiel beschrieben. Ob sich der Junge jedoch wirklich im Gefühl des Versaghabens "schämen" mußte, und ob es die Gruppe umgekehrt noch lustig gefunden hätte, wenn dasselbe einem Mädchen passiert wäre, bleibt offen.



Gemischte Wandervogelgruppe auf Fahrt im Welzheimer Wald, ca. 1912

Frau S., die wir über den Bericht und die Fahrten noch weiter befragten, ist heute achtzig Jahre alt. 1920 trat sie als Sechzehnjährige zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Kusine in eine gemischte WV-Gruppe in Stuttgart ein. Sie erinnert sich, daß die Gruppe vor allem in Scheunen und Jugendherbergen übernachtete, meistens Jungen und Mädchen gemeinsam. Die Mädchen begrüßten es jedoch sehr, wenn sie einen Raum für sich hatten. Die wöchentlichen Treffen wurden - für den Wandervogel eher untypisch - von einer älteren Hausfrau und Mutter geleitet. Üblicherweise waren die Gruppenleiter im WV ältere Jugendliche oder junge Erwachsene, etwa vier bis fünf Jahre älter als die zu betreuenden Gruppenmitglieder.

Diese Gruppentreffen waren für Frau S., wie sie sich ausdrückte, anfangs mit einem Bibelkreis vergleichbar: Jungen und Mädchen lasen und diskutierten Texte von Nietzsche und Hölderlin. Im Alter von 16 Jahren fühlte sie selbst sich mit diesen Texten allerdings überfordert, sie reizte an den Treffen vielmehr das Gespräch und der Kontakt mit anderen Jugendlichen, besonders jedoch die Erfahrung der gemeinsamen Fahrten.

Insgesamt beurteilt Frau S. das Verhältnis zwischen den weiblichen und männlichen Mitgliedern ihrer Gruppe als "gleichberechtigt": Die Jungen hätten die Mädchen akzeptiert und nicht ausgelacht, wie sonst üblich. Das sei aber von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich gewesen.

Geschlechterverhältnis: "Liebe und Kameradschaft"

In der WV-Gruppe der Frau S. bestanden ihrer Aussage nach keine offenen Zweierbeziehungen zwischen männlichen und weiblichen Mitgliedern. Selbst ihre Kusine und deren Freund, die sich während ihrer WV-Zeit ineinander verliebten, ließen sich das in der Gruppe kaum anmerken - "Die haben eben sehr früh geheiratet, das ist ja wieder etwas ganz anderes". Pärchenbildungen - das läßt sich wohl verallgemeinern - gab es also kaum, Jungen und Mädchen "freuten sich einfach aneinander". Über das Händefassen oder Arm-in-Arm-Laufen ging der Umgang mit dem anderen Geschlecht kaum hinaus. Und auch Themen, die Fragen der Sexualität betrafen und die damals in Teilen der Jugendbewegung etwa anhand von Freud-Texten diskutiert wurden, waren in der Wandervogel-Gruppe von Frau S. tabu. Von Hans Blüher und seinen Theorien über "Homoerotik" und "Antifeminismus", die ja gleichsam im Raum der Jugendbewegung selbst entstanden waren, hat sie nie etwas gehört. Ihrer Gruppe war jene scheinbare sexuelle Liberalität, die für Außenstehende so oft das Bild der Jugendbewegung prägte, ausgesprochen fremd, hier herrschten von der Nähe zur katholischen Kirche her bestimmte Moralvorstellungen und entsprechend "saubere" Beziehungsstrukturen.

Frau G., die dem Bund "Jung Deutschland" angehörte, einer dem Wandervogel ähnlichen, jedoch konservativeren Jugendgruppe, schrieb uns über ihre diesbezüglichen Erinnerungen an jene Zeit: "Wir be-

trachteten den Wandervogel als verrufene, sogar als ordinäre Clique, mit der wir uns nie gesellschaftlich trafen". Und an anderer Stelle: "Die Wandervögel hatten auch ein Haus ... Damals sagte man uns, es stehe in einem schlechten Ruf wegen 'Hurerei', das Wort 'Sex' kannte man noch nicht. Wir machten uns höchstens lustig, wenn wir bei den Älteren gegenseitiges Interesse bemerkten. Vom Elternhaus wurde uns gepredigt, Jungfräulichkeit muß man bis zur Hochzeit behalten, aber als ich meinen Mann kennenlernte, haben wir uns auch über das Verbot hinweggesetzt."

Soweit wir dies allerdings aus Gesprächen und Quellen entnehmen konnten, herrschte innerhalb der meisten WV-Gruppen doch die bewußte Tabuisierung der Sexualität vor. E. Busse-Wilson versucht in einem Kapitel ihres Buches "Die Frau und die Jugendbewegung" die Gründe dafür zu nennen.

Keuschheitsideologie

Die bewußte "Keuschheit" beider Geschlechter innerhalb des Wandervogels hat für Elisabeth Busse-Wilson zwei Gesichter. Zum einen ist es ein Gestus der Auflehnung gegen die bürgerliche Doppelmoral, die dem Mann vor der Ehe jede Freiheit einräumt, der Frau aber die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit bis zur Ehe aufzwingt. Im Wandervogel wurde dieses Reinheitsgebot nun auf beide Geschlechter ausgedehnt.

Zum anderen stellt sich die Frage, ob gerade dieses Verhalten nicht doch nur Anpassung an die bürgerliche Moral war und sich als Selbsttäuschung entpuppt. Man hätte ja auch für beide Geschlechter fordern können, selbst darüber entscheiden zu dürfen, ob man nun ein freies sexuelles Leben vor der Ehe führt oder nicht; aber man machte aus der Not eine Tugend und erklärte den äußeren, fremden Zwang zum inneren, eigenen Willen. Man täuschte so eine sittliche Freiheit vor, die man nicht tatsächlich besaß. Die bürgerlichen Moralforderungen wurden dadurch vielleicht in Frage gestellt, aber nie verletzt.

Für Elisabeth Busse-Wilson hatte dieser Topos der sexuellen Reinheit im WV bestimmte Gründe: "Die Erlebnisscheu liegt im Infantilismus und dem Fluchtcharakter der ganzen Jugendbewegung tief begründet. Man täusche sich nicht: Es waren Weltflüchtige, die, gescheitert an bürgerlichen Nöten, in den freideutschen Gemeinschaften sich sammelten. Durch diesen Filtrierungsprozeß wurden von der Jugendbewegung aus der ganzen jungen Generation immer die angesaugt, denen es in der bürgerlichen Welt zu ungemütlich geworden war, die aber jede Art Reibungen und Konflikte mit ihr scheuten, weil sie nicht stark genug oder zu feige waren, im Kampf gegen sie die neue jugendliche Welt durchzusetzen. So ließen sie sich abdrängen in jenes Reich der Romantik, das ihnen nun freilich selbst die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr streitig machte.

Daher bequemen sie sich auch in der Erotik der harten Verzichtsforderung der Gesellschaft unbewußt an, um ihr Fahrten- und Zupfgeigenidyll zu retten. (...) In der Tat: der Wandervogel war keine Empörung, sondern höchstens eine Flucht. Denn hier bewegte sich keine revolutionäre Jugend - sie wurde bewegt. Und: sie paßte sich an." (23)

Dieses harte Urteil relativiert E. Busse-Wilson freilich in einem Kapitel "Liebe und Kameradschaft" ihres Buches "Stufen der Jugendbewegung" aus dem Jahr 1925. Hier hält sie der Bündischen Jugend zugute, daß sie die bürgerlichen Geschlechterrollen umgestürzt habe, umgewandelt zu einem "menschlich-befreiten und herzlichen Verhältnis", zu einer Kameradschaft zwischen den Geschlechtern. Diese Kameradschaft habe "... zum ersten Male auch der Frau die wahre Gleichberechtigung gegeben". Der Preis hierfür sei allerdings der Verzicht auf Erotik und jegliche Liebesbeziehungen gewesen, die "erotische Ungeformtheit" habe eine "sterile Atmosphäre der Harmlosigkeit" entstehen lassen. "Um so komischer wirkte es, die jugendlichen Greise hinterdrein tiefernt über den jugendlichen Eros den unerlebten, philosophieren zu sehen." (24) Immerhin erkennt Busse-Wilson in den sich häufenden Debatten über die Geschlechterfrage schon die ersten Anzeichen der fortschreitenden gesellschaftlichen Bewußtwerdung. Sie stellt seit den Zeiten des ersten Meißnerfestes (1913) eine Veränderung im Verhältnis der Männer und Mädchen fest: "eine Menge Paarungsformen, legale und illegale Ehen von ganz verschiedener Dauer", wo die Kameradschaft die Geschlechtlichkeit nicht ersetze, sondern ergänze. "Die viel ironisierte Kameradschaft der Geschlechter in der Jugendbewegung bleibt eine der wenigen positiven Schöpfungen ihres Instinktes. Hier gibt es keine Verführer und Verführten ... Der leidenschaftliche Widerspruch dieser Jugend gegen die bürgerliche Besitzehe richtete sich nicht gegen Treue und Verpflichtung, sondern gegen die Öffentlichkeit und Unzartheit der legalen und illegalen bürgerlichen Liebe. Nicht mangelndes Verantwortungsgefühl oder ethische Bequemlichkeit, sondern die natürlichen Rechte des Liebesempfindens verursachten die Opposition ... Daß es ein Frauengeschlecht ohne Sexualneid und ohne sexuelle Neugierde gibt - diese 'sekundären Geschlechtsmerkmale' des bürgerlichen Weibes -, würde allein schon die Jugendbewegung rechtfertigen und die Nichtgestaltung der Liebesbeziehungen, an der man heute wie ehemals leidet, hundertfach aufwiegen." (25)

Resümee

Ähnlich zwiespältig, ja widersprüchlich bleibt am Ende auch unser Eindruck: Eine allgemeine Beurteilung zu finden, die allen Aspekten des Lebens der "Frau im Wandervogel" gerecht wird, fällt schwer. Nicht nur, weil über die Ausrichtung und die Praxis in den einzelnen Wandervogel-Gruppen oft allein die Persönlichkeit

des Leiters oder der Leiterin entschied und es innerhalb des Wandervogel bzw. der Bündischen Jugend ohnehin viele Unterschiede, Strömungen, Richtungen gab, die das Bild sehr uneinheitlich machen. Auch die Mischung aus ernsthafter Gesellschaftskritik und Utopien einer entlegenen "Jugendwelt", in der mancher Rollentausch dann wieder nur spielerisch bleiben konnte, macht eindeutige Aussagen problematisch.

Wesentlich scheint jedenfalls, daß im Wandervogel schon früh eine Diskussion über die Rolle der Frau auch in der Gesellschaft insgesamt in Gang gesetzt, daß das "Problem" überhaupt deutlich gemacht wurde, auch wenn die Schritte zu seiner Lösung höchstens halbherzige waren. Wandervogel und Bündische Jugend blieben trotz aller Kritik an den bestehenden Verhältnissen Teil einer bürgerlichen Denk- und Vorstellungswelt, in die das Bild der selbständigen Bestimmung und des eigenständigen Lebensentwurfs der Frau nicht paßte. Dazu waren die alten Denkschemata vom "Wesensunterschied" zwischen den Geschlechtern, von der "naturgemäßen" Hausfrauen- und Mutterrolle zu tief verwurzelt und zu bequem. Auch die Mädchen und Frauen selbst trugen wesentlich mit an diesem Ballast. Dennoch bedeuteten für sie auch diese halben Schritte kleine Fortschritte, kleine Freiräume innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in denen neue Erfahrungs- und Verhaltensmöglichkeiten gesucht werden konnten: Der freiere Umgang mit Gleichaltrigen, Beziehungen zum "anderen Geschlecht", soziale und kulturelle Aktivitäten außerhalb des Aufsichtsbereichs der Eltern, die Entwicklung und Erfahrung eigener Bedürfnisse - kurz: Momente eines 'anderen Lebens', das es außerhalb der Jugendbewegung noch nicht gab und von dem die Generation ihrer Mütter noch nicht gewußt hatte.

Schließen wir mit einem Zitat von Elisabeth Busse-Wilson, die diese positive Bedeutung der Jugendbewegung für die Frauen ihrer Generation rückblickend so zusammenfaßte: "Wenn also die Kameradschaft für das Einzelverhältnis nur ein Kompromiß, eine unvollkommene Zwitterlösung darstellt, bedeutete sie doch für das Gemeinschaftsverhältnis eine ungeheuere menschliche Verfeinerung und insonderheit für die Mädchen eine Bereicherung, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Denn hier wurde zum ersten Male der Frau die wahre Gleichberechtigung zurückgegeben. (...) Die jetzige Mädchengeneration, die durch den Wandervogel und die Freideutsche Gemeinschaft gegangen ist, ist sich ihrer Ausnahmestellung in der bürgerlichen Gesellschaft ziemlich unbewußt. Denn sie kennt kaum aus eigenem Erleben das gesellschaftliche Los, das das Bürgertum seiner Jugend auferlegt. Sie, die in diese neuen Formen jugendlicher Geselligkeit schon kampflos hineinwächst, genießt mit Selbstverständlichkeit das Gemeinschaftserlebnis mit dem Mann." (26)

Martina Brenner, Sabine Haas, Claudia Kitsch
Susanne Schmidt, Gabriela Ulitsch

Anmerkungen

- 1 Elisabeth Busse-Wilson: Die Frau und die Jugendbewegung. Hamburg 1920, S. 45.
- 2 Zitiert nach E. Busse-Wilson: Die Frau, S. 14.
- 3 H. Blüher zitiert nach ebd., S. 41.
- 4 Eine Tabelle von 1882 zeigt den Anteil der weiblichen Erwerbstätigen an der Gesamtzahl der Beschäftigten: Künstlerisches Gewerbe 4,2%, Handelsgewerbe 20,9%, Versicherungsgewerbe 0,7%, Post und Eisenbahn 1,0%, sonstiges Verkehrsgewerbe 6,0% - von diesen Frauen waren ca. 80% ledig! Aus: Annette Kuhn et al.: Frauen in der Geschichte III. Düsseldorf 1983, S. 196-215.
- 5 Vgl.: Informationsblätter zu der Ausstellung "Frauenalltag in Frankfurt" 1890-1980. Frankfurt 1980, S. 41.
- 6 Vgl.: Kuhn: Frauen, S. 189f.
- 7 Informationsblätter, S. 37ff.
- 8 S. ebd., S. 45.
- 9 S. dazu: Karin Hausen (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. München 1983, S. 221-242.
- 10 Der Wandervogel (gelbe Zeitschrift). Monatsschrift für deutsches Jungwandern. Hrsg. vom Wandervogel e.V., Jg. 1914, 1918 und 1924.
- 11 Bis 1900 war es noch sehr schwierig, Frauen für die Arbeiterfrauenbewegung zu gewinnen. Der Anteil der weiblichen Mitglieder in den freien Gewerkschaften betrug 1892 1,84%, 1914 9,92%, 1915 14,85%, 1918 25,11%. Danach ging der Frauenanteil wieder deutlich zurück. Aus: Gisela Losseff-Tillmann: Frau und Gewerkschaft. Frankfurt 1982, S. 167-181.
- 12 Vgl.: Kuhn: Frauen, S. 196-215.
- 13 S. Informationsblätter, S. 45.
- 14 Vgl. Informationsblätter, S. 76.
- 15 Else Frobenius: Mit uns zieht die neue Zeit. Berlin 1927, S. 66.
- 16 S. ebd., S. 67.
- 17 S. ebd., S. 89.
- 18 S. ebd., S. 70.
- 19 S. ebd., S. 72.
- 20 Wandervogel 1918, Nr. 1/2. 25 Ebd., S. 102f.
- 21 Ebd.
- 22 Else Frobenius: Mit uns, S. 260.
- 23 E. Busse-Wilson: Die Frau, S. 77, 89.
- 24 E. Busse-Wilson: Stufen der Jugendbewegung. Jena 1925, S. 102.
- 26 E. Busse-Wilson: Die Frau, S. 79.

"VOM TURM DES MÜNSTERS IST DIE MENSCHENKETTE KAUM ZU SEHEN."
FAZ, BILD UND DIE FRIEDENSBEWEGUNG.

Es begann vor einem Jahr: Am 28. Oktober 1983 fand im LUI ein gemeinsames Seminar mit der dju (Deutsche Journalisten-Union) statt, bei dem es um Sprachregelungen in Berichten über die Friedensbewegung und Sanktionen von Chefredakteuren gegen aufmüpfige Redakteure ging. An diesem Seminar nahmen auch einige Fachschaftsmitglieder teil, die sich später im Arbeitskreis "Herbstblätter" zusammenfanden.

Der zweite Anstoß war das Projekt einer Gruppe von Journalisten, Grafikern und anderen, die ein Buch über die zahlreichen Aktionen der Friedensbewegung im Herbst 1983 planten und auch vor Ort in Mutlangen, einem Pershing-Stützpunkt der US-Armee, selbst an einer Blockade teilnahmen. Aus diesem Kreis kam die Anregung an uns, eine Reihe von Tageszeitungen bzw. deren Berichterstattung zu diesem Thema einmal systematisch auszuwerten. Es sollte herausgefunden werden, mit welchen Mitteln die Friedensbewegung diskreditiert und kriminalisiert wird, wie die Gesamtstrategie der Berichterstattung in der (bürgerlichen) Presse aussieht und was die Friedens-Aktiven daraus lernen könnten.

Es fand sich eine Gruppe von fünf Studierenden und einem Lehrenden, Bernd Jürgen Warneken, zusammen, wobei einige von uns selbst schon bei einer Zeitung beschäftigt waren. Zu Beginn der Arbeit stand noch zur Diskussion, mehrere Zeitungen parallel zu untersuchen, die das ganze Spektrum der Presselandschaft abdeckten. Weil das aber mehr Arbeit bedeutet hätte, als die Gruppe leisten konnte, kamen wir davon wieder ab. Stattdessen konzentrierte sich der Arbeitskreis auf zwei Blätter, die der 'rechten Ecke' der Zeitungspalette zuzuordnen sind und zudem viel gelesen werden, wenn auch von einem jeweils ganz unterschiedlichen Publikum: die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) und die Bild-Zeitung. Anhand der beiden Blätter sollte klargemacht werden, wie die Angst vor Raketen in eine Angst vor den Raketengegnern, vor der Friedensbewegung, umgelenkt wird.

Also ging es ans Zeitungslesen. Um den Vergleich beider Blätter zu erleichtern, nahmen wir uns vor allem die Berichterstattung über die Aktionen der Jahre 1981 und 1983 vor; das waren zum einen die beiden Großdemonstrationen in Bonn, die Blockaden in Mutlangen und andere Aktionen wie die Menschenkette, zum anderen die Bundestagsdebatte im November 1983. Über diese Zeiträume lagen auch relativ viele Artikel in FAZ, Bild und Bild am Sonntag (BamS) vor. Zitate und ganze Artikel wurden mit Datum und Seitenzahl auf Karteikarten übertragen und unter bestimmten Kategorien zusammengefaßt, wie etwa "Gewalt", "Volkes Stimme", "Fremde" oder "Angstmache".

Diese Phase nahm bald ein Vierteljahr ein, bis im Februar/März 1984 Leitlinien für den späteren Text formuliert und die ersten

Fassungen der verschiedenen Kapitel geschrieben wurden. Diese wurden dann mehrmals verändert und umgeschrieben, bis manche Abschnitte nicht mehr wiederzuerkennen waren. Das Ganze geschah zudem noch unter Zeitdruck, weil von der Projektgruppe, die das Buch über den "heißen Herbst" herausgeben wollte, ein Abgabetermin im Sommer genannt worden war. Bald stellte sich jedoch heraus, daß die ganze Sache verschoben werden mußte.

Der AK "Herbstblätter" ließ sich nicht beirren und konnte im Frühjahr die "vorläufige amtliche Endfassung" seines Textes vorlegen. Dieser wurde anlässlich des Tübinger Kongresses "Ärzte gegen den Atomkrieg" im LUI vorgetragen. Einen weiteren Auftritt für die Gruppe gab es im Juni 1984 in Leutkirch.

Nun stellte sich die Frage: Was tun mit dem Text? Der AK beschloß schließlich, eine Broschüre zu veröffentlichen, in der das Arbeitsergebnis größere Verbreitung finden sollte. Ende September war alles getippt, gelayoutet und gedruckt. Die "30 Tricks, um mit der Friedensbewegung fertig zu werden" lagen nun als handliches Heft vor.

Herausgekommen sind acht Kapitel, unter denen die sprachlichen und optischen Tricks der Berichterstattung beider Blätter zusammengefaßt sind. Sie unterscheiden sich nach dem Leserpublikum von FAZ und Bild. "Die FAZ ist der Radar der Führenden, BILD stört den Radar der Geführten", heißt es im Text auf Seite 23. Beide Zeitungen sind sich nach Ansicht des Arbeitskreises insofern einig, als sie behaupten, "im Schatten der Pershing liege man wie in Abrahams Schoß" und von der Friedensbewegung drohe die eigentliche Gefahr. BILD malt aber im Unterschied zur FAZ ständig die Gefahr von Chaos und Anarchie an die Wand, während das Blatt, hinter dem angeblich "immer ein kluger Kopf" steckt, seine Leserschaft wissen läßt, daß "man" die Lage im Griff habe und von den bunten, exotischen Friedensdemonstranten keine Gefahr für die freiheitlich-demokratische Grundordnung ausgehe. 1981 hatte freilich dasselbe Blatt im Ton einer militärischen Verlautbarung mitgeteilt, daß bei der Bonner Großdemo die Demonstranten "von fünf Uhr früh an die Stadt einnehmen" und sie "beherrschen" würden.

Bunt und exotisch, aber auch fremdartig und bedrohlich, so werden die Friedensdemonstranten der Leserschaft vorgeführt. Beispielsweise meldete die BamS: "Für viele, vor allem kostümierte Mädchen, war der Protest gegen den Krieg eher eine Gaudi." (23.10.83) Und der BILD-Reporter, der am 24. Oktober 1983 schrieb: "Ich war in der Menschenkette / Wir lachten und tanzten", hatte anscheinend ein recht vergnügliches und unbeschwertes Wochenende verlebt. Übrig blieben von der Friedensbewegung "Blumen, Buletten, Luftballons und Lächeln". (23.10.83)

Doch BILD und FAZ lassen sich durch dieses harmlose Gesicht nicht täuschen, trotz solcher fast karnevalistischen Anklänge bleibt die Friedensbewegung unberechenbar und gefährlich. Oft wird ein widersprüchliches Bild gezeichnet: Bei einer Aktion sorgte sich

BILD, ob ein "Krieg um Parkplätze" stattfinden werde (19.10.83), die FAZ dagegen stellte fest, daß sogar der Bundesgrenzschutz noch von der Friedensbewegung lernen könne: "Die Ablösung geht nach den Anweisungen eines Polizeitaktikbuches vor: von rechts einrücken, von links abrücken. Das können nicht einmal die Leute vom BGS so gut." (15.10.83) Und nicht genug, daß BILD sich den Bonner Oberbürgermeister zum Zeugen nimmt, der sich "an die finstersten Zeiten des Faschismus" erinnert sah (10.10.81), nein, sogar eine "erste Bombe der 'Aktionswoche' explodierte in ... der Nachrichtenschule der Bundeswehr in Bad Ems." (23.10.83) Die Methode Minimax - den Gegner klein- und die Freunde großzaubern - ist eine andere beliebte Masche sowohl bei der Behandlung von Meinungsumfragen als auch bei der Berichterstattung über Kundgebungen und Demonstrationen. In dem Moment, als die Friedensbewegung nun wirklich nicht mehr zu übersehen war, griff die FAZ etwa zum Trick mit dem umgekehrten Fernglas: "Vom Turm des Münsters ist die Menschenkette kaum zu sehen." (24.10.83)

Vor allem wird immer wieder versucht, die Friedensbewegung als fremdartig, als gesellschaftliche Außenseitergruppe erscheinen zu lassen: Die Männer waren bärtig, gingen anscheinend keiner geregelten Arbeit nach und aßen "türkische Pizza" und "iranischen Spießbraten" (BamS, 11.10.83), das Ganze wirkte dann wie ein "orientalischer Bazar" (FAZ, 24.10.83). Unter den Frauen dagegen fand BILD schlechte Mütter, die ihre Kinder als "Kanonenfutter" benutzten (22.11.83) oder mannstolle Amazonen, über die ein BILD-Reporter schrieb: "In der U-Bahn-Passage am Hauptbahnhof spricht mich Annette an. Dunkle lange Haare, große lächelnde Augen. 'Du frierst', sagt sie. 'In meinen Schlafsack passen auch zwei'." (12.10.81)

Dies sind drei von "30 Tricks, um mit der Friedensbewegung fertig zu werden". Die restlichen 27 sind in einer Broschüre nachzulesen, die Ende September erschienen ist und zur Zeit bereits in die zweite Auflage geht. Interessierte können sie für 1,50 DM bestellen bei:

Lorenz Hertle
Brühlstraße 15
7413 Gomaringen

Preis und Porto (für 1 Exemplar 50 Pf., 2 Exemplare 70 Pf., 10 Exemplare 1,80 DM) bitte in Briefmarken oder Verrechnungsscheck beilegen!

Arbeitskreis "Herbstblätter"

ERLEICHTERUNG MIT PFERDEFUSS

Seit dem 1. April 1984 gilt am Ludwig-Uhland-Institut eine neue Zwischenprüfungsordnung.

Als im Dezember 1975 das Hochschulrahmengesetz (HRG) verabschiedet wurde, kritisierten studentische Vertreter, daß mit "der Verabschiedung des HRG (...) ein Instrument geschaffen (ist), das eine zentralstaatliche Reglementierung der Hochschulen, direkte Eingriffe in Forschung, Lehre und Studium durch die staatlichen Instanzen ermöglicht." (1) Insgesamt wurde das Gesetz folgendermaßen charakterisiert:

- es reglementiere den Studienablauf,
- es lege Bildungsinhalte fest, die den pragmatischen Anforderungen des Staates und der großen Konzerne entsprächen,
- es reduziere das wissenschaftliche Studium auf eine verengte Berufsausbildung,
- es bedeute staatliche Eingriffe in Prüfungsinhalte und Prüfungsordnungen,
- es führe neue Zulassungsbedingungen ein und zementiere den Numerus Clausus,
- es würde eine Studienplatz- und Studienzeitebegrenzung (Regelstudienzeit) einführen,
- es unterteile das Studium in ein Kurz- ("nicht-wissenschaftliches") und Langstudium ("wissenschaftliches" Berufsziel)
- und es würde die ökonomische und fachliche Rationalisierung der Studiengänge bedeuten.

1979 wurde das Hochschulrahmengesetz unter anderem auf Druck der Studenten dahingehend geändert, daß die Regelung über die Zwangsexmatrikulation (Mittel zur Durchsetzung der Regelstudienzeit) gestrichen wurde. (2) Was jedoch blieb, war die genaue Festlegung der Anzahl der zu besuchenden Lehrveranstaltungen, für die von nun an benotete Scheine nachgewiesen werden mußten. Am Ludwig-Uhland-Institut waren dies z.B., laut Zwischenprüfungsordnung (Zpo) vom 12. November 1979, vor der Zwischenprüfung im Hauptfach immerhin acht Seminar- und zwei Exkursionsscheine.

Die Pflicht, an zehn bestimmten Veranstaltungen teilnehmen zu müssen und innerhalb dieser Veranstaltungen ein Referat oder eine Hausarbeit abzuliefern, führte dazu, daß Studenten und Studentinnen in erster Linie die Pflichtveranstaltungen besuchten. Die Möglichkeit, Seminare selbst zu wählen, war eingeschränkt worden. Zudem wurde kritisiert, daß es ja nicht der Sinn des Studiums sein könne, möglichst viele Veranstaltungen pro Semester abzusitzen, sondern wenige zu besuchen, in denen dafür aber qualifiziert (und das bedeutet einigen Arbeitsaufwand außerhalb des eigentlichen Seminars) gearbeitet werden kann. Aus diesen Gründen wurde am Ludwig-Uhland-Institut darauf hingearbeitet, die Zpo zu ändern und

den Anteil der Pflicht-Scheine zu senken. In einer "Zwischenprüfungsänderungskommission" war das LUI durch Martin Scharfe vertreten.

Das Fach Empirische Kulturwissenschaft gehört zur Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften. 1983 sollte nun die Zpo dieser Fakultät (für den Magisterstudiengang) geändert werden. Die Zpo besteht aus einem allgemeinen und einem besonderen Teil. Die Anzahl der Pflichtveranstaltungen im einzelnen Fach regelt der besondere Teil, der allgemeine führt die einzelnen gesetzlichen Bestimmungen aus. Nach dem Willen der Zwischenprüfungsänderungskommission hätte nur der besondere Teil geändert werden sollen. Das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft und Kunst weigerte sich jedoch, den besonderen Teil der Zpo zu ändern, wenn nicht gleichzeitig der allgemeine Teil an das Universitätsgesetz angeglichen werde.

Was verbarg sich nun hinter der Formel: "Angleichung ans Universitätsgesetz", oder anders gefragt: In welchen Punkten hat sich der allgemeine Teil der Zpo geändert? Neu in die Zpo wurde der Paragraph 14 aufgenommen, der vorsieht, daß die Zwischenprüfung anders als bisher benotet wird. Bisher wurden wohl die Scheine und die für die Zwischenprüfung außer den Scheinen notwendige Hausarbeit benotet, im Zwischenprüfungszeugnis selbst tauchte jedoch keine Note auf.

Geändert wurde außerdem der Paragraph 3, der in seiner neuen Fassung folgendermaßen lautet: "In jedem Fach sind die für die Zwischenprüfung erforderlichen Prüfungsleistungen (§ 10) spätestens bis Ende des 4. Fachsemesters nachzuweisen. Wer die Zwischenprüfung, einschließlich etwaiger Wiederholungen, bis zum Ende des 6. Fachsemesters nicht abgelegt hat, verliert den Prüfungsanspruch; es sei denn, daß er die Fristüberschreitung nicht zu vertreten hat." (Hervorhebung d. Verf.)

Diese Änderung bedeutet, daß erstens ein Semester schneller als bisher studiert werden muß (vorher war die Zwischenprüfung bis Ende des 5. Fachsemesters abzulegen), und daß zweitens - entsprechende Handhabung der Paragraphen vorausgesetzt - die Regelstudienzeit vor der Zwischenprüfung eingeführt worden ist.

Mit einer so gearteten Änderung des Paragraphen 3 haben Ministerium und Fakultät jedoch auch einen gangbaren Weg zur Durchsetzung der Regelstudienzeit gefunden: Bisher war angenommen worden, daß die Regelstudienzeit aus verwaltungstechnischen Gründen gar nicht eingeführt werden könne, weil, so die Aussage des Fakultätsangestellten Dr. Lang, allein für irgendwelche Überprüfungen, Mahnungen etc. einige neue Leute hätten eingestellt werden müssen. Die neue Regelung sieht jedoch kein Überprüfen und Mahnen vor, da die "Aufsichtspflicht" über das Einhalten der Prüfungsfrist allein beim Studenten bzw. der Studentin liegt. Der besondere Teil der neuen Zpo, der ja ursprünglich allein geändert werden sollte, besagt, daß im Hauptfach EKW statt bisher acht nur noch vier "quali-

fizierte" Seminarscheine und ein (statt bisher zwei) Exkursions-scheine im Grundstudium erforderlich sind. Zusätzlich erwartet das Institut, daß zwei weitere "nicht-qualifizierte" (d.h. nicht benotete) Veranstaltungen absolviert werden (Einführungsveranstaltungen).

Die Studierenden am Ludwig-Uhland-Institut sind nun in der schwierigen Situation, daß sie einerseits qualifizierter (weil weniger pflichtveranstaltungen vorgeschrieben) als bisher studieren können, andererseits jedoch die Regelstudienzeit fürs Grundstudium "reingewürgt" bekamen. Übrigens hatte sich die Fachschaft gegen eine überstürzte Änderung der Zpo ausgesprochen und die Lehrenden auf einer Institutsvollversammlung dazu aufgefordert, der geplanten Änderung im Fakultätsrat keine Stimme zu geben (was diese auch zugesichert hatten). Trotzdem stimmten die Lehrenden dort dann der Änderung der Zpo zu. Als Gründe wurden genannt: 1. Die Verbesserungen des besonderen Teils seien entscheidender als die Verschlechterungen des allgemeinen. 2. Die Änderung solle möglichst bald unter Dach und Fach sein. Zudem stand das LUI unter Druck, immer eine Änderung gefordert zu haben, was einen Rückzieher ebenfalls erschwerte. Ob sich die Änderungen letztendlich positiv oder negativ auf die Studienbedingungen auswirken, kann mangels Erfahrung im Moment nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Zwei Dinge sind jedoch grundsätzlich zu bedenken:

1. Die finanzielle Situation vieler Studierender ist schwieriger geworden. Die Zeitung "Semestertip" der Studentenwerke schrieb hierzu im Januar 1984: "Studenten geht's schlechter als vor zwanzig Jahren (...) Zu fünfzig Prozent finanzieren Eltern und Familienangehörige den Unterhalt der rund 1,2 Millionen Studenten in der Bundesrepublik. Ein Viertel trägt der Staat als Ausbildungsförderung bei. Ebenfalls ein Viertel bringen die Studenten durch Arbeit selber auf." (3) Wer vermehrt arbeiten muß, kann unmöglich schneller studieren.
2. Gerade die Zeitverkürzung des Grundstudiums schränkt natürlich die Wahlmöglichkeit von selbst ausgesuchten Seminaren - ursprünglich ein Hauptziel der ganzen Änderung - wieder ein. Außerdem ist zur Zeit unklar, ob die Durchsetzung der Regelstudienzeit knallhart betrieben wird. Nach der erneuten Novellierung des HRG kann dies aber durchaus der Fall sein. (Vgl. Anm. 2)

Der Institutsrat des Ludwig-Uhland-Instituts hat sich auf jeden Fall zum Handeln entschlossen und eine Institutskartei als "Frühwarnsystem" eingeführt. Mit Hilfe dieser Kartei, in die jeder Anfänger samt Studienbeginn eingetragen wird, können säumige Zwischenprüfungskandidaten/innen an die Gefahr der drohenden Exmatrikulation erinnert werden. Dies bedeutet natürlich auch zusätzliche Arbeit für die Sekretärinnen am Institut.

Offen ist auch, zu was die Benotung des Zwischenprüfungszeugnisses benützt werden kann. Im Moment scheint ein möglicher Mißbrauch nicht im Bereich des Bafög zu liegen, da hierfür sowieso die Note der Magisterprüfung genommen werden kann. (Seit dem 1. Januar 1984 gilt der Bafög-Darlehensteilerlaß, der vorsieht, den besten 30% der Bafög-Geförderten eines Examensjahrgangs jeweils 25% des Darlehens zu erlassen.) Die Benotung des Zwischenprüfungszeugnisses könnte vielmehr ein Schritt in die Richtung sein, die Tübingens Universitätspräsident Adolf Theis die "Universität der drei Ebenen" genannt hat. (4) Gemeint ist eine Universität mit breitem Unterbau, darüber die Spezialisierung bis zum Doktorgrad, darüber noch spezialisiertere Forscher. Denkbar ist z.B., daß später einmal ein "Kurz-Studium" EKW angeboten wird, das der Dauer des jetzigen Grundstudiums entsprechen könnte. (5) Ob so etwas kommen wird oder nicht, hängt sicherlich in erster Linie von den Anforderungen des Arbeitsmarkts der Zukunft ab.

Übrig bleibt momentan jedenfalls die Erfahrung, wie geschickt Ministerien gut gemeinte Verbesserungen in die ihnen genehme Richtung umfunktionieren.

Anmerkungen

- 1 USTA-Materialien, hrsg. vom Öffentlichkeitsausschuß der FSR-VV der Ernst-Bloch-Universität Tübingen, 1. Auflage Oktober 1981, S. 105. Siehe auch im folgenden die Seiten 105 und 106.
- 2 Zur Zeit wird an einer weiteren Novellierung des Hochschulrahmengesetzes gearbeitet. Ein Referentenentwurf soll am 5. November dieses Jahres der Öffentlichkeit vorgestellt werden und unter anderem vorsehen, daß obligatorische Zwischenprüfungen (d.h. mit Klausur) an allen Fächern eingeführt werden.
- 3 Aus: Semestertip der Studentenwerke, Nr. 1/84, Januar 1984.
- 4 Schwäbisches Tagblatt vom 17. Februar 1983. Tagblattgespräch mit Universitätspräsident Adolf Theis, 3. Teil.
- 5 Vgl. dazu: Wolf Wagner: Uni-Angst und Uni-Bluff. Berlin 1977, S. 51/52.

Im Auftrag der Fachschaft EKW:
Andreas Dornheim

ROLLENTAUSCH: MR. BAUSINGER (EUGENE) - HERR TOELKEN (TÜBINGEN)

OREGON-IMPRESSIONEN

Ich habe sehr viel Glück gehabt in Oregon. Zum Beispiel haben wir einen Bären gesehen - beim Halt an einer Baustelle in den Cascaden tapste er in wenig mehr als fünfzig Metern Entfernung über eine Lichtung. Tom Brady, Geschichtspräsident in Eugene mit mehrjähriger Tübingen-Erfahrung, erzählte von Oregoner 'Alpenvereinslern' und anderen Naturbegeisterten, die seit Jahren an fast jedem Wochenende nach Bären Ausschau halten und doch noch nie einen zu Gesicht bekommen haben. Wenn Tom uns keinen Bären aufgebunden hat, haben wir in diesem Punkt also zumindest gleich gezogen mit den richtigen Oregonianern, und es war nicht der einzige Punkt, in dem uns neugewonnene Freunde bis zu einem gewissen Grad zum 'Binnenblick' verhalfen.

Bis zu einem gewissen Grad. Ich bilde mir nicht ein, Oregon und die Oregonianer wirklich verstanden zu haben. Das meint man nach drei oder vier Wochen (alerte Feldforscher hören ja dann auch auf ...). Danach verwischen sich die Konturen des Bildes, das man sich erst einmal aufgebaut hat; man wird unsicher über die Generalisierbarkeit und den Stellenwert seiner Erfahrungen.

Dies gilt auch von meinen Uni-Erfahrungen. Ich fügte mich zwar ein in Aufgaben, Stil und Brauch des English Department, hatte ein volles Deputat (nach unserem deutschen akademischen Zeitmaß vier Wochenstunden Vorlesungen und drei Seminare) und mühte mich verbissen um ein akzeptables Englisch. Aber die Lehrveranstaltungen waren doch eher untypisch. Der kleine, aber sehr lebendige Kreis des Seminars war am ehesten einem Doktorandenkolloquium vergleichbar; unter den zehn - ausschließlich weiblichen - Mitgliedern war eine Anthropologieprofessorin und eine Doktorin der vergleichenden Literaturwissenschaft, und auch fast alle anderen waren graduiert. Dies war eine vorzügliche Basis für die Behandlung eines ungewohnten Gegenstandes: es ging um die Entwicklung neuer Fragestellungen und Methoden in der deutschen Kulturwissenschaft (Stichwort: "Abschied vom Volksleben"), zu der Hannjost Lixfeld aus Freiburg und James R. Dow aus Iowa eine Reihe von Übersetzungen bereitgestellt haben. Auch die Vorlesung, die - immer unter dem Aspekt des Vergleichs - Einblicke in die deutsche Kultur vermittelte, paßte nicht genau in den Lehrkanon, der drüben ziemlich strikt fixiert ist.

Wenn ich das Echo auf meine Vorlesung (man bekommt es schriftlich in der Form von Beurteilungsbögen!) richtig einschätze, profitierten die Studierenden durchaus von dieser Lockerung und Weiterung. Ich halte es nicht für unmöglich, daß das Fach sich aus dem im ganzen freundlichen, aber doch auch festen Rahmen der englischen Philologie lösen wird. Eine gewisse Verselbständigung ist bereits erreicht durch ein Studienprogramm "Ethnic Studies and Folklore", das zwischen oder neben den Departments angesiedelt ist; über

solche Programme werden neue, interdisziplinäre Felder erschlossen.

Dem System der Erfolgskontrollen entging ich nicht ganz, hatte aber doch eine gewisse Narrenfreiheit. In meiner "German Culture Class" (einer Vorlesung!) setzte ich eine mid-term-Klausur an und erbat darüberhinaus von allen Teilnehmern ein kurzes paper zu einem beliebigen Aspekt des amerikanisch-deutschen Kulturvergleichs. Damit unterschritt ich die Grenze des üblicherweise Verlangten bei weitem. Die kontinuierlichen Prüfungen und das ausgeprägte Punktsystem sind Tatsachen. Wie sie sich auswirken - darüber bin ich mir nicht so sicher. Mein Eindruck war, daß ein Teil der Studierenden das angebotene Material auch über die Prüfungen selbständig und problembewußt verarbeitet, daß sich aber ein anderer - vielleicht größerer - Teil auf die bloße Anhäufung von Wissen zurückzieht.

Auffallend ist, daß über Streß weit weniger gesprochen wird als bei uns. Nun könnte es natürlich sein, daß die geballten Anforderungen Reflexionen dieser Art einfach nicht zulassen, daß man nur die Wahl hat, sich zu unterwerfen oder auszusteigen. Aber wenn mich nicht alles täuscht, wurde nicht nur weniger über Streß gesprochen, es gab ihn auch weniger. Ich bin nicht ganz dahinter gekommen, warum. Drei Gründe habe ich anzubieten: Das Versagen ist weniger schlimm. Nicht etwa, weil es keine Folgen hätte - aber man bewertet die Menschen weniger nach Zeugnisstufen, und die Berufsfelder sind weniger von hohen akademischen Berechtigungshürden umstellt. Das zweite: Die Freude an der eigenen individuellen Leistung ist ausgeprägt. Dabei spielt eine Rolle, daß schon in der Schule sehr viel Selbständigkeit gelernt wird. Das Studium in den Vereinigten Staaten sei verschult, heißt es bei uns - das ist richtig, aber in der High School stellen schon die Zwölfjährigen ihren Stundenplan selbst zusammen wie Studierende, und die Schule ist ungleich offener und liberaler als bei uns. Das dritte ist eine Feststellung, die freilich ihrerseits erklärungsbedürftig ist: Es herrscht ein optimistischer Grundton, der nicht nur als Naivität und Ahnungslosigkeit abgetan werden kann.

Er kommt übrigens auch in einer selbstverständlichen Freundlichkeit des Umgangs miteinander zum Ausdruck - nicht nur auf dem Campus, sondern ziemlich allgemein. Aber das sei doch adressiert und oberflächlich, heißt es bei uns. Ganz abgesehen davon, daß ich oberflächliche Freundlichkeit der oberflächlichen Muffigkeit in unseren Ämtern, Straßen und Läden vorziehe, bin ich da nicht so ganz sicher - es scheint mir der Umgangston und -stil einer Gesellschaft zu sein, die zwar auch ihre ethnischen und sozialen Ausgrenzungen vollzog und vollzieht, die sich aber den Unterschied zwischen 'einheimisch' und 'reingeschmeckt' nicht erlauben konnte. Eine Gesellschaft von lauter Fremden - deshalb hat man es als Fremder auch verhältnismäßig leicht.

Als Brecht nach Amerika kam, registrierte er die Würdelosigkeit "des Verkehrs von Mensch zu Mensch", die selbst auf die Landschaft

übergegangen sei: "Ein Mann, in der Frühe im Garten einen Band Lukrez lesend, wäre ein abgeschmackter Anblick." Ich muß zugeben, daß ich in all den (in der Tat meistens ziemlich sterilen) Vorgärten nicht ein einziges Mal einen Lukrezleser gesehen habe - ganz im Gegensatz zu der Erfahrung mit unseren schwäbischen Kleingärtnern, versteht sich. Aber ich habe das nicht als besonders störend empfunden. Ich weiß nicht, ob es die allgemeine wachsende Verstrickung in den Kapitalismus ist, die mich hier unsensibler macht, oder ob Bert Brecht sein Urteil nicht einfach schon fertig mitbrachte. Vielleicht hätte ihn Oregon überzeugt - Oregon, das nicht Amerika ist, aber auch nicht Nicht-Amerika. Ich würde wieder hinfahren.

Hermann Bausinger

EIN BLICK VOM SCHLOSS

Nicht viele amerikanische Professoren haben ihre Büros in einem Schloß.

Obwohl wir spaßeshalber den Status und die soziale Isolation des akademischen Lebens mit der Metapher "Elfenbeinturm" bezeichnen, ist unsere tatsächliche Umgebung mehr mit backsteinernen Nervenheilanstalten vergleichbar, und der Blick aus meinem Fenster offenbart die eher gleichförmige Aussicht auf grüne Äste im Sommer oder langweilige Backsteinwände im Winter. Während dies beides zwar den angemessenen Hintergrund für die Realitäten des akademischen Lebens in Amerika darstellt, bereitet er in keiner Weise auf die beinahe 'traumatische' Schönheit eines Blickes vom Schloßturm in Tübingen vor. Selbst wenn alles andere während der Monate in Tübingen enttäuschend gewesen wäre, hätte es sich allein der Umgebung wegen gelohnt. Tatsächlich aber war beinahe nichts enttäuschend, und das Schloß, der Ausblick von seinen Fenstern - und viel wichtiger noch die Begegnung mit seinen Studenten und den Kollegen haben sich in meinem Gedächtnis als eine meiner interessantesten Erfahrungen verfestigt. Das ist nicht als Schmeichelei gemeint, sondern die Feststellung von einfachen Tatsachen. Man erwartet von einem akademischen Austausch, daß er anspruchsvoll und interessant sein solle, aber wenn ein Austausch dazu noch freundliche und hilfsbereite Kollegen und Mitarbeiter miteinschließt, wenn einem ermöglicht wird, in einer gut ausgestatteten Bibliothek zu arbeiten, ohne das Haus zu verlassen, wenn man mit talentierten Studenten intensiv und gewinnbringend arbeiten kann, dann hat wohl mehr als ein bloßer Austausch stattgefunden. Die herzlichen, manchmal auch hitzigen intellektuellen Auseinandersetzungen, die ich in Tübingen erlebte, haben mich sehr beeindruckt, und sie werden auch bleibende Wirkung haben auf die Art und Weise, wie wir "Folklore" an meiner Universität künftig vermitteln werden.

Unser "Folklorestudium" in Amerika konzentriert sich hauptsächlich

auf das typische Verhalten von Leuten, die zu festgefügt Gruppen gehören. Diese Gruppen sind nicht immer als im biologischen Sinne verwandt zu begreifen, sodaß unser Konzept von "Folk" nicht equivalent zu der deutschen Vorstellung von "Volk" ist. Unsere Gruppen können ebenso beruflich, regional oder religiös "verwandt" sein wie auch ethnisch oder eben familiär. So kommt unsere Vorstellung von "Folklore" dem näher, was Kulturwissenschaft bedeutet. Da "Folklore" wie die Kulturwissenschaft interdisziplinär angelegt ist, haben wir fortgeschrittene Studenten aus verschiedenen Fachbereichen, und da stellt sich vor allem das Problem, daß nicht alle die gleichen grundlegenden Arbeiten über "Folklore" kennen. Ein wöchentliches Kolloquium, wie es in Tübingen stattfindet - obwohl es so groß geworden ist, daß viele Teilnehmer anonym bleiben können oder müssen - ist daher genau das richtige Heilmittel für uns. Und wir werden dieses Jahr damit beginnen, die gleiche Art von regelmäßigen Treffen zwischen Dozenten und Studenten zu entwickeln, und zwar auch in der Vielfalt der Disziplinen, die unseren Interessensbereich berühren.

Da ich eine Vorlesung und ein Seminar in Tübingen abhielt, war es mir möglich, eine ganz andersgeartete Ausbildungsweise kennenzulernen. Für mich war es z.B. ein Genuß, vor ungefähr 180 Studenten eine Vorlesung zu halten, ohne zugleich die verschiedensten analytischen Arbeiten jedes einzelnen lesen zu müssen - eine Art von Ferien, von denen ich mich bis jetzt nicht erholt habe. Andererseits blieb für mich stets die Frage, ob ich sinnvolle Perspektiven vermitteln konnte und wieviel die Hörer davon verstehen konnten, da ich so ja keinen Zugang zu ihren formulierten Gedanken hatte und wir uns nur einmal die Woche trafen.

Zum Glück zeigte mir ihr Gelächter über meine gelegentlichen Witze, daß sie tatsächlich zuhörten und daß ihre Englischkenntnisse oft weit besser waren, als sie selbst glaubten.

Mein Seminar, ungefähr fünfmal so groß wie die Seminare hier, war dann eine größere Aufgabe, als ich erwartet hatte. Das plötzliche Kreuzfeuer der Argumentation unter den Studenten, das ich ungeheuer interessant fand, spielte sich oft jenseits meiner Sprachfähigkeiten ab. Deshalb war ich mehr Zuschauer als Vermittler in den Diskussionen - oft fühlte ich mich fast wie der Besucher eines Tennisspiels. Doch die Geduld der Studenten war zum Glück größer als meine sprachliche Frustration.

Erstaunt war ich, eine weitverbreitete Ablehnung (wenn auch keine totale) der Empirie unter den Studenten zu finden. Ungefähr ein Drittel des Seminars schien zu glauben, daß Theorie wichtiger sei als Feldforschung und daß Theorie in jedem Fall der Feldforschung vorausgehen solle. Für die meisten amerikanischen Wissenschaftler ist genau das Umgekehrte richtig. Wir neigen dazu, der Theorie gegenüber mißtrauisch zu sein und besonders gegenüber Theorien, die nicht direkt mit den Tatsachen, die in Alltagsäußerungen vorkommen und die ja den Gegenstand der "Folklore" ausmachen, in Zusammenhang stehen. Deshalb diskutierten wir oft darüber, ob es tatsächlich überhaupt irgendwelche Gründe für die praktische

Feldforschung gibt - und das in einem Seminar über die Technik und Aufgaben der Feldforschung. Dies und andere Unterschiede in der Seh- und der Herangehensweise zwangen mich jedoch immerhin, manche Ansichten über einen Gegenstand, über den ich schon viele Meinungen hatte, neuerlich zu überprüfen.

Noch in manch anderer Hinsicht fand ich meinen Aufenthalt in Deutschland gewinnbringend. Persönlich wie beruflich: Ich war z.B. in der Lage, etwas Familienforschung in Bremen zu betreiben (der Heimat meines Urgroßvaters, der auswanderte); es gab die Gelegenheit, mehr über die Türken in Deutschland und die Reaktion der Deutschen auf sie zu erfahren (und in diesem Zusammenhang an verschiedenen Seminaren über dieses Thema teilzunehmen, unter anderem an einem gemeinsamen Kompaktkurs mit Hermann Bausinger und Claudia Schöning-Kalender u.a.); und natürlich konnte ich durch gelegentliche Vorlesungen etwa für Amerika-Häuser auch ein wenig reisen und gewinnbringende Gespräche mit anderen deutschen Volkskundlern führen.

Das Austauschprogramm selbst war einfach und effektiv. Genaugenommen blieben Hermann Bausinger und ich "geistig" auf unseren Plätzen und wechselten diese nur "physisch". Wir tauschten die Häuser, die Büros, Autos, Sekretärinnen und für eine Weile sogar die Familie. Auf eine komplizierte Art und Weise gab uns der Austausch die Möglichkeit, viel über die "Folklore" der Gastkultur zu lernen. Toelken lernte, seine Bürotür zu schließen, während Bausinger lernte, seine zu öffnen; Toelken lernte, öfters die Hand zu schütteln, während Bausinger dies weniger oft tat; Toelken fand sich selbst plötzlich als eine Person mit Status, deren Sekretärin tatsächlich jeden Tag selbst die Post brachte, während Bausinger sich in einer Situation befand; wo die Kollegen weniger als ein Gepäckträger bei einer Fluggesellschaft verdienen und wo seine Sekretärin plötzlich für Tage verschwand.

Bausinger hinterließ einen nachhaltigen Eindruck hier, und das wurde von allen, die ihn trafen, bestätigt. Obwohl meine Kollegen in der Literaturabteilung noch immer verwirrt sind über die "Natur der Folklore". Die Leiterin unseres Departments sagte zu mir: "Es war großartig, Professor Bausinger hier zu haben. Wir alle genossen seine präzisen Einsichten und seinen Verstand sehr, aber trotzdem weiß ich immer noch nicht, was ihr 'Folkloristen' nun wirklich macht!" Und ein Student sagte: "Es freut mich, Sie wieder hier zu sehen, aber warum können wir Bausinger nicht zusätzlich behalten?" Die letzte Bemerkung spiegelt meinen einzigen offen gebliebenen Wunsch bei diesem Austausch wider. Nachdem wir in des anderen Land waren, war es leider nicht möglich, so zusammenzuarbeiten, wie ich es mir gewünscht hätte.

Na ja, meine Studenten haben nun die Tatsache akzeptiert, daß Bausinger nicht mehr hier ist, und ich habe mich daran gewöhnt, wieder unter "Gepäckträgern" zu sein. Ich kann nur hoffen, daß Bausingers Blick vom Schloß heiter bleibt und seine Erinnerung an dieses akademische Erlebnis so erfreulich ist wie meine.

Barre Toelken (Eugene, Oregon)

VEREINSNACHRICHTEN

Das Geschäftszimmer der TVV - Tamara Citovics und Klaus Vogel - erinnert, wenn auch ungern, daran, daß noch eine ganze Reihe von Jahresbeiträgen für 1984 ausstehen. Dabei möchten sich manche Mitglieder doch einmal die "Statusfrage" stellen: Der Jahresbeitrag von 30.- DM ist tatsächlich nur für studentische Mitglieder gedacht, die "normalen", in Amt und Brot stehenden Vereinsmitglieder sind mit 50.- DM dabei. Also herzliche Bitte um die richtige Selbsteinschätzung und baldige Überweisung.

Die Äquivalente dafür sind bereits im Anmarsch: Fertig und z.T. bereits ausgeliefert ist der Band 62 ("Feldforschung"), Band 60 ("Jeans") und Band 61 ("Populäre Autobiographik") folgen zu Jahresende/Jahresanfang - "Schreibkultur" und "Wallfahren heute" stehen vor dem redaktionellen Abschluß. Nicht zu vergessen natürlich die zuletzt in so dichter Folge erschienenen Korrespondenzblätter - drei allein im letzten halben Jahr; das hätte früher für mehrere Jahre gereicht.

INSTITUTSNACHRICHTEN

Frau Monika Roth, die am Institut als Sammlungsangestellte beschäftigt und als solche häufig auch mit Belangen der Tübinger Vereinigung befaßt war, stand leider seit März nicht mehr zur Verfügung, da sie eine schwere Bandscheibenerkrankung auskurieren muß. Wir wünschen ihr gute Besserung. Nach verschiedenen Zwischenlösungen ist es gelungen, eine längerfristige Vertretungsregelung zu erreichen: seit 15. Oktober ist Frau Sabine Baumann am Institut tätig.

Und tätig ist auch das Institut und zwar zunehmend nach außen, auf der Ebene interdisziplinärer Kontakte und Kooperationen. So war es recht massiert auf dem Berliner Historikertag vom 3. bis 7. Oktober vertreten, der unter dem Motto "Anthropologie und Geschichte" stand. Hermann Bausinger sprach dabei in einem öffentlichen Abendvortrag über "Traditionale Welten - Kontinuität und Wandel in der Volkskultur", und im Rahmen der einzelnen thematisch ausgerichteten Sektionen referierten Gottfried Korff über "Kulturkampf und Volksfrömmigkeit", Carola Lipp über "Hungererfahrungen" und Martin Scharfe über "Gemüthliches Knechtschaftsverhältnis? Landarbeitserfahrungen 1750 bis 1900".

Gottfried Korff und Martin Scharfe nahmen am 13./14. Juli in Tübingen auch an einem Workshop über "Religionssoziologische Theorien und Geschichte der frühen Neuzeit" teil. Referiert und diskutiert

wurden folgende Themen: Religion in englischen Autobiographien des 17. Jahrhunderts (Kaspar von Geyer, London); Buchkulturen im 16. und 17. Jahrhundert? (Erdmann Weyrauch, Wolfenbüttel); Der Frömmigkeitsbegriff bei Ernst Troeltsch (Volker Drehsen, Tübingen); Das Problem der Institutionalisierung von Religion (Jörn Sieglerschmidt, Konstanz); Volkskultur und Volksreligion (Bob Scribner, Cambridge); Magische Kommunikation im Dorf der frühen Neuzeit (Rainer Walz, Essen); Bemerkungen zur frühneuzeitlichen Wirklichkeitserfahrung (Olaf Mörke, Tübingen); Die Reformation und ihre zivilisationsgeschichtlichen Folgen (Richard van Dülmen, Saarbrücken). Der Tübinger Historiker Hans-Christoph Rublack hatte die Tagung organisiert. In der Diskussion (die zu einem großen Teil der Problematik des Verhältnisses von "Eliten-" und "Volkskultur" galt) hielt man weitere Tagungen dieser Art für außerordentlich sinnvoll.

Die von den Frauen des Ludwig-Uhland-Instituts organisierte Tagung "Frauen in der Volkskunde" hatte vom 2. bis 4. November über 250 Volkskundlerinnen, Ethnologinnen und Historikerinnen nach Tübingen geführt. Wie die Breite des Programms (s. Korrespondenzblatt Nr. 26) und die angeregten Diskussionen zeigten, war dieses erste Treffen der Kommission "Frauenforschung in der DGV" ein wichtiger Schritt hin zur längst fälligen Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes des Faches. Es ging nicht nur darum, die Relevanz frauenspezifischer Fragestellungen zu betonen, sondern die Problematik der Geschlechterbeziehungen als durchgängige analytische Kategorie in allen Untersuchungsgebieten des Faches durchzusetzen, d.h. nicht nur Frauen als Frauen, sondern auch Männer als Männer sichtbar zu machen. Wenn die Nachbereitung der Tagung abgeschlossen ist, wird die Fortführung der Kommission von den Freiburgerinnen übernommen, denen wir schon jetzt einen guten Erfolg wünschen.

Am letzten Novemberwochenende trafen sich dann Volkskundler und Historiker beiderlei Geschlechts im LUI, um im Rahmen einer Arbeitskreis-Tagung der westdeutschen "Geschichtswerkstatt" über Fragen der Verrechtlichung und Verstaatlichung im 19. Jahrhundert sowie der 'proletarischen Mentalität' zu diskutieren. Beiträge kamen vom Heide Gerstenberger, Bremen ("Zur historischen Konstitution bürgerlicher Staaten"), von Alf Lüdtke, Göttingen ("Bargeld und Utopie - cash-nexus bei Arbeitern/innen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert"), Jürgen Schlumbohm, Göttingen ("Zur ökonomischen Rationalität hausgewerblicher Produzenten") und Wolfgang Kaschuba, LUI ("Protest und Gewalt - Artikulationsstile und Gruppenrituale der unteren Schichten im Vormärz und 1848").

Und schließlich veranstaltet das LUI zusammen mit dem Laboratoire d'Anthropologie Sociale am Collège de France Mitte Dezember eine Tagung bei der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg, die unter dem Thema "Ethnologie française/Mitteuropäische Volkskunde" steht.

Vorlesungen

Einführung in die empirische Kulturwissenschaft
Einführung in die volkskundliche Sachkulturforschung

Bausinger
Korff

Seminare

Begleitseminar zur Einführung in die empirische
Kulturwissenschaft
Kulturtheorien
Fastnacht: Geschichte, Erscheinungsformen, Funktionen
Vereine: Zur Geschichte und Funktion einer neuzeit-
lichen Gesellungsform
Kleinbürgerlebensläufe
Fremdarbeiter im Nationalsozialismus
Friedhofskultur
Das Gemeindearchiv als sprachliche Quelle
Die Wohnung - das Reich der Frau?
Geschichte und Kultur in anthropologischer Sicht
Sigfried Giedion: Herrschaft und Mechanisierung
Zur Sozialpsychologie und Kulturtheorie der
"Frankfurter Schule"
Wallfahren heute (Projekt III)
Kultur der Straße (Projekt II)
Volkskunst in der Gegenwart (Projekt II)
Frauen 1848 (Projekt III)
Institutskolloquium: Die Volkskunde und ihre
Nachbarwissenschaften

Bausinger
Warneken
Bausinger
Bausinger
Jeggle
Jeggle
Scharfe
Ruoff
Pallowski
Kaschuba
Korff

Bohse
Scharfe
Warneken
Korff
Lipp

Bausinger, Jeggle,
Korff, Scharfe,
Warneken
Bausinger, Jeggle,
Korff, Scharfe,
Warneken

Magisterkolloquium

Redaktion: Wolfgang Kaschuba, Peter Päßler, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D - 7400 Tübingen.

HERAUSGEGEBEN VON DER TÜBINGER VEREINIGUNG
FÜR VOLKSKUNDE e.V.

Nr. 28

Januar 1986

I N H A L T

K(l)eine Zahlenspiele	S. 1
Bemerkungen zum Wissenschaftsverständnis der Tübinger EKW	2
Das Kulturmuster "friedliche Straßendemonstration" im Kaiserreich. Eine neue Ausstellung am Institut	12
Semesterprogramm SS 1986	24

K(L)EINE ZAHLENSPIELE

Bandnummern, Erscheinungstermine und Reihenfolgen sollten ja immer einen Sinn haben; keinen tieferen, sondern einen ganz normalen, allen einsichtigen und einleuchtenden. Besonders bei Zeitschriften und Buchreihen, die in Privat- oder Institutionsbibliotheken oft in einem Fach stehen, damit sie mit einem Blick übersehen und auf ihre Vollständigkeit geprüft werden können: Fehlt etwas, bin ich etwa beim Versand vergessen worden? Und es beruhigt ja auch unseren Ordnungssinn, wenn das Bücherregal darauf ein Nein signalisiert, wenn die Heft- und Bandreihen vollständig und die Sammlerbedürfnisse befriedigt sind.

In dieser Beziehung war unser Umgang mit Nummern in letzter Zeit für manche Leser und TVV-Mitglieder wahrscheinlich etwas beunruhigend. Die Nummer 29 des Korrespondenzblattes erschien, bevor es diese jetztige Nummer 28 gab; in der TVV-Buchreihe tauchte letztes Jahr ein frühgeborener Band 62 "Feldforschung" auf, nun erhält das verwirrte Mitglied die Bände 64 und 66 - und steht wieder vor einer Lücke, weil sich die Nummer 65 "Wallfahren heute" verzögert. Dennoch: keine Panik, wir wollten damit weder absichtliche Zahlenverwirrspiele betreiben noch das Kulturmuster "Ordnungssinn" bei unseren Mitgliedern testen oder gar säumige Beitragszahler schrecken. Der Nummernsalat war keine Absicht, sondern eher Folge einer zu sorgfältigen Planung, die offenbar zu langfristig angelegt war. Da überholt die Empirie dann oft die Theorie, die guten Absichten und die vergebenen Nummern bleiben über Redaktionsarbeiten und Druckterminen manchmal auf der Strecke. Aber wir haben daraus gelernt: In Zukunft, d.h. ab der Nr. 30 des Korrespondenzblattes und der Nummer 67 der Buchreihe, werden Reihenfolgen und Nummerierungen in der Setzerei festgelegt. Gezählt wird so, wie es dort ankommt. Solche klaren Verhältnisse sind allein schon deshalb nötig, weil ab 1986 alle TVV-Bände mit ISBN-Nummern versehen sind. Und unsere Schreckensvision wäre, daß sich neben irritierten Mitgliedern nun auch noch verwirrte Buchhändler/innen melden. Deshalb: Wir geloben Besserung!

Für ein Fakultätskolloquium, welches am 8. Juli 1985 im neuen Studienzentrum der Universität in Blaubeuren stattfand, hatte der Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften von einzelnen Fächern (Psychologie, Soziologie, Erziehungswissenschaft und Empirische Kulturwissenschaft) Statements zu deren theoretischem und methodischem Standort erbeten. Das LUI war mit folgenden Bemerkungen von Gottfried Korff vertreten:

Wie am Ludwig-Uhland-Institut gearbeitet wird, über dessen Wissenschaftsverständnis ich hier berichten soll, erweist sich in dessen täglicher Forschungs- und Lehrpraxis zutreffender als im abstrahierenden Diskurs darüber, aber dennoch sind Diskussionen dieser Art, zum Zweck der gegenseitigen Information, zum Zweck der gegenseitigen Verständigung und Kontrolle, nicht zuletzt auch zur theoretischen und methodischen Selbstvergewisserung keineswegs unnötig und überflüssig. Allerdings bergen Positionsbestimmungen dieser Art die Gefahr der mangelnden Konkretetheit und des "Über-die-Dinge-Hinwegsprechens" in sich; ich werde deshalb theoretische Klimmzüge vermeiden, weil diese zuweilen atemlos machen und oftmals die Kommunikation eher verhindern als befördern.

Denn es wäre ohne weiteres möglich, die Probleme unseres Faches im Lichte neuerer wissenschaftstheoretischer Orientierungen, etwa Niklas Luhmanns, zu sehen und sie beispielsweise damit zu erklären, daß es sich bei der Kultur über weite Strecken um ein "selbstreferentielles System" handle, welches in seiner Symmetrie und in seinem Gegenüber zur Gesellschaft zwar mit empirischen Mitteln angegangen, aber in seiner Sinnkomplexität hinreichend nur mit ideographischen und hermeneutischen Verfahren erschlossen werden kann. (1) Auch wäre es ohne weiteres möglich, die besonderen Schwierigkeiten in der empirischen Erkundung von soziokulturellen Lebenswelten, etwa in Form der Feldforschung (2), in Kategorien einer auf Reflexivität angelegten Kommunikationstheorie zu beschreiben und von daher die Grenzen zu einer experimentell ausgerichteten Empirie zu bestimmen; aber ich fürchte, daß damit wichtige Probleme auf einer Ebene abgehandelt würden, die dem allgemeinen Diskurs nicht mehr zugänglich und auch der Forschungspraxis nicht mehr dienlich sind. Ich verzichte also bewußt auf theoretische und wissenschaftslogische Höhenflüge und folge der Aufforderung des Dekans, geäußert in seinem Brief vom 28. Mai 1985, "in einem kurzen Beitrag darzustellen, welche Entwicklungen sich (insbesondere in methodologischer Hinsicht) in Ihrem Fach abzeichnen."

Ich beginne mit einem, wie ich meine, für unsere Disziplin in letzter Zeit nicht untypischen Erlebnis. Anlässlich des Gastvortrags, den der italienische Historiker Carlo Ginzburg vor knapp zwei Monaten am LUI hielt (3), kam es zu einer zwar nicht rabiaten, aber dennoch heftigen Kontroverse zwischen dem Referenten und den Tübinger (der Plural sei trotz der Abschattierung in den Einzelmeinungen hier gestattet). Carlo Ginzburg, der gegenwärtig sicher zu den anregendsten historisch operierenden Kulturanalytikern in Europa zählt (durch seine empirischen Arbeiten zum Volksglauben und zur Mythenbildung im 16. und 17. Jahrhundert ebenso ausgewiesen wie durch seine theoretisch-methodischen Überlegungen, die ethnologische und kulturgeschichtliche Ansätze - fast im Sinne der Aby Warburgschen Tradition - verbinden), dieser Carlo Ginzburg hatte mit seinem Vortrag über den "Werwolf-Mythos" Fragen vor allem nach seinen Methoden provoziert, und in der Diskussion, noch provozierender für Tübinger Ohren, für ein kulturmorphologisches Verfahren plädiert; für ein Verfahren, welches darauf zielt, Kulturformen - Mythen, Bräuche, Bilder, Symbole, Rituale - gewissermaßen unabhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext in ihrer Ähnlichkeit zu erkennen, zu vergleichen und in Beziehung zu setzen, um das Verhältnis Mensch - Kultur in seiner allgemeinen Möglichkeitsform, in seiner anthropologischen Vielfalt zu bekunden. Diesem Kulturmorphologie-Konzept wurden mehrere Vorwürfe gemacht: es mangle ihm an historisch-empirischer Exaktheit und abstrahiere die Kulturformen zudem vom spezifischen Zusammenhang einer Epoche, vom Zusammenhang einer historischen Situation, und außerdem würde Gleichbenanntes oder Gleichscheinendes ohne Skrupel in Beziehung gesetzt. Von Tübinger Seite wurde dagegen gehalten, daß kulturelle Formen und Normen nicht aus ihrem situativ-funktionalen Kontext gelöst werden dürften, und daß eine kulturwissenschaftliche Theoriekonzeption immer nur für historisch beschränkte Räume und Zeiten gelten könne - auch und besonders bei anthropologie-geschichtlichen Fragestellungen, die sonst in Gefahr stünden, essentialistisch überdehnt zu werden. Ginzburg konterte mit dem Hinweis, daß gerade die Erkundung und Erforschung von Kulturäußerungen sich nicht methodische Fesseln anlegen, daß sie auf Inspiration und Phantasie nicht verzichten, daß sie sich nicht empiristisch stützen lassen dürfe: eine Kulturanalyse könne auch ohne die Kategorien Raum und Zeit auskommen.

Ich bin sicher, daß die Tübinger Empirische Kulturwissenschaft Ginzburgs Empfehlung nicht ohne weiteres folgen wird, jedenfalls nicht, was diesen methodischen Verfahrensvorschlag anbetrifft. Nicht umsonst nennt sich das Fach hier "empirisch" - ein Begriff, der in Reaktion auf einzelne Phasen der Geschichte des Faches, insbesondere in Abgrenzung gegen die philologische Tradition, bewußt gewählt wurde: mit ihm sollte klar unterstrichen werden, daß die Tübinger Volkskunde sich konsequent und kompromißlos als Erfahrungswissenschaft definiert, die auf methodisch gesicherte Tatsachen und Belege setzt und sich jegliche Spekulationen außerhalb

sozialer Räume und Zeiten verbietet. Empirische Kulturwissenschaft - das war ja auch ein im Namen deutlich gemachter Nachvollzug einer Entwicklung des Faches Volkskunde, der Hans Moser direkt nach dem Krieg den strikten Weg der Empirie - der historischen Quellenforschung und der empirischen Sozialforschung - gewiesen hatte. Mit dem "empirisch" war deutlich Front gemacht gegen jede Art der freiassoziierten Kulturmorphologie und der bloß geisteswissenschaftlichen Sinndeutung. Mit dem Attribut "empirisch" war nicht theoretische Abstinenz oder eine prinzipiell positivistische Haltung gemeint (4), sondern die erfahrungswissenschaftliche Orientierung, die in einem deutlichen Gegensatz zu einem großen Teil der früheren volkskundlichen Wissenschaftstradition steht. Zudem war und ist dieser Zusatz geeignet, das Fach abzuheben von den zahlreichen Kulturwissenschaften mit speziellerem Objektbezug und überwiegend altertumskundlich-ikonographischer Ausrichtung, bei denen neben dem Erkennen und Verstehen auch das Werten, in einem ästhetischen Sinn, eine wichtige Rolle spielt.

Damit soll nun keineswegs den anderen Kulturwissenschaften die "Empirie" bestritten werden. Aber es ist die Empirie des Einzelstücks, des Fragments, es ist der Tatsachenblick, der sich auf die Einzelerzeugnisse der Vergangenheit richtet. Im Gegensatz dazu geht es in unserem Fach nicht nur um das Einzelne, sondern auch um das Viele, nicht nur um Dürer (um ihn allerdings auch unter einstellungs- und geschmacksbildendem Aspekt), sondern auch um den Wandschmuck in Reutlingen; es geht in unserem Fach nicht nur um den Einzelnen, nicht nur um Silcher und Wagner (um sie allerdings auch unter ideologiebildendem und -prägendem Aspekt), sondern um die Masse der Blasmusikanten und Chorsänger. Die Frage nach der Masse, nach dem Vielen und den Vielen verweist uns auf das Erkennen und Erklären von Beziehungen, Abhängigkeiten und Zusammenhängen, die plausibel nur dargelegt werden können, wenn auf empirische, auch auf quantifizierende Verfahren zurückgegriffen werden kann.

Forschungen zum Medienalltag, zur Wirkungsweise von Fernsehsendungen im familiären Kontext können nicht anders angelegt sein, als daß sie mit quantitativen Rezeptionsanalysen auch repräsentative Populationszusammenhänge aufzeigen. Untersuchungen zur Massenlektüre, etwa zum Kriegerromanheft - wollen sie nicht bloß ideographisch sein - müssen auch den Lesern in ihrer Schichten- und Alterszugehörigkeit nachgehen, um zuverlässige Angaben über Lesemotivationen und Leseinteressen zu ermöglichen. In einem gerade laufenden, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten, Projekt zur "Politischen Kultur" der Revolutionsjahre 1848/49 werden die quantitativen Methoden sogar in die "Geschichte" hineingetragen. Um zu erfahren, aus welchen Lebensgruppen, aus welchen Sozialmilieus die Akteure unterschiedlicher Protest- und Revolutionshandlungen stammen, wird die Möglichkeit der EDV-Technik genutzt, um mit einer Fülle von archivalischen Daten überhaupt zurechtzukom-

men. Ziel dieser Untersuchung, in der die Daten aller notierten Aktionen und gerichtsbekannten Personen (samt Biographien) erfaßt werden, ist die umfassendere und genauere Profilierung des historischen Gesellschaftsgefüges, der einzelnen darin eingebundenen Gruppen und ihre spezifischen materiellen und kulturellen Reproduktionsstile. Das ist vor allem für die Untersuchung der "anonymen Geschichte" der unteren Gesellschaftsschichten, der Massen, oder wie das lange Zeit in unserem Fach hieß, "des Volkes" bedeutsam, wo die Systematisierung großer, heterogener Merkmals- und Datenmengen oft überhaupt erst die Voraussetzung dafür schafft, insbesondere interne Differenzierungen, Gruppenstrukturen und Wertigkeiten erkennen zu können. (5)

Diese Arbeiten bezeugen den Weg und den Willen zur Empirie: zur empirischen Sozial- und Kulturforschung. Doch wäre das Bild des Faches schief, wenn nur auf diese Arbeiten hingewiesen würde; denn nach wie vor spielen hermeneutisch-sinnverstehende Verfahren eine große Rolle; und neben den quantifizierenden Meßverfahren stehen die qualitativen Interpretationsverfahren - weil es ohne sie nicht geht. Und zwar werden diese Methoden nicht nur neben, also in anderen als den eben genannten Untersuchungen verwendet, sondern auch in diesen selbst. Eine Analyse der Kriegerromanhefte würde die Spezifik dieser Textsorte verfehlen, wenn sie diese nicht auch als Ideologieträger beschreiben und deren Botschaft durch interpretative Verfahren dechiffrieren würde. (6) Die Wirkung von Medien im gelebten Alltag als einem komplexen Feld kann nicht ohne Analyse des jeweiligen familiären Kommunikationsraums, des Nutzungsorts der Medien, der Spezifika der Rezeptionssituation erfolgen, und diese Analyse ist ohne ein "weiches" Untersuchungsdesign nicht möglich. Es geht beim "Medienalltag" ja auch um die Erforschung konkreter sozialer und psycho-sozialer Strukturen, die in größere, vielschichtige und weitreichende Zusammenhänge eingebunden sind. (7)

Solch eine "Feldforschung" umfaßt zweierlei: zum einen das Feld als eine spezifische Umwelt, eine komplexe Wirklichkeit, zum andern als eine Phase im Forschungsprozeß, in der es um die Erarbeitung von Fragestellungen, um die Adäquanz von komplexen Erhebungsmethoden und die Entwicklung von Modellen geht. Der Vorteil dieser "Feldforschung" ist ja gerade, was mancher vielleicht mit Unbehagen sehen mag, daß sie nicht streng zwischen Untersuchungsanlage, Datenerhebung und -auswertung trennt, sondern die methodischen Schritte als Einheit und "hermeneutischen" Prozeß begreift. Nicht anders ergeht es dem Projekt "Revolutionskultur"; auch da sind historisch-sinnverstehende Verfahren erforderlich, wenn etwa die Bedeutung eines Charivari, einer Katzenmusik erkundet werden soll, Formen also, die aus dem Repertoire bäuerlich-plebejischer Rügebräuche stammen und die in ihrer Funktion nicht ohne Blick auf ihren Entstehungszusammenhang beschrieben werden können.

Charivari: dabei handelt es sich um einen Brauchtypus, der in unterschiedlichen Formen aus der vorindustriellen Gesellschaft bekannt ist; er spielte eine wichtige Rolle im System der dörflichen Konfliktregulierung und disziplinierte in der Regel abweichendes Verhalten auf eine derb-harsche Weise und hatte so lange eine äußerst sozial-konservierende Funktion. Im Zusammenhang mit den 48er Revolutionsaktionen wird der Brauch jedoch zu einer Form des sozialen Protests - ändert also in gewisser Weise seine ehemalige Funktion. Wie diese Mutation erklärbar ist, kann nur durch eine exakte, historisch verfahrenende, auf archivalischer Quellenforschung beruhende Brauchanalyse erschlossen werden. Empirisch ist hier der archivalische Zugang, und dieser Zugang ist notwendig, um nicht überzeitlich-anthropologische Funktionen in die Brauchaktivitäten hineinzugeheimnissen, wie dies aufgrund deren grotesker Erscheinungsweisen oftmals unternommen wurde. Eine historisch verfahrenende Brauchanalyse zeigt den Charivari-Brauch nicht als Äußerungsform eines 'Mythos', wie dies beispielsweise auch in letzter Zeit wieder behauptet worden ist, sondern als vertraute und erlernte Form des sozialen Dialogs, als Artikulationsform eines Gruppenverständnisses in historisch wechselnden Konstellationen. (8)

Wenn ein konkretes Bild der methodologischen Entwicklung des Faches gegeben werden soll, so ist zuzugeben, daß die Versuche, eine methodische Balance zwischen quantitativen und qualitativen Methoden, zwischen einem harten und weichen Zugriff herzustellen, nur in wenigen Arbeiten des Faches geleistet wird. Die drei genannten (und erwähnt werden sollte, daß es sich bei allen dreien um aus Drittmitteln geförderte Projekte handelt) stehen nicht allein, aber sie bilden wichtige Marksteine auf dem Weg in eine reflektierte empirische Kultur- und Sozialforschung. Sie spiegeln den methodischen Anspruch des Faches, aber nicht unbedingt dessen allgemeine Forschungspraxis. Dort nämlich überwiegen immer noch hermeneutisch-interpretative Verfahren - allerdings auf der Basis empirischer und historisch-archivalischer Tatsachenforschung. Das liegt einerseits an der weitgehend hermeneutischen Tradition des Faches, wie auch an dessen Gegenstandsbereich, bei dem es primär um kulturelle Objektivationen geht - und diese bedürfen der Ausdeutung, die ohne historisch-interpretative Verfahren nicht auskommt. Doch wäre es falsch, diesen Erkundungsoperationen den Vorwurf mangelnder Empirie zu machen. Empirisches Bewußtsein steckt in der historischen Quellenforschung ebenso wie in der Objekterkundung mit ihren in den letzten Jahren vielfältig entwickelten methodischen Instrumentarien, wie auch in der ikonographischen Bildanalyse. Der Kulturwissenschaft den Vorwurf der mangelnden Tatsachen-, Fakten- und Objektforschung zu machen, trifft nicht deren reales Vorgehen. Hermeneutische Verfahren bauen heute, und das ist in fast allen Kulturwissenschaften so, auf exakt recherchiertem Tatsachenmaterial auf. Mehr als andere Fächer steht freilich die EKW im Spannungsfeld alter, persistierender (aber im Zug der Methodenreflektion der letzten Jahre strikter kontrollierter) Erklär- und Interpretations-

weisen u n d neuer Verlockungen, die etwa durch den Rückgriff noch einmal auf Carlo Ginzburg erläutert werden können.

Denn Ginzburgs Hinweis auf die Kulturmorphologie tangiert ein wesentliches Problem jeder Kulturwissenschaft: die Spezifik, mehr noch, die Eigengewichtigkeit des Kulturellen. Die Kulturelemente sind in einem sozialen Beziehungsnetz deshalb besonders bedeutungsvoll (aber deshalb auch besonders schwer zu deuten), weil in ihnen historische Sinnschichten abgelagert sind, die Voraussetzung ihrer "Kulturbedeutung" sind. Kulturbedeutung ist, wie man weiß, ein strategisch wichtiger Begriff in der Methodenlehre Max Webers, und er hat ihn gerade darum so stark hervorgehoben, weil die Erforschung "des Wirklichen unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturbedeutung ein gänzlich heterogener und disparater Gesichtspunkt" gegenüber der Analyse der Wirklichkeit in Form von "Gesetzen und ihrer Ordnung in generelle Begriffe" ist. (9) Die spezifischen Probleme des Kulturellen liegen darin, wie er schreibt: " je allgemeiner, das heißt abstrakter, die Gesetze, desto weniger leisten sie für die Bedürfnisse der kausalen Zurechnung individueller Erscheinungen und damit (...) für das Verständnis der Bedeutung der Kulturvorgänge". (10)

Die Erkenntnis von Kulturvorgängen ist nicht anders denkbar als auf der "Grundlage der Bedeutung, welche die stets individuell geartete Wirklichkeit des Lebens in bestimmten einzelnen Beziehungen für uns hat". (11) Um aus diesem Dilemma herauszukommen, hat Max Weber bekanntlich vorgeschlagen, die kulturwissenschaftlichen Instrumentarien, Methoden und Begriffe möglichst eng am Material zu entwickeln: sie sollten, so seine Formulierung, aus den "einzelnen, der geschichtlichen Wirklichkeit zu entnehmenden Bestandteilen allmählich komponiert werden". (12) Eine Kulturwissenschaft, die die "empirische Mannigfaltigkeit" aufgrund ihrer methodologischen, begrifflichen und interpretativen Operationen nicht zu erfassen in der Lage ist, so hat es Ernst Cassirer in seiner Theorie der Kulturwissenschaften formuliert, wäre gekennzeichnet durch eine "ständige Verarmung des Wirklichkeitsbezugs". Diese Art der Wissenschaft, so Cassirer weiter, "schließt somit nicht die Kluft zwischen den Gedanken und den Tatsachen, sondern sie selbst ist es, die diese Kluft erst schafft und sie ständig erweitert". (13)

Der Name Carlo Ginzburg steht nun genau für ein methodisches Prinzip, welches auf dieses Problem der "empirischen Adäquanz" zielt und welches von ihm tatsächlich auf die Traditionslinie der älteren Kultur- und Sozialforschung rückbezogen wird. Ginzburgs eingangs erwähnte Tübinger Äußerung war nichts anderes als die Zuspitzung einer Überlegung, die von ihm unter dem Stichwort des "Indizienparadigmas" beschrieben worden ist. (14) Damit ist ein methodisches Prinzip gemeint, welches auf die monographischen Verfahren der frühen Kultur- und Sozialwissenschaft zurückverweist. Dieser monographische Blick ist, wie man weiß, nicht auf meßbare Einzelmerk-

male gerichtet, sondern auf lebensweltlich tradierte Entitäten. Bei der indizienparadigmatischen Rekonstruktion, wie sie Ginzburg der Kulturwissenschaft empfiehlt, geht es sowohl um mehr als auch um anderes als bei den quantitativen Verfahren. Denn erfaßt wird nicht eine Ansammlung subjektunabhängiger Durchschnittseigenschaften, sondern ein Ensemble qualitativer Besonderheiten, deren 'Kulturbedeutung' subjekt- und situationsbezogen, aber auch historisch begründet ist. Es bedarf deshalb also auch eines ganzen Ensembles von Techniken, um an die Wirklichkeit heranzukommen.

Methodologisch gewendet ergeben sich daraus zwei Konsequenzen: Zum einen ist die Monographie - oder um noch einmal den Begriff Ginzburgs zu gebrauchen: das Indizienparadigma - grundsätzlich nicht deduktiv strukturiert, denn was am jeweiligen Einzelfall 'wirklich' ist, läßt sich schwerlich aus allgemeinen Definitionen ableiten. Die Ebene der Begriffsbildung bleibt vielmehr verfahrenstechnisch offen; die Begriffe, die empirische Verstehensprozesse anleiten, können in der Forschung selbst wieder verändert werden. Diese Korrektur - und das ist die zweite Konsequenz - setzt allerdings einen umfassenden lebensweltlichen, kulturbedeutenden Gegenstandsbezug voraus (Ginzburg selbst spricht von "Spürsinn, Augenmaß und Intuition" (15)), und deshalb bildet bei dieser monographischen Arbeitsform die Figur des "Deuters" den Bezugspunkt für die Erkenntnisproduktion. So sehr diese Verfahren durch ständige theoretische Reflexion auch einer gesicherten methodischen Kontrolle zugeführt werden können, so wenig können sie in ein nomothetisches System umformuliert oder in instrumentellen Variablen ausdifferenziert werden. (16) Dem Indizienparadigma, so sehr es auf die Spezifik kulturanalytischer Fragestellungen zielt, geht es nicht anders als der "thick description", der dichten Beschreibung, die seit einigen Jahren auf Anregung des amerikanischen Ethnologen Clifford Geertz in den kulturwissenschaftlichen Disziplinen der USA entwickelt worden ist (17): sie sind eher kasuistisch als system-analytisch strukturiert. Sicher wäre die Empirische Kulturwissenschaft schlecht beraten, wenn sie der "thick description" und dem indizienparadigmatischen Vorgehen ohne weiteres, ohne Brechungen, ohne Differenzierungen und ohne Relativierungen folgte, aber dennoch helfen ihr beide Konzepte bei dem Bemühen um kontrollierte und methodisch gesicherte Forschungsstrategien.

Die Spezifik volkskundlicher Arbeit hat ihre eigenen Regeln - und sie braucht sie wegen der Kulturbedeutung, der Kulturbedeutung im Weberschen Sinn. Unser Fach kann augenblicklich in nicht geringem Maß von der Theorie- und Methodendiskussion innerhalb der Geschichtswissenschaft profitieren, in die es z.T. sogar selbst involviert ist (18). Dabei geht es - kurz gesagt, und damit sicher verkürzt gesagt - um den Gegensatz von einer struktur-analytisch zu einer kulturgeschichtlich konzipierten Historiographie. Auch in dieser Diskussion zeigt sich, wie schwer es die (moderne) Geschichtswissenschaft hat, mit solchen Phänomenen wie Symbolen, Emo-

tionen, Verhaltensweisen, Festen und Gebräuchen, Affektkontrollen und Wahrnehmungsformen umzugehen.

Obwohl sie es mit analogen Problemen wie die Vertreter der alltags- und kulturhistorischen Richtung zu tun hat, würde sich die Tübinger Empirische Kulturwissenschaft in dieser Kontroverse nicht dem einen oder anderen Lager zuschlagen; sie wird einen Platz in der breiten Mitte suchen, weil ihr ohne struktur-analytische Verfahren die Einsichten zu beliebig, zu zufällig, zu kasuistisch oder gar zu anekdotisch wären. Eine Einbindung in größere, analytisch rekonstruierte Strukturen und Prozesse ist allein schon deswegen nötig, um den erbaulich-narrativen Empirismus der älteren Volkskunde zu korrigieren. Tatsächlich war die ältere Volkskunde, wie es ihr der Historiker Lutz Niethammer nicht zu Unrecht vorgeworfen hat, stets von einer "ahistorischen Wesensschau" bedroht, und ihr Prinzip der "Einfühlung" hatte "leicht zu einer Abfolge statischer Genrebildchen" geführt. (19) Unabdingbar ist deswegen die Verschränkung von empirischer Analyse und von theoretischer Durchdringung der untersuchten Kulturformen und -normen - und zwar auf dem Hintergrund temporal und regional exakt bestimmter Gesellschaftskonstellationen. Heißt also: je nach Forschungsgegenstand und -frage wird die empirische Kulturwissenschaft ihre Operationen in unterschiedlicher Nähe zu der einen oder anderen Position der Historiker-Debatte suchen. Man mag das eklektizistisch schelten. Aber das Fach ist wohl oder übel auf diesen Methoden- und Interpretationspluralismus angewiesen. Ich glaube, daß das Fach sich zum Eklektizismus bekennen muß, wenn es beanspruchen will, die "Kulturbedeutung" der Dinge und Handlungen zutreffend zu erfassen. Es ist ein Eklektizismus, der nichts mit Beliebigkeit, Methodenunsicherheit oder Methodenüberdruß zu tun hat, sondern es ist in gewisser Weise ein "theoriegeleiteter Eklektizismus", der durch die Spezifik des Kulturellen begründet ist.

Noch einmal Charivari: das ist eine Sache, die, was ihre Funktion anbetrifft, ohne sozialwissenschaftliche Verfahren, was ihre Entstehung anbetrifft, ohne historisch-archivalische Verfahren, was ihre Symbolsprache anbetrifft, ohne philologische, was ihren Kostüm- und Requisitenbestand anbetrifft, ohne ikonographische Verfahren nicht geklärt werden kann. Ein Methodenensemble (und dieses als eklektizistisch zu diskreditieren, liegt natürlich nahe), das durch den Gegenstand geboten ist.

Dazu kommt ein übriges, das hier am Schluß steht. Die Kulturproblematik führt nicht nur zu spezifischen Forschungsstrategien, sondern sie schlägt sich auch in der Darstellung der Ergebnisse nieder. Die Beobachtung des Einzelfalls, der Individualität neigt zur Fallgeschichte, die oftmals eher narrativ als analytisch strukturiert ist, wobei die Narration sowohl im erwähnten Subjektbezug, im Situationsbezug wie auch im historischen Prinzip begründet sein kann. Daraus ist leicht der Vorwurf des Essayistischen, ja des Feuilleto-

nistischen abzuleiten - und mit Urteilen dieser Art ist das Fach denn auch nicht selten konfrontiert worden. Essayismus und Eklektizismus, das sind Probleme, die das Fach kennt und mit denen es sich auseinandersetzen muß. Sie sollen hier nicht entschuldigt und für sie soll hier auch kein Freibrief verlangt werden; aber es sollte der Hinweis erlaubt sein, daß auch solche Zuweisungen und daraus gebildete Merkmale ihre wissenschaftshistorischen und ihre methodologischen Gründe haben.

Fehler und Mängel, hat man sie durchschaut, können die Basis ständiger theoretischer Selbstprüfung und methodischer Eigenkontrolle sein - im Sinne jener Theorie der "ungenauen Wissenschaften", die von einem der Ahnen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Denkens stammt. - "Über den Werth der ungenauen Wissenschaften" hieß der Redebeitrag Jacob Grimms auf der Frankfurter Germanistenversammlung 1846, nachdem Ludwig Uhland ihn als Vorsitzenden des Verbandes vorgeschlagen und eingeführt hatte. Viel sanfter und zugleich viel träger ermöglichten die ungenauen Wissenschaften eine "Fülle der Combinationen", die Voraussetzung sei für die Erkenntnis des "Menschlichen in Sprache, Dichtung, Recht und Geschichte". Sympathisch seien ihm die ungenauen Wissenschaften aber vor allem deswegen, "weil sie in stetem Fortschritt aus Fehlern und Mängeln immer reiner hervorgehen". (20)

Gottfried Korff

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M. 1984, S. 593-646. Man könnte sogar noch weiter gehen und, wiederum mit Niklas Luhmann, in der Kultur ein "autopoietisches System" sehen, weil kulturelle Elemente und Gebilde in hohem Maße dem Gesetz der Selbstreproduktion folgen und solcherart über ein spezifisches Prinzip der Sinnbildung verfügen, welche durch ihren Eigenbezug einen hohen Grad an Geschlossenheit aufweist (S. 60ff.).
- 2 Zu den wissenschaftslogischen und praktischen Problemen der Feldforschung jetzt neuerdings Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse, Tübingen 1984 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62).
- 3 Am 20. Mai 1985.
- 4 Vgl. dazu die Formulierungen Hermann Bausingers in der Begründung für die Umbenennung des Ludwig-Uhland-Instituts vom 15. Januar 1971. Abgedruckt in: Tübinger Korrespondenzblatt 3, S. 25-27.
- 5 Vgl. dazu die kurze Projektskizze von Wolfgang Kaschuba/Carola Lipp: ED-V-olkskunde? In: Tübinger Korrespondenzblatt 24, S. 22-32.

- 6 Klaus F. Geiger: Kriegerromanhefte in der BRD. Inhalte und Funktionen, Tübingen 1974 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 35).
- 7 Vgl. dazu die Bemerkungen von Jan-Uwe Rogge: Anything goes oder die Faszination von Lupe und Schmetterlingsnetz, in: Tübinger Korrespondenzblatt 24, S. 13-21.
- 8 Als jüngste Bemerkung (mit weiteren Hinweisen) zum Charivari vgl. Hermann Bausinger: Traditionale Welten. Kontinuität und Wandel in der Volkskultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 81 (1985), S. 173-191; s. S. 177f.
- 9 Max Weber: Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, in: Ders.: Soziologie. Weltgeschichtliche Analysen. Politik, 3. Aufl. Stuttgart 1964, S. 186-262; hier S. 218.
- 10 Ebd. S. 221.
- 11 Ebd. S. 223.
- 12 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1930, S. 30.
- 13 Ernst Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Darmstadt 1976, S. 293f.
- 14 Carlo Ginzburg: Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, Berlin 1983, S. 61-96; bes. S. 84-92.
- 15 Ebd. S. 91.
- 16 Vgl. zu diesem Komplex das ungemein aufschlußreiche Buch von Wolfgang Bonß: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt/M. 1982 (insbesondere das Kapitel über "Monographische Arbeitsformen", S. 97-153); vgl. dazu neuerdings auch Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.): Entzauberte Wissenschaft, Göttingen 1985 (= Soziale Welt, Sonderband 3); darin besonders die Beiträge von Joachim Matthes: Die Soziologie und die Wirklichkeit (S. 49-84) und von Renate Mayntz: Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung (S. 65-76).
- 17 Clifford Geertz: Thick Description: Toward Interpretative Theory of Culture, in: ders.: The Interpretation of Cultures. Selected Essays, New York 1973 (deutsch: Frankfurt 1983). Vgl. dazu auch Norbert Schindler: Spuren in der Geschichte der "anderen" Zivilisation, in: Richard van Dülmen/Norbert Schindler (Hg.): Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags, Frankfurt/M. 1984, S. 13-77; s. S. 19f.
- 18 Vgl. dazu Hans Medick: "Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 295-319 und Klaus Tenfelde: Schwierigkeiten mit dem Alltag, ebd., S. 376-394.

- 19 Lutz Niethammer: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Klaus Bergmann/Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag - Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982, S. 11-29; hier S. 14 und S. 23.
- 20 Jacob Grimm: Kleinere Schriften, 7. Bd., Berlin 1884, S. 563-566.

DAS KULTURMUSTER "FRIEDLICHE STRASSENDEMONSTRATION" IM KAISERREICH. EINE NEUE AUSSTELLUNG DES INSTITUTS

Vom 24. Januar bis zum 9. März 1986 wird im Haspelturm wieder eine Ausstellung zu sehen sein: "Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster 'friedliche Straßendemonstration' im preussischen Wahlrechtskampf 1908-1910." Sie ist das Ergebnis eines viersemestrigen Projektseminars, bestritten von fünfzehn Studentinnen und Studenten sowie Bernd Jürgen Warneken. Die folgenden Abschnitte sind dem (187seitigen) Begleitband zur Ausstellung entnommen, der zu Ausstellungsbeginn bei der Tübinger Vereinigung für Volkskunde erschienen sein wird.

Zum Thema der Ausstellung

Theodor Heuss schreibt in seinen Erinnerungen, während des preussischen Wahlrechtskampfs sei "die Demonstration für Deutschland erfunden" worden. Das ist sicher zugespitzt formuliert; aber Heuss, der damals selbst neben Sozialdemokraten durch die Straßen Berlins ging, trifft doch etwas im Kern Richtiges: Jene Demonstrationen gegen das Dreiklassenwahlrecht, von der SPD organisiert, aber teilweise auch von bürgerlichen Liberalen unterstützt, spielen bei der Habitualisierung der "friedlichen Demonstration" in Deutschland eine ganz wesentliche Rolle - Demonstration verstanden als relativ geordneter, appellierender oder protestierender Zug durch die Straßen. Unsere Ausstellung will ein Dreivierteljahrhundert danach diese Etappe der deutschen Demonstrationsgeschichte in Erinnerung rufen.

Uns interessiert die im damaligen Preußen durchaus ungewohnte (und auch im versammlungsrechtlich freieren Süddeutschland noch selten praktizierte) Massendemonstration als Kulturmuster. Wir versuchen die Strukturen herauszuarbeiten, die diese zwischen Meinungsäußerung und praktischem Handeln stehende elementare Bewegungsform der Demokratie in jener Initiationsphase kennzeichneten. Und es geht um die praktischen Regeln und ideellen Normen, die ihr Gelingen

ermöglichen, um die Bedürfnisse, denen sie entspricht und die sie ausschließt, um fördernde und hindernde Faktoren dieser Handlungsform in politischer Kultur und Alltagskultur der Kaiserzeit. Hier wird also Kulturgeschichte nicht unter oder neben der Politik- und Sozialgeschichte angesiedelt, sondern "große", "öffentliche" Geschichte selbst aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ins Auge gefaßt. "Ins Auge fassen" ist dabei keine bloße Metapher: Fotos spielen bei diesem Projekt nicht nur die Rolle von Illustrationen, vielmehr sind Bilder eines der wesentlichen Mittel für uns gewesen, dem sinnlichen Phänomen Demonstration analytisch näherzukommen.

Konzentriert ist die Darstellung auf Berlin, da die dortigen Demonstrationen - damals meist "Straßendemonstrationen" genannt, während "Demonstration" auch z.B. eine Saalveranstaltung heißen konnte - natürlich von besonderer Bedeutung waren und auch am breitesten dokumentiert sind. Es gibt aber auch Ausblicke auf andere preussische Städte und, wo uns dies nützlich und legitim erschien, auf parallele außerpreußische Wahlrechtsdemonstrationen.

"Eine neue Art, sich mit den Herrschenden zu unterhalten"

Gewiß war die "friedliche Straßendemonstration", in Ländern wie England oder den USA längst Bestandteil der politischen Kultur, auch für Deutschland - und Preußen - nichts gänzlich Neues. Zu ihren Vorläufern im weiteren Sinn gehört auf der einen Seite die reiche Tradition der Straßenaufmärsche, auf der anderen Seite stehen z.B. Prozessionen, Festzüge, Leichenzüge mit kirchen-, sozial- oder parteipolitischen Demonstrationsfunktionen. Hinzu kommt die Volksversammlung unter freiem Himmel, wie sie - neben festlichen oder tumultuarischen Straßenaktionen - vor allem von der demokratischen Bewegung im Vormärz und in der 1848er-Zeit praktiziert wurde. Der Straßendemonstration im engeren Sinn kommt der seit 1890 am "Arbeitermai" mancherorts durchgeführte - in Preußen selbst selten genehmigte - Maifestzug näher. Und auch die weniger rituelle als aktuell protestierende, gleichwohl geordnete und friedliche Demonstration durch die Straßen ist hin und wieder auch schon vor der Jahrhundertwende zu finden. Die Etablierung dieses Kulturmusters aber, die wirklich massenhafte Einführung der Straßendemonstration in der prinzipiell noch heute üblichen Form beginnt erst in den Jahren der Wahlrechtskämpfe, die damals in mehreren Ländern des Reichs etwa gleichzeitig einsetzen. Den Anfang macht dabei nicht Preußen, sondern Sachsen, wo die Arbeiterbewegung im Herbst 1905 an zahlreichen Orten für ein demokratisches Landtagswahlrecht auf die Straße geht. Den quantitativen und qualitativen Höhepunkt der Wahlrechtsdemonstrationen im Kaiserreich bilden dann aber zweifellos die Massenaktionen in Preußen.

"Massive, disciplined, and nonviolent acts of protest were becoming, by 1910, hallmarks of the German socialist movement", heißt

es in Charles, Louise und Richard Tilly's Untersuchung "The rebellious century". (1) Aber nicht nur die Arbeiterbewegung, auch das liberale Bürgertum befreundet sich in diesem Jahr mit der Form der "politischen Prozession auf der Straße". (2) Friedrich Naumann schreibt in jenen Wochen:

"Als diese Demonstrationen angingen, waren innerhalb wie außerhalb der Sozialdemokratie die Stimmen über Wert und Nutzen solcher Aufzüge sehr geteilt. Bei den Freisinnigen überwog die Meinung dagegen und ist auch heute noch nicht ganz überwunden. Aber die ganze Debatte darüber, ob man Demonstrationen machen soll oder nicht, ist inzwischen gegenstandslos geworden. (...) Das Volk hat sich eine neue Art geschaffen, in der es sich mit den Herrschenden unterhält." (3)

Das "Recht auf die Straße" im Alltag

"Die Straße dient lediglich dem Verkehr" - das heißt: Es dürfen nur Fürstlichkeiten, Schutzleute, Heilsarmee, Militär ein Hindernis dem Verkehr bereiten." (4)

Das Inbesitznehmen der Straße durch demonstrierende Arbeiter hat zweierlei Aspekte: Zum einen wird der Fahrdamm der Straße 'besetzt', der sonst lediglich für den Verkehr und Aufmärsche 'staatstragender' Formationen zur Verfügung steht. Zum anderen werden von den Demonstranten auch die auf dem Bürgersteig üblichen Umgangsformen auf den Kopf gestellt. Im Preußen der Jahrhundertwende hatten nämlich die gehobenen Schichten, allen voran die hohen Offiziere des Militärs, auf dem Trottoir mehr Rechte als andere. Der französische Schriftsteller Anatole France bekam das bei einem Berlinbesuch am eigenen Leib zu spüren: "Eines Tages bekam ich (auf der Straße, d.V.) so einen Stoß in die Lebergegend, die ja bei mir sehr empfindlich ist, daß ich fast unter ein Fuhrwerk gefallen wäre. Man setzte mir auseinander, daß der Fehler auf meiner Seite läge, ich solle mich nicht beklagen, sondern entschuldigen; ich hätte die Vorschriften verletzt; daß in dem Ordnungslande Deutschland ein Trottoir für die Leute bestimmt sei, die nach der einen, ein anderes für die, die nach der anderen Seite gingen. Man zeigte mir die Anschläge, auf denen das stand. Jeder müsse sich diesen genauen Vorschriften unterwerfen, jeder, außer natürlich den hohen Militärs: denen müsse man ausweichen." (5)

Oft genügte es, einen Offizier oder Soldaten nur zu streifen oder einfach am 'falschen Platz' zu stehen, um verprügelt, mit dem Säbel geschlagen oder verhaftet zu werden. Außer Soldaten führten sich aber auch Bürgerliche, vor allem Studenten, als Herren der Straße auf. Der "Vorwärts" beklagt immer wieder, daß Arbeiter von "studentischen Rowdies" auf der Straße angepöbelt und verprügelt worden seien. Man kann sich also denken - wenn auch heute nurmehr schwer

nachvollziehen -, welches Siegesgefühl demonstrierende Arbeiter damals empfanden, als sie das ungleiche Alltagsrecht auf der Straße durchbrachen.

"Von einer eigenartigen Kraft erfüllt"

"Wenn die Masse beisammen ist, fühlt sie sich als Macht. Aber es gehört zur Psychologie dieser großen Demonstrationen im Freien, daß die Menschen nicht zur dumpfen Wut und Leidenschaft erregt werden, wie etwa im geschlossenen Raum der Abendversammlung, sondern eine festliche, gehobene Stimmung lebendig wird. Darum sind alle die groß gemalten Worte von den Vorexerzitien der Revolution so falsch. Der Sinn dieser Massendemonstrationen ist nicht die politische Aktion. (...) Nirgends gedeiht das Gefühl sozialer Brüderlichkeit so, als wenn der Mensch dort, wo er sonst nur als einzelner, als gesellschaftliches Atom zerstreut ist, in seiner Massenhaftigkeit auftritt, und die große Zahl den Stolz und das Kraftgefühl des einzelnen befreit." (6)

Wie in diesem Zitat von Theodor Heuss wird damals bei Teilnehmern von Demonstrationen immer wieder ein Gefühl des Selbstbewußtseins bis hin zur ausgelassenen Freude beobachtet:

"Jeder, der mitmarschierte, fühlte sich von einer eigenartigen Kraft erfüllt." (7)

"Sie alle zogen mit dem stolzen Gefühl in der Brust dahin, daß auch in Süddeutschland noch mehr für die preußischen Wahlrechtskämpfe getan werden kann und muß. Freude leuchtete aus jedem Antlitz." (8)

"Die Menge hatte, im Bewußtsein ihrer Macht, eine stolze Haltung eingenommen, die einen gewissen guten Humor nicht ausschloß." (9)

Im Gegensatz zur Alltagserfahrung vieler Proletarier, ohnmächtiger Einzelner oder Teil einer fremdbestimmten Masse zu sein, wird durch die Demonstration das Erlebnis vermittelt, zu einer Bewegung mit einheitlichem Willen und gleichem Ziel zu gehören.

Diese Massenhaftigkeit wird dabei zunächst optisch erlebt. Über die Kundgebung in Treptow am 10. April 1910 heißt es im "Vorwärts":

"Der Riesenkörper des Proletariats liegt sichtbar vor mir ausgebreitet - sein mächtiger Wille, seine feste Kampftschlossenheit steht körperlich vor mir: (...) Siegesgewißheit steigt auf aus diesen schwarzen Massen (...)." (10)

Durch diesen 'Riesenkörper' wird dem Einzelnen das Masse-Sein aber auch hautnah und greifbar vermittelt. In der Menge kann der sonst übliche Abstand oft nicht mehr eingehalten werden. Diese körperliche Nähe von Gleichgesinnten vermag ein Gefühl von Geborgenheit hervorzurufen:

"Je heftiger die Menschen sich aneinander pressen, umso sicherer fühlen sie, daß sie keine Angst voreinander haben. Dieses Umschlagen der Berührungsfurcht gehört zur Masse." (11)

Der Klang des gemeinsamen gleichzeitigen "Massentritts" auf den gepflasterten Straßen der Innenstädte bringt Masse auch akustisch zum Ausdruck.

"Der Mut, die Energie stählen sich fühlbar von Minute zu Minute unter dem Gleichklang der Schritte Tausender von Kampfgenossen." (12)

Durch gemeinsame Aktivitäten während der Demonstration wie Hüteschwenken, Hochrufen, Liedersingen wird das sinnliche Sich-Erleben der Masse noch gesteigert. Hinzu kommt oft die Erfahrung des Sich-durchsetzens gegenüber der Ordnungsmacht Polizei. Als einzelner Passant war man ihr ohnmächtig ausgeliefert, nun gibt es Augenblicke, in denen man die Polizei zum Statisten degradiert. So z.B. am 6. März 1910 in Berlin:

"Hin und wieder führten die Gendarmen Reitmanöver auf, augenscheinlich, um die Menge zu zerstreuen, aber das gelang nicht und löste nur Heiterkeit im Publikum aus." (13)

Die katholische Essener "Volks-Zeitung" bemitleidet die Polizei:

"(...) durch das spöttische Verhalten der selbstbewußten Masse werden ihre Nerven auf eine überaus scharfe Probe gestellt." (14)

Natürlich ist zu fragen, wie realistisch das "Kraftgefühl" der Demonstranten im jeweiligen historischen Augenblick ist. Eduard Bernstein vom reformistischen SPD-Flügel, der eine Radikalisierung der Wahlrechtsbewegung ablehnte, malte schon zu Beginn des "Wahlrechtssturms" die Gefahr eines illusionären Machtbewußtseins an die Wand:

"Vergessen wir aber nicht, daß auch die Wirkungskraft unserer außerparlamentarischen Mittel nicht unbegrenzt ist. Die frische, fröhliche Kampfesstimmung, die unsere Parteigenossen in Preußen beseelt, wollen wir weiter hegen und pflegen, aber hier und dort scheint man sich in eine Art Taumel hineinzuleben, bei dem der Blick für die Realitäten des politischen Lebens verloren geht, und daher zu vermeiden ist." (15)

Für Rosa Luxemburg dagegen verbindet sich mit den Wahlrechtsdemonstrationen weniger die Gefahr der Selbstüberschätzung der Massen als vielmehr die große Chance, ihrer Unterschätzung und Selbstunterschätzung entgegenzuwirken:

"Das Recht auf Straßendemonstrationen, das wir errungen haben, soll und muß vollauf ausgenutzt werden als vorzügliches Mittel, die Massen zu sammeln, sie aufzurütteln, sie aufzuklären, sie mit Kampfesmut zu erfüllen, als vorzüglichstes Mittel, die Macht der Klassenbewußten Arbeiterschaft sichtbar zu entfalten und den Gegnern vor Augen zu führen." (16)

"So benehmen sich 'urteilslose', 'gedankenlose' Massen nicht". Die Wahlrechtsdemonstrationen als Symbolkampf

Edward Thompson hat in seiner Darstellung englischer Volksunruhen im 18. Jahrhundert gezeigt, wie bei diesen der zeremoniellen Feierlichkeit des "Theaters der Großen" in geradezu spiegelbildlicher Umkehrung eine Straßenkultur der Unordnung, des Tumults, des Handstreichs entgegengesetzt wurde. (17) Und diese Antithetik gilt gewiß auch für viele Straßentumulte in der deutschen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Straßendemonstrationen jedoch, wie sie in den preußischen Wahlrechtskämpfen zu Anfang dieses Jahrhunderts praktiziert werden, führen den "Symbolkampf" - sofern er nicht durch das Eingreifen der Polizei in einen tatsächlichen Kampf übergeht - auf andere Weise. Diese zwischen Hierarchie und Anarchie hindurchgeführten Massenaufzüge sind Propaganda für die Möglichkeit des "Volksstaats", der Republik: Sie wollen neben Zahl und Entschlossenheit der Massen vor allem deren politische und kulturelle Hegemoniefähigkeit beweisen:

"Mehr als ein taktisches Kunststück, etwas Neues und Wunderbares ist's, was die Massen hier, ohne Zwang und Kadavergehorsam, in der Kunst der Massenbeherrschung geleistet haben", schreibt die "Schwäbische Tagwacht" am 11. April 1910. "Damit haben sie den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß sie längst aufgehört haben, 'Massen' im verächtlichen Sinn ihrer junkerlichen Gegner zu sein; so wie die preußischen Wahlrechtskämpfer am Sonntag es getan, so benehmen sich 'urteilslose', 'gedankenlose' Massen nicht, das ist kein 'Pöbel', sondern ein Volk innerlich freier, gleichgesinnter Menschen."

Und der "Braunschweiger Volksfreund" meint am 2. März 1910:

"Die Wahlrechtsdemonstrationen (bilden) ein bedeutendes Stück Selbsterziehung der Massen (...). Hier (...) wurde es den weitesten Bevölkerungskreisen handgreiflich vor Augen geführt, daß das arbeitende Volk das ordnende, organisierende, vernünftige Element ist, während die Polizei, jene Vorsehung des biedereren Spießbürgers, als ein Haufen brutaler Draufgänger erschien, zu nichts anderem fähig, als die Ordnung des Volkes sinnlos zu stören. Diese Erfahrung wird zweifellos die Zuversicht der großen Volksmassen in ihre Fähigkeit, die Gesellschaft zu organisieren, stark erhöhen (...)."

Teilnehmerinnen - viele oder wenige?

Die zeitgenössische Presse verschiedener politischer Richtungen vermittelt den Eindruck einer massenhaften Beteiligung von Frauen an den Wahlrechtsdemonstrationen: "Das weibliche Element war zahlreich vertreten" (18); "die Beteiligung der Frauen war überall sehr stark" (19); "die Bräute, die zahlreich mitgeschleppt wurden" (20) -

so liest man immer wieder. Auch die Lebenserinnerungen der Sozialdemokratin Ottilie Bader berichten von einem großen Engagement der Frauen:

"Mit dem Beginn des Jahres 1908 setzten in Preußen die scharfen Wahlrechtskämpfe ein, an denen wir Frauen einen besonderen Anteil nahmen." (21)

Bilddokumente der Zeit jedoch vermitteln von der Quantität der Frauenbeteiligung einen ganz anderen Eindruck: Nur vereinzelt sind Frauenköpfe im Meer der Männer zu entdecken. Nach Dortmunder Polizeiakten, die Schätzungen über die Frauenquote bei dortigen Aktionen enthalten, ergibt sich ein Frauenanteil zwischen 3% und 8%. (22)

Demonstrierten nun viele Frauen mit oder eher wenige? Beides ist auf seine Weise richtig. Absolut gesehen waren es sicher keine Frauenmassen, die an Wahlrechtsaktionen auf der Straße teilnahmen. Historisch-relativ gesehen war es dagegen eine beachtliche Anzahl, denn erst nach 1906 wurde eine größere Zahl Frauen in der SPD aktiv, und erst seit 1908 konnten Frauen gleichberechtigt an öffentlichen Versammlungen teilnehmen. Bei den Wahlrechtsdemonstrationen wurde dieser relative Aufbruch der Frauen in die Politik sinnlich wahrnehmbar.

Die englische "Morning Post" schreibt über die Berliner Demonstration vom 13. Februar 1910:

"Die Demonstranten bestanden aus sehr anständigen Leuten, die zwar friedlich, aber entschlossen aussahen. Die meisten gingen ganz ruhig mit einer Zigarre im Mund, manche hatten die Frau oder die Braut im Arme." (23)

Das sozialdemokratische Frauenorgan "Die Gleichheit" über den Berliner Wahlrechtsspaziergang vom 6. März 1910:

"Viele proletarische Frauen aber waren auch aktiv bei den Kundgebungen. Es sah sich fast idyllisch an, als bei unserem humorvollen Spaziergang im Berliner Tiergarten Mann und Frau Arm in Arm dahinschritten. Die hellen, bunten Kleider der Frauen, die aus den Alleen leuchteten, die hohen Stimmen beim Gesang der Arbeitermarseillaise: wie hübsch, wie fröhlich machte sich das alles. Bürgerliche Blätter schrieben am anderen Tage, daß die Anwesenheit der vielen Frauen dem Heer der Demonstranten einen fast heiteren Zug verliehen hätte." (24)

In diesen Beschreibungen der Art und Weise weiblichen Mitdemonstrierens scheint ein Doppelcharakter von 'Nicht mehr unterdrückt' und 'Noch nicht frei' auf. Frauen waren bei diesen Kundgebungen in einer zwiespältigen Weise integriert: Sie waren sowohl im positiven Sinn einbezogen als auch im negativen Sinn eingeschlossen.

Einbezogen insofern, als sie nun gleichrangig und gemeinsam mit Männern in den Demonstrationszügen gingen. Angesichts der Tatsache, daß es Frauen (wie auch Schülern und Lehrlingen) bis zur Änderung des Vereinsgesetzes 1908 verboten war, an politischen Versammlungen teilzunehmen, war dies zweifellos Ausdruck einer Ausweitung des politischen Handlungsspektrums von Frauen. Auch sozialdemokratische Demonstrationsaufrufe jener Zeit an die "Männer und Frauen des arbeitenden Volkes" und die Betonung der Kundgebungsteilnahme von Frauen durch die sozialdemokratische Presse stellen durchaus eine positive Entwicklung dar. Wurden doch sonst Frauen, die an politischen Veranstaltungen wie z.B. an Festumzügen zum 1. Mai teilnahmen, auch innerhalb der Arbeiterbewegung selbst oft nicht für voll genommen. Das württembergische SPD-Organ Schwäbische Tagwacht am 7. Mai 1907:

"Die Festteilnehmer sammelten sich im Gasthaus 'Zum Steinhäule' in Geislingen, wo auch die Aufstellung des Festzuges erfolgte, an dem, Frauen und Kinder nicht mitgerechnet, weit über 200 Partei- und Gewerkschaftsmitglieder teilnahmen."

Andererseits konnten die Frauen bei Wahlrechtsdemonstrationen keine eigenen Ausdrucksformen entwickeln. Sie traten selten mit eigenen Parolen und - zumindest unseren Quellen nach - nie mit eigenen Liedern, Fahnen oder Transparenten für das Frauenwahlrecht auf. Soweit uns bekannt ist, gab es auch keine eigenen Frauenabteilungen bei Wahlrechtsdemonstrationen. Frauen gingen umschlossen von Genossen als Einzelne mit, sie stellten keine fordernde Frauenfront dar, sondern eher eine heitere auflockernde Teilnehmerschaft, was sogar bei vielen bürgerlichen Beobachtern einen angenehmen Eindruck hinterließ.

Die Polizei

"Öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel und Aufzüge auf öffentlichen Straßen oder Plätzen bedürfen der Genehmigung der Polizeibehörde." (25)

So heißt es im § 7 des Reichsvereinsgesetzes vom 19. April 1908. Wenn aber die SPD ihre Demonstrationen angemeldet hatte, so wurden sie ihr damals fast ausnahmslos untersagt - mit Begründungen wie: Störung des Handels und des öffentlichen Verkehrs, Gefährdung der öffentlichen Sicherheit durch Zusammenstöße und grobe Ausschreitungen. Im preußischen Wahlrechtskampf entschloß sich die Sozialdemokratie, auch ohne Genehmigung Demonstrationen durchzuführen. So bedeuteten diese immer auch ein Kräftemessen der Arbeiterbewegung mit einer der gefürchtetsten Institutionen des Reiches: der preußischen Polizei.

Und tatsächlich trat diese bei etlichen Wahlrechtsdemonstrationen mit großer Härte auf, wobei der Polizeisäbel in gar nicht wenigen Fällen z.T. schwere Verletzungen hervorrief. In ihren Erinnerungen schildert Toni Sender (1888-1964), in der Weimarer Republik SPD-Reichstagsabgeordnete, ihre Gefühle beim Polizeieinsatz während einer Frankfurter Wahlrechtsdemonstration:

"Die nächste Demonstration sollte ein Aufmarsch in der Stadt sein. Die preußische Polizei verbot sie auch prompt. Die veranstaltenden Organisationen bestanden darauf, daß die Bürger ein Recht auf die Straße hätten und der Aufmarsch dennoch stattfinden würde. Meine Gruppe marschierte selbstverständlich mit. Damals machten wir zum erstenmal Bekanntschaft mit dem alten preußischen Polizeiknüppel.

Als unsere Gruppe durch die Zeil, die Hauptverkehrsader der Stadt, marschierte, traten uns Dutzende von bewaffneten Polizisten entgegen und begannen sofort auf die Leute einzuschlagen.

'Was haben wir getan? Ist die Straße für steuerzahlende Bürger verboten?', wagte ich zu fragen. Die Antwort war ein Hagel von Schlägen. Mein Rücken schmerzte furchtbar. Nie im Leben war ich so wütend gewesen. (...)

Viele Demonstranten wurden schwer verwundet. Der ganze Vorfall machte die preußische Polizei noch verhaßter als zuvor. Der Tag unserer Rache wird kommen - das war unser geheimer Schwur." (26)

Bitte recht freundlich! Der Beginn der polizeilichen Demonstrationsfotografie

1910, das Jahr der Demonstrationen, ist auch ein Meilenstein in der Entwicklung der Polizeifotografie: Am 7. Februar 1910 wird ein geheimer Erlaß des preußischen Innenministers herausgegeben, wonach

"bei Gefährdung der öffentlichen Ordnung, Straßendemonstrationen und dergleichen, (...) zum Zwecke des einwandfreien Nachweises des Verlaufes der Ruhestörung, Demonstrationen usw. photographische Aufnahmen an geeigneter Stelle erfolgen sollen." (27)

Die Zeitschrift "Die Polizei" präzisiert diesen Erlaß am 10. März 1910:

"Polizeiliche Photographien bei Straßendemonstrationen oder ähnlichen Anlässen werden als eine vortreffliche Waffe gegen die immer wiederkehrenden Behauptungen der Sozialdemokraten, daß die Polizeibeamten die Angreifer und Urheber der Zusammenstöße waren, empfohlen. Man wird sich dazu natürlich nicht eines gewöhnlichen Apparates, sondern etwa der mit Krimstechern verbundenen Geheimapparate bedienen müssen. Wo Ansammlungen erwartet werden, wird ein mit einem solchen Apparat ausgestatteter Beamter oder Beauftragter der Polizei von erhöhtem Platz, etwa von

einem Fenster, aus zu seinen Aufnahmen Posten fassen können." (28)

Auf Seiten der Demonstranten wurde auf diese neue Polizeimaßnahme offenbar unmittelbar reagiert. Eugen Ernst schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

"Die Geheimräte im Ministerium des Innern wollten sich auch betätigen und erließen an alle Polizeibehörden einen 'Geheimbefehl' - den ich aber auch sehr schnell kannte -, daß alle Demonstrationenzüge, namentlich die Spitzen derselben, möglichst zu photographieren seien. Das war nun leichter befohlen als ausgeführt. Wir machten unsere Genossen darauf aufmerksam, daß uns an einer photographischen Aufnahme gar nichts läge - und da traten oftmals bei den versuchten Aufnahmen 'Störungen' ein." (29)

Welcher Art diese "Störungen" waren, war leider nicht zu ermitteln.

"Vom Gegner lernen"

Nicht nur Sympathisanten, auch gegnerische Beobachter der Wahlrechtsdemonstrationen konstatieren die spezifische Verbindung, die massenhafte Begeisterung und Entschlossenheit mit Organisationsfähigkeit und individueller Selbstdisziplin eingegangen sind. Diese Qualität der damaligen Massenaktionen steigert dort, wo die Sozialdemokratie als revolutionsentschlossene Kraft gefürchtet wird, die Angst: Man sieht dann die Straßendemonstrationen als pseudofriedliche "Revolutionsexerzitien" und konstatiert angesichts der mobilisierten Hunderttausende:

"Die tieferste Kehrseite dieser Vorgänge ist der Einblick in die straffe Organisation der Sozialdemokratie (...). Die menschliche Gesellschaft (hat) dieser Organisation nichts Ähnliches entgegensustellen." (30)

Bürgerliche Kommentatoren, die die Sozialdemokratische Partei positiver, zum Teil gar als potentiellen Koalitionspartner einschätzen, werten dasselbe Phänomen ganz anders:

"Die Disziplin, die von den sozialdemokratischen und demokratischen Massen an den Tag gelegt worden ist, ihre willenslose Nachgiebigkeit unter dem Zügel der Führer, ist auf der einen Seite eine ernst zu nehmende Sache. Denn Disziplin verbürgt Macht, wie das Musterbeispiel der deutschen Armee aller Welt oft gezeigt hat. Auf der anderen Seite ist aber diese Disziplin der Massen erfreulicher und für das Staatswesen weit weniger bedenklich als zuchtlose Leidenschaft. (...) Solange die Führer noch herrschen, hat man das Schlimmste nicht zu befürchten." (31)

Und vor allem steigern die Massenaufmärsche des preußischen Wahlrechtskampfs bei der anderen Seite die Begehrlichkeit nach dem 'Besitz' dieser begeisterungs- und disziplinfähigen Massen: "Wer die Volksmassen beherrscht und sie organisiert wie die Sozialdemokratie", schreibt der christlich-nationale "Reichsbote", "der hat die Macht", und die "Leipziger Neuesten Nachrichten" meditieren:

"Noch ein anderes Gefühl muß der Anblick dieser schweigsam dahinziehenden Massen erwecken: Das Gefühl des Bedauerns, daß der in einem großen Teil zweifellos vorhandene Idealismus, der selbst die bei allen Massenveranstaltungen so oft vorhandene Freude am Radau besiegt, keinem anderen Ziele zugelenkt wird. (...) Wieviel besser wäre es in Deutschland bestellt, wenn die Kräfte, die hier so falsch geleitet werden, dem nationalen Gedanken zurückgewonnen werden könnten!" (32)

Das heißt für die Straßendemonstration und die Massenkundgebung unter freiem Himmel, daß sie vom nationalen Lager zwar als gesetzwidriger Exzeß gebrandmarkt, gleichzeitig aber für die Übernahme in eigene Dienste vorgemerkt werden.

Die Projektgruppe

Anmerkungen

- 1 Charles Tilly, Louise Tilly, Richard Tilly: The rebellious century 1830 - 1930. Cambridge/Mass. 1975, S. 193.
- 2 Fr. Glaser: Das Recht auf die Straße in England. In: Das freie Wort, 10. Jg. 1910/11, S. 23-28; hier S. 28.
- 3 Friedrich Naumann: Massenbewegungen. In: Die Hilfe, Jg. 1910, Nr. 10, S. 148f.; hier S. 149.
- 4 Zweite Strophe eines Gedichts, das abgedruckt wurde u.a. in der Frankfurter "Volksstimme", 21.2.1910.
- 5 Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 4, 1871 bis 1918. Köln 1982, S. 333.
- 6 Die Hilfe, Jg. 1910, Nr. 15.
- 7 Schwäbische Tagwacht, 21.3.1910.
- 8 Ebd.
- 9 "Echo de Paris", zit. nach Vorwärts, 10.3.1910.
- 10 Vorwärts, 11.4.1910.
- 11 Elias Canetti: Masse und Macht. Frankfurt/M. 1980, S. 10.
- 12 Schwäbische Tagwacht, 21.3.1910.
- 13 Vorwärts, 7.3.1910.

- 14 Essener Volks-Zeitung, 9.3.1910.
- 15 Eduard Bernstein: Straße und Parlament im Wahlrechtskampf. In: Sozialistische Monatshefte, 14. Jg. 1910, S. 283-288; hier S. 287.
- 16 Rosa Luxemburg: Die Maifeier im Zeichen des Wahlrechtskampfes. In: Dies.: Gesammelte Werke, Bd. 2, Berlin/DDR 1972, S. 334-338; hier S. 334.
- 17 Vgl. Edward P. Thompson: Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert: Klassenkampf ohne Klasse? In: Ders.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1980, S. 247-289.
- 18 Vorwärts, 11.4.1910.
- 19 Kreuz-Zeitung, 11.4.1910.
- 20 Germania, 8.3.1910
- 21 Ottilie Baader: Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen. Stuttgart/Berlin 1921, S. 99.
- 22 Dortmunder Polizeiakten, Stadtarchiv Dortmund.
- 23 Vorwärts, 16.2.1910.
- 24 Die Gleichheit, 25.4.1910.
- 25 § 7 des Reichsvereinsgesetzes vom 19.4.1908.
- 26 Toni Sender: Autobiographie einer deutschen Rebellin. Frankfurt/M. 1981, S. 42f.
- 27 Germania, 22.2.1910.
- 28 Die Polizei, 10.3.1910, S. 495.
- 29 Eugen Ernst: Ein Leben für die Arbeiterbewegung. Berlin o.J. (um 1948), S. 51.
- 30 Reichsbote, zit. nach Vorwärts, 8.3.1910.
- 31 Kölnische Zeitung, zit. nach Tägliche Rundschau, 13.4.1910.
- 32 Zit. nach Tägliche Rundschau, 13.4.1910.

Vorlesungen:

Kommunikation im Alltag - Formen, Rituale, Strategien Bausinger

Seminare:

Zur Entwicklung der Eßkultur (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens)	Warneken
Zur Geschichte der Hausarbeit (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens)	König
Subkultur: Geschichte und Reichweite eines Konzepts	Lindner
Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede	Lindner
Lektürekurs: Sigmund Freud: Der Mann Moses	Jappe/Jeggle
Schichtunterschiede im körperlichen Habitus	Warneken
Vom Handwerk zur Industrie - Einführung in die Archivbenutzung anhand von Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte	Wandel
Vom Leben, Heiraten und Sterben. Demographische Methoden in der Volkskunde	Lipp
"Der Bürger" - zur Geschichte eines kulturellen Habitus	Kaschuba
Arbeitersiedlungen im Königreich Württemberg	Köhle-Hezinger
Erinnern und Vergessen	Jeggle
Kultur in der Stadt	Bausinger
Interpretationsansätze zu lebensgeschichtlichen Interviews mit sizilianischen und türkischen Familien	Rothenburg-Unz/ Schöning-Kalender
Veränderungen der lokalen Medienstruktur	Warneken
Heimatkunde des Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen (Projekt I)	Jeggle
Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze (Projekt III)	Ruoff
Kultur kontrastiv (Projekt III)	Bausinger
Magister-Kolloquium	Bausinger, Jeggle, Lindner, Warneken
Instituts-Kolloquium: Volkskunde an deutschen Universitäten	Bausinger, Jeggle, Lindner, Warneken

Redaktion: Wolfgang Kaschuba, Druckvorlage: Peter Päßler, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen.

HERAUSGEGEBEN VON DER TÜBINGER VEREINIGUNG
FÜR VOLKSKUNDE e.V.

Nr. 29

September 1985

I N H A L T:

Kulturen, Kulturen..?	1
No Future - ohne uns? Das Projekt "Jugendkultur"	3
"Brillenkultur" - Sehen oder gesehen werden?	13
"Sagen Sie's wie ein Mann, Madame!"	23
Fächerkombinationen	34
Institutsnachrichten	37
Vereinsnachrichten	39
Semesterprogramm WS 1985/1986	40

KULTUREN, KULTUREN..?

Die Beiträge dieses Heftes stammen zum überwiegenden Teil unmittelbar aus der Arbeit von Projekten und Seminaren der letzten Semester. So zufällig die vorliegende Auswahl ist (bzw. das Angebot, denn die Initiative zum Schreiben kam fast immer von den Autorinnen und Autoren selbst), sie macht doch etwas vom Spektrum der Themen und Gebiete deutlich, mit denen sich Lernende und Lehrende am Institut beschäftigen. Mag sein, daß die dabei zu konstatierende Breite allmählich wirklich zum Problem werden kann. Nicht etwa nur deshalb, weil volkskundliche Augen nun sogar noch eine "Brillenkultur" entdeckt zu haben glauben. Nein, Befürchtungen in dieser Richtung wurden schon vor einiger Zeit auch von studentischer Seite laut, etwa als die Fachschaft des LUI zu einer Diskussion über das Forschungs- und Lehrkonzept des Instituts einlud und dabei versuchte, eine Art Bilanz der Lehrprogramme und Forschungsschwerpunkte der letzten zehn Jahre zu ziehen. Wie sich zeigte, sind da die Entwicklungslinien manchmal gar nicht so übersichtlich und gerade, wie man vielleicht erwarten oder wünschen könnte. Neben systematisch angelegten Themen-Rabatten blüht offensichtlich auch manche 'wilde Kultur', deren Nutzen und Ertrag nicht immer so recht klar sind. Und damit wären wir dann doch wieder beim Stichwort: Es ist sicher nicht falsch, angesichts der derzeitigen Konjunktur des "Kulturellen" und der Bindestrich-Kulturen darüber nachzudenken, wo ein Weniger vielleicht ein Mehr sein könnte. Da gilt für die nomenklatorische wie für die theoretisch-konzeptionelle Ebene.

Vorerst jedoch wird mit der Themenvielfalt dieses Hefts dem wiederholt geäußerten Wunsch, mehr über die und aus der Instituts-Praxis zu erfahren, wohl zur Genüge nachgekommen. Die Artikel aus dem Projekt "Jugendkultur" und zur "Brillenkultur" könnten dabei durchaus auch unter dem Motto "Feldforschung" stehen, wenn das auch besonders im zweiten Fall nicht unbedingt so methodisch streng und ernst gemeint ist, wie's aufs erste Lesen hin vielleicht klingt.

"Sagen Sie's wie ein Mann, Madame!" nimmt dann ein Thema auf, das nun wirklich den 'heimlichen' Institutsalltag prägt: geschlechtsspezifische Verhaltensmuster und Wahrnehmungsformen, die man hinter dem vordergründig meist so lockeren Instituts-Umgangton gerne übersieht. Ob die hier vorgeführte Dokumentation und Analyse einer typischen (!?) Seminarszene nun Zustimmung oder Widerspruch findet, der Beitrag soll jedenfalls auch dafür sorgen, daß das Nachdenken über Geschlechterrollen und Verhaltensroutinen im Wissenschaftsbetrieb, wie es im Korrespondenzblatt Nr. 28 begonnen wurde, weder eine Eintagsfliege bleibt noch als bloß symbolische Pflichtübung abgehakt wird. Fortsetzung und Kommentare sind also erwünscht.

Wer dann immer noch zu wenig über die Institutspraxis und -wirklichkeit erfahren hat, der kann sich schließlich über gängige wie ungewöhnliche Fächerkombinationen der Studierenden am LUI informieren. Immerhin ergeben sich ja auch daraus nicht uninteressante Rückschlüsse auf jene Trends, die so viele Neugierige den Weg aufs Schloß finden lassen. Das lange Zeit gültige Bild von den 'germanistischen' Volkskundlern scheint entgültig revisionsbedürftig, der Typus "Sozialwissenschaftler/in" dominiert zumindest nominell eindeutig.

Wenn man so will, ist ja nun auch damit die alte Zielvorgabe ein Stück weit eingelöst: "Volkskunde sei eine Sozialwissenschaft!" hieß es Ende der 60er Jahre programmatisch-fordernd gerade in Tübingen. Und dazu paßt gewiß ganz gut die Nachricht, daß - womöglich noch in diesem Jahr - der für diese sozialwissenschaftliche Neuausrichtung nicht ganz unwichtige Band 27 der TVV-Reihe, "Abschied vom Volksleben", neu aufgelegt wird. Nach einigem Zögern und langen Diskussionen setzte sich die Ansicht durch, daß dieses Dokument der Instituts- und Fachgeschichte für alle Interessierten besser wieder zugänglich gemacht werden sollte, bevor daraus eine bibliophile Rarität wird oder sich darum falsche Mythen zu ranken beginnen. Die Nachfragen häuften sich jedenfalls in letzter Zeit, selbst viele Institutsbibliotheken - darunter auch unsere eigene - klagten darüber, daß nicht einmal in ihren Beständen mehr ein Exemplar vorhanden sei. Diesem Mangel wird mit einem unveränderten Nachdruck also umgehend abgeholfen.

NO FUTURE - OHNE UNS?

Was das Projekt "Jugendkultur" über Lehrlinge herausfand

Zur Wende versprach Bundeskanzler Kohl allen ausbildungswilligen Jugendlichen eine Lehrstelle. Seit diesem Bonner Versprecher ist ein heftiger Streit darüber entbrannt, ob tatsächlich alle Schulabgänger in der beruflichen Ausbildung einen Platz finden. Kaum noch beachtet wird dabei allerdings, welche Rolle der Berufsalltag für diejenigen Jugendlichen spielt, die sich bereits in der Lehre befinden. Bei 213 000 fehlenden Stellen in der betrieblichen Ausbildung (Stand Juli 1984) müssen sie sich offenbar damit zufrieden geben, überhaupt irgendwo untergekommen zu sein, egal wo. Laut "Südwest Presse" vom 15. Juli 1985 waren auch dieses Jahr noch 18 000 Jugendliche, die bereits im Berufsbildungsjahr 1983/84 eine Lehrstelle gesucht hatten, auf der Suche nach einer solchen Stelle. Über 40 000 freilich hatten bereits resigniert aufgegeben. Ein Lehrling weiß also, daß er sich besser fühlen muß als seine arbeitslosen Altersgenossen, auch wenn er nicht Gärtner - wie er eigentlich wollte -, sondern Großhandelskaufmann sein wird.

Dennoch liegt auf der Hand, daß der Beruf, der erlernt wird oder erlernt werden muß, das Leben der Jugendlichen entscheidend bestimmt. Diese Erfahrung vermittelten Tübinger Berufsschülerinnen und Berufsschüler auch einer studentischen Arbeitsgruppe, die sich im Projekt "Jugendkultur und politische Bewusstseinsbildung" besonders für Lehrlinge interessiert hatte. Ursprünglich von der Fachschaft vorgeschlagen, wurde diese Lehrveranstaltung im WS 1982/83 und SS 1983 von Jörg Bohse geleitet, der dafür vom LUI einen Lehrauftrag erhalten hatte.

In seinem ersten Semester befaßte sich das Projekt zunächst mit verschiedenen Theorien und Ansätzen der Jugendforschung. Daraus galt es, Fragen für eine empirische Erhebung zu entwickeln. In allen gelesenen Studien zeigt sich die Besorgnis darüber, daß junge Menschen offenbar andere Zukunftsvorstellungen haben als die erwachsene Generation. So wurde in der Shell-Studie "Jugend '81" vermerkt: "Die Jugendlichen aus der oberen Mittelschicht neigen zu unkonventionellen Lebensplanungen, lehnen manche Stationen des hergebrachten Lebensentwurfes ab (Heirat, Elternschaft, Übernahme des elterlichen Erbes usw.)" (S.22). Auch andere Untersuchungen stellten eine Ablehnung jener materiellen Wertorientierungen fest, die die Generation der Eltern seit der Zeit des "Wirtschaftswunders" vorgelebt hatte, und eine Hinwendung zu einer "postmateriellen" Grundeinstellung. Nach der "Wende" gab die Konrad-Adenauer-Stiftung in ihrer Jugendstudie allerdings Entwarnung: nach ihren Erkenntnissen meinten 70% aller Jugendlichen: "Ich möchte Kinder haben und ein glückliches Familienleben führen"; für ebenfalls 70% schien eine Karriere wieder erstrebenswert (vgl. FAZ 26.5.1984, S. 15).

Bei derart verschiedenen Forschungsergebnissen stellte sich im Projekt die Frage, ob die Jugendlichen aus der oberen Mittelschicht, also die "Elite von morgen", vom Aussteigen träumen und dann tatsächlich eine bürgerliche Karriere und traditionelle Familienvorstellungen verschmähen, oder ob sie letztlich doch wie ihre Eltern einen Beruf ergreifen und eine Familie begründen werden. Die Projektgruppe ging von der Annahme aus, daß dies trotz aller laut geäußerten Ablehnung tradiert Wertmuster der Fall sei. Um eine Antwort auf diese Grundfrage zu bekommen, sollten zehn Schüler aus der 11. Klasse des Tübingen Uhland-Gymnasiums befragt werden. Zum Vergleich wurden eine Reihe von (zum Teil ehemaligen) Schülerzeitungsmitarbeitern und sieben Lehrlinge, die das Tübinger Berufsschulzentrum besuchten, herangezogen. Sie sollten erzählen, wie ihr Alltag in Schule, Beruf, Familie und Freizeit aussieht und wie später einmal "gelebt" werden soll.

Vor jedem Gespräch, das auf Tonband aufgenommen wurde, baten wir die Jugendlichen um einen Aufsatz zu dem Thema "Was willst Du werden" und "Beschreibe einen Tag in Deinem Leben, wenn Du 35 bist". Die Gespräche gingen anfangs streng nach einem entworfenen Leitfaden vor, bis sich herausstellte, daß viele Fragen an der "Zielgruppe" vorbei gestellt waren. Da viele Projektteilnehmer zu diesem Zeitpunkt noch wenig Erfahrungen mit Interviews hatten, versuchten sie vor und während der Erhebung, sich in die Fachliteratur einzuarbeiten. Durch die wenigen direkten Ratschläge und die vielen Warnungen vor Fehlern in einschlägigen Aufsätzen fühlten sich manche von uns jedoch eher verunsichert. Daran lag es sicherlich auch, daß sich fast niemand im Projekt auf ein handfest greifbares Ergebnis, zum Beispiel ein Buch, einen Zeitungsartikel, eine Radiosendung oder einen Videofilm als Projektabschluß festlegen wollte. Nachdem im Sommersemester 1983 die Interviews durchgeführt und die Tonbänder abgetippt waren, sollte ein gemeinsamer Abschlußbericht geschrieben werden. Er wurde aber nicht mehr abgefaßt, weil sich die drei Arbeitsgruppen nicht über das weitere Vorgehen einigen konnten. Der Kreis, der die Gymnasiasten befragt hatte, wollte eine allgemeine Übersicht der Ergebnisse anfertigen. Die Gruppe war jedoch merklich kleiner geworden, nachdem die Projektscheine verteilt waren. Diejenigen, die sich mit Schülerzeitungs-Redakteuren befaßt hatten, schlugen vor, aus dem jeweiligen Interview ein "biographisches Porträt" zu schreiben. Ähnlich verfahren wollte die Arbeitsgruppe "Berufsschüler".

Die Schülerzeitungs-Gruppe veröffentlichte ihre Ergebnisse schließlich am 26. Februar 1985 auf einer Extraseite im Tübinger "Schwäbischen Tagblatt". Die Lehrlings-AG stellte zwei ausführliche Porträts sowie eine Zwischenauswertung von sechs der sieben Interviews her. Nachdem Porträts und Zwischenbericht abgeschlossen waren, löste sich die Gruppe auf, weil der Mehrheit der Mitglieder nicht klar war, wozu das Ergebnis dienen konnte. Teilaspekte des Projekts greift eine Magisterarbeit auf, die derzeit im Entstehen ist.

Mit Lehrlingsforschung tut sich das LUI offenbar schon länger schwer. Gottfried Korff, der im Sommersemester 1973 ein Seminar mit dem Titel "Berufsschüler in der BRD" durchgeführt hatte, berichtete, daß es schon damals nicht einfach gewesen sei, überhaupt an Lehrlinge heranzukommen. "Ich glaube nicht, daß Ihr da auf viel Gegenliebe stoßt", warnte auch ein Berufsschullehrer die Studenten, als er um Tips gebeten wurde und Kontakt für die Arbeitsgruppe zu seinen Schülern herstellen sollte. Einer der Klassen-sprecher und ein Freund von ihm erklärten sich schließlich zu einem Interview bereit. Ein anderer Lehrling meldete sich auf eine Zeitungsannonce, den vierten Mann kannten wir Studierenden aus einer früheren Untersuchung über Hard-Rock-Fans, und über eine Lehrerin konnten Studentinnen der Arbeitsgruppe noch drei weibliche Auszubildende aus dem Textilbereich gewinnen.

Für ein gemeinsames Wochenende mit Besuch eines Rockkonzerts fanden sich jedoch ganze zwei Lehrlinge bereit. Kein Wunder, sie können ihr Wochenende sicherlich auch ganz gut ohne Studenten verbringen. Von einem um Rat gebetenen Soziologen wurde der Lehrlings-AG vorgeworfen, sie hätte die Befragten aus ihrem Lebenszusammenhang gerissen, weil die Interviews beispielsweise in den Wohnungen der Studenten stattfanden. Dadurch und durch Fragen "aus dem Dunstkreis linker Subkultur" sei ein falsches Persönlichkeitsbild der Lehrlinge entstanden. Auch wenn sich aus seiner Kritik wichtige Anregungen für weitere Interviews ergaben, war es doch erstaunlich, daß der Wissenschaftler über die ihm unbekannten Lehrlinge offenbar besser Bescheid wußte als diese über sich selbst. Denn die schon erwähnten beiden Porträts waren von den Befragten nach Fertigstellung durchgelesen und mindestens in einem Fall als "korrekt" bezeichnet worden: "bin ich mit einverstanden".

Was sagen nun die Auszubildenden selbst in ihren Interviews? Im folgenden stellen wir drei der Auszubildenden in Kurzportraits vor.

- "Das war meine Traumfirma"

Was bedeutet es für Susanne Stricker, eine Berufsausbildung zu machen? "Auf jeden Fall, daß ich also was lern, daß ich nach drei Jahren dann also einen erlernten Beruf hab, wo ich dann ausüben kann." Susanne ist 18 Jahre alt und im ersten Lehrjahr als Bekleidungs-näherin im Zweigwerk eines Textilbetriebs. Wenn sie die drei Ausbildungsjahre hinter sich hat, kann sie sich Schneiderin nennen. In dem Werk, in dem sie die Lehre macht, arbeiten rund 50 meist weibliche Arbeitskräfte, darunter sechs "Azubis". "Wir kriegen auch alles mit, wie zum Beispiel jetzt ein Pullover zusammengenäht wird oder so." Beaufsichtigt werden die Lehrlinge dabei von einer Directrice. "Im Betrieb, da ist es echt sagenhaft", findet Susanne. Und dies, obwohl sie wie die anderen Arbeiterinnen acht Stunden in der Fabrik steht und in der Produktion eingesetzt wird. Positiv

scheint sie auch der Berufsschule gegenüberzustehen: "Man freut sich ja, wenn man in die Schule darf, wenn man schaffen muß..." Aber auch dort interessiert sie sich vor allem für Fragen, die sie im Beruf weiterbringen. Lieblingsfächer sind Fachzeichnen und Mathe. Am Mathematiklehrer bemängelt Susanne vor allem, daß er ständig zu spät komme. Betriebliche Disziplin und Pünktlichkeit scheinen für sie auch hier selbstverständlich zu sein.

Bei der Lehrstellensuche, sagt sie, "da hab'ich also echt Glück gehabt". Nach der Hauptschule und einer zweijährigen "Kaufmännischen" war es für Susanne wichtig, einen Betrieb zu finden, in dem sie "nicht den ganzen Tag bloß BH nähen" mußte. Und mit drei Bewerbungen war die Stelle gefunden: "Das war meine Traumfirma".

Wie ist sie überhaupt auf den Beruf gekommen? "Also meine Mutter, die näht. Die hat auch 'ne Zeit lang in der Fabrik geschafft. Und da hat sie halt im Wohnzimmer alles genäht, und da hab'ich mal zugeguckt. Und da hab'ich auch angefangen, also für mich selber zu nähen, und da hab'ich mal so 'ne Modeschau gesehen und einen Bericht über Modezeichner und Designer. Und das hab'ich mir halt in den Kopf gesetzt..."

Obwohl die Mutter ihre Tochter lieber in einem kaufmännischen Beruf gesehen hätte, legte sie ihr keine Steine in den Weg. "Also meine Eltern sind Kumpels und Vorbilder. Ich find'sie echt irgendwie gut", lobt die 18jährige. Der Vater ist 41, Kraftfahrer im gleichen Betrieb wie Susanne; die Mutter, 38, hat Laborassistentin gelernt. Die beiden Schwestern, 15 und 16, besuchen die Haupt- und die Realschule.

Ihre Entschlüsse und Ideen scheinen die Stricker-Kinder überhaupt ohne große Widerstände durchzusetzen: "Wir haben viel zu viel Freiheit", meint Susanne, ob es nun die Urlaubsreise, das Tanzen gehen oder auch die Übernachtung des Freundes bei Susanne ist. Da sie auf dem Dorf wohnen, ist das Auto des 18jährigen Elektrikers für Susanne nicht unwichtig.

Gefragt, ob sie einmal ein Eheleben führen wolle, meint sie: ja, Kinder möchte sie aber keine haben. Die 18jährige findet die Welt dafür gegenwärtig zu unsicher und kinderfeindlich. Eine Abtreibung würde sie jedoch auf keinen Fall durchführen lassen. Gesetzt den Fall, sie hätte doch Kinder: "Ich würde wahrscheinlich gleich erziehen wie meine Eltern." Die Frage scheint nicht so abwegig zu sein, denn um Verhütung hat sie sich allein zu kümmern. "Ich mein', er überläßt es mir, und ich red' mit ihm drüber."

Das heißt nicht, daß die angehende Schneiderin nur ans Muttersein denkt, wenn sie von der Zukunft spricht. Zunächst gilt es, den Lehrvertrag verlängert zu bekommen, denn im Textilbereich werden die Ausbildungsvereinbarungen nur für jeweils ein Jahr abgeschlossen. Am Ende jeden Lehrjahres ist eine Prüfung abzuleisten. Kein Wunder, daß sich die Gewerkschaften inzwischen gegen solche Ausbildungssysteme wehren (siehe Spiegel 30/1983). Im Gegensatz zu ihren Eltern gehört Susanne nicht der Gewerkschaft an.

Wenn die Lehrzeit vorüber ist, möchte sie mit dem Abschluß als

Schneiderin auf das Technikum in Reutlingen oder an eine Fachhochschule in Sigmaringen oder Stuttgart gehen und dort Directrice oder Textil-Designerin werden. Schon jetzt betätigt sie sich zu Hause als Hobby-Modezeichnerin, wo sie auch ab und zu für die Familie etwas strickt. Wie die Chancen sind, an diese Schulen zu kommen, danach hat sich Susanne schon genau erkundigt. Am liebsten würde sie freilich nach Italien fahren und dort selber Mode machen. Ihr gefallen Land und Leute und auch die italienische Mode. Berufstätigkeit stellt sie sich als Wunschbild so vor: "8 oder 7 Stunden arbeiten, kreativ."

"Dann stehe ich das lieber durch"

Gerhard Fischer ist 18 Jahre alt, wohnt in Tübingen und macht zur Zeit eine Schreinerlehre. Er hat zwei ältere Geschwister, die im Gegensatz zu ihm nicht mehr bei den Eltern wohnen.

Gerhard hatte von Anfang an vor, Schreiner zu werden. Er wollte nach der Hauptschule nicht auf eine weiterführende Schule (außer einer privaten kaufmännischen Berufsfachschule), sondern "lieber etwas mit den Händen schaffen". Beeinflußt bei der Berufswahl wurde er wohl auch durch die Tatsache, daß sein Vater, der Bauingenieur studiert hat und jetzt beim Regierungspräsidium angestellt ist, vor seinem Studium eine Maurerlehre gemacht hatte. Rund 20 Bewerbungen schickte Gerhard deshalb an Holzverarbeitende Betriebe im Raum Tübingen. Um die Wartezeit zu überbrücken, jobbte er bei einem Arzneimittelgroßhandel.

Schließlich fand er eine Lehrstelle bei einer kleinen Holzfirma (fünf Mitarbeiter). Es traf sich günstig, daß der Chef der Vater seiner Freundin ist. Dort arbeitet Gerhard dreieinhalb Tage in der Woche, die übrigen eineinhalb Tage verbringt er in der Berufsfachschule in Derendingen. Er nimmt es in Kauf, daß er in den Schulferien in die Firma muß und nicht gut bezahlt wird: "Weil nachher hat man gleich eine schlechte Meinung von mir", wenn er sich widersetzen würde; "dann stehe ich das erste Lehrjahr sowieso lieber durch; und die paar Ferientage werde ich schon aushalten".

Die Ausbildung und das Klima im Betrieb gefallen ihm gut. Er findet, daß dort praxisnäher ausgebildet wird als in der Schule. Dort ist er zwar Klassensprecher, zeigt aber kein besonderes Engagement, etwa den Unterricht zu verbessern oder Einfluß auf den Lehrstoff zu nehmen. Seiner Meinung nach sind die Lehrer völlig uninteressiert an dem, was sie unterrichten müssen: "Das ist ja praktisch bloß ein Sozialverein, wenn sie Lehrer in die Schule schicken, die uns irgendwas vorschwätzen oder uns was abschreiben lassen." Allenfalls die Ausbildung in der Lehrwerkstatt und das Fach Deutsch hält er für nützlich: "...kann man Rechtschreibung lernen: daß mit SZ oder 'das' mit S."

Sein Hauptinteresse gilt eindeutig der handwerklichen Tätigkeit; er macht auch in seiner Freizeit gelegentlich kleine Möbel aus

Holz. Dazu läßt er sich von seinem Meister den Schlüssel zur Werkstatt geben und arbeitet dort samstags.

In seinem Beruf möchte er den Meister machen und eventuell einen eigenen Betrieb gründen. Er will auch ein Haus auf dem Land kaufen und dort mit seiner Freundin wohnen. Er könnte sich sogar vorstellen, daß seine Eltern unterm gleichen Dach wohnen. In seiner Freizeit ist er meistens mit seiner Freundin zusammen, die aufs Gymnasium geht. Sie fahren im Sommer öfters mit dem Motorrad weg, gehen essen oder ins Kino. Der Fernseher wird bei Fischers selten eingeschaltet: "Sagen wir mal montags, wenn ein guter Spielfilm kommt; und sonst bloß freitags und samstags, wenn was gutes kommt; ein Spielfilm oder 'Bericht aus Bonn'." Gerhard trifft sich auch ab und zu mit seinen Kumpels, die er von früher kennt. Zu den anderen Schülern der Berufsschulklasse hat er außerhalb der Schulstunden keinen Kontakt.

Einmal die Woche geht er Squash spielen, zumeist allein und ohne festen Spielpartner; wenn eben gerade ein Platz frei ist. Er will da allein hingehen, so wie seine Freundin ohne ihn zum Tennisspielen geht.

Die Mitglieder der Familie Fischer sind alle Zeugen Jehovas. Gerhard sagt, er selbst gehöre nicht mehr richtig dazu; "einen Draht dazu" habe er aber schon noch. Im Gespräch kommt heraus, daß er einige Überzeugungen dieser Religionsgemeinschaft teilt. So ist er der Ansicht, daß irgendwann ein Weltkrieg kommen müsse und daß die sich in eingefahrenen Bahnen bewegend Politik und die Politiker nichts dagegen machen könnten: "Wenn es einen Schlag tut, dann tut es einen Schlag."

Entsprechend streng war nach seinen Angaben der Erziehungsstil seiner Eltern früher: "Da hieß es gleich immer 'Ihr', wenn einer was falsch gemacht hatte." Die Ansichten seiner Eltern über den Bruder, der nicht wie Gerhard eine "normale" Ausbildung gemacht hatte, teilt er ein Stück weit: "Der könnte jetzt weiter sein, wenn er ein bißchen auf meinen Vater gehört hätte... Von 'ner soliden Ausbildung hielt er nicht so viel; er war mehr so ein Ausreißertyp... Der hat halt viel angefangen, und nach ein paar Wochen oder so hat's ihm gestunken, dann hat er halt wieder aufgehört."

Vom Engagement in Parteien oder Bürgerinitiativen hält Gerhard nicht allzuviel. Er gibt dennoch zu, daß Initiativen auf lokaler Ebene und bei unmittelbarer Betroffenheit unter Umständen sinnvoll seien. Über Politiker allgemein sagt er: "Das sind alles Null-Checker." Er ist folglich auch nicht in der Gewerkschaft organisiert. Ihm kommt es eher darauf an, aus dem das Beste zu machen, was man hat und "was noch zu retten ist". Das will er erreichen, indem er seine Ideen von Arbeit und Familienleben verwirklicht. Denn Familie bedeutet ihm nach seiner Aussage "sehr viel", für ihn ist es "ein friedliches Zusammenleben von mehreren Personen"; und es muß hinzugefügt werden: auch von mehreren Generationen ohne größere Konflikte unter einem Dach.

"Mein Leben läuft zur Zeit eigentlich mehrspurig ab"

Der 19jährige Paul Gerstner antwortet auf die Frage, was ihm wichtiger am Beruf sei, der Spaß oder der Verdienst: Für ihn sei es der Spaß. Auf Nachfrage freilich, was denn zur Zeit bei der Arbeit Spaß bringe, sagt der Lehrling: "Eigentlich gar nichts."

Seit 8 Monaten wird er jetzt im Lager eines Tübinger Betriebs mit rund 500 Beschäftigten zum Großhandelskaufmann ausgebildet. Das Lehrlingsgehalt liegt bei netto 500 DM im Monat. Nach einer gewissen Zeit wird Paul vom Lager ins Büro überwechseln. Mit seinen Kollegen versteht er sich gut, vor allem mit den ausländischen. Die meisten der zehn Lagerarbeiter sind um die 40 Jahre alt und haben keine richtige Ausbildung, wie Paul vermutet.

So gut das Verhältnis zu den Kollegen auf dem Lagerplatz ist, so schlecht kommt er mit dem Meister aus. Die meisten Arbeiten, die Paul verrichten muß, werden nicht eigenständig erledigt, sondern direkt vom Vorgesetzten angeordnet. "Da mußt du schon immer voll auf dem Dampfer sein. Wenn du Scheiße baust, gib'ts gleich Gotteskrach vom Meister oder so." Hilfe dagegen erhofft Paul sich von niemandem. Zwar kennt er den Betriebsrat und den gewerkschaftlichen Jugendvertreter, erfährt auch in der Berufsschule etwas über die gesetzlichen Schutzbestimmungen, aber "die Rechte, das sind ja ganz andere Sachen wie Meister, das sind ganz andere Probleme so". Als ungeschriebenes Gesetz seiner Ausbildung würde Paul deshalb nennen: "Darfst nicht auffallen durch schlampige Kleidung, deine Haare oder so, und so tun, als ob einen die ganze Sache interessieren würde, wo du machst."

Dieses Desinteresse am Beruf läßt sich bei Paul aber nicht nur aus unbefriedigenden Ausbildungsbedingungen erklären. Eigentlich hätte der 19jährige lieber nach dem Hauptschulabschluß entweder eine weiterführende Schule besucht oder eine Gärtnerschürze angezogen. "Ich habe mir eigentlich keine Gedanken gemacht so. War zwar mal bei der Berufsberatung, wollte mich als Gärtner bewerben und so. Aber ging nichts. Ha, mein Vater ist mal heimgekommen und sagt, ich kann beim Blickle (Name geändert, d.Verf.) anfangen." Da ein Mangel an Ausbildungsstellen herrschte, hatte Paul keine andere Wahl, als dieses "Angebot" anzunehmen. Von Freunden, die immer noch keine Lehrstelle und keine Arbeit haben, weiß er, wie schwer es ist, irgendwo unterzukommen.

So raten ihm seine Eltern auch, die Lehre auf keinen Fall abzubrechen. "Die sagen halt immer, 'Junge, steh das durch' und so. 'Dann hast' was und geht auch vorbei'." Sein Vater, 49, ist ebenfalls gelernter Kaufmann und als Autoverkäufer in einem Autohaus angestellt; seine Mutter ist Krankenschwester und arbeitet seit kurzem wieder halbtags in der Klinik.

Jetzt möchte Paul den anfangs gewünschten Gärtnerberuf nicht mehr erlernen: "Als Lehrling ist man eigentlich...schon ein bißchen der Depp im Betrieb so... Du mußt den gleichen Dreck machen, die

gleiche Arbeit. Du kriegst vielleicht zwei Mark in der Stunde, wo andere 15 Mark kriegen." Das gilt seiner Meinung nach wohl für alle Branchen und Betriebe.

Wegen dieser Unzufriedenheit wird für Paul das Leben dann um so wichtiger, wenn er aus dem Werkstor herauskommt: "Würde sagen, Freizeit ist für mich echt wichtiger." Was er in seiner kostbaren Freizeit so macht: "Freitagabend beginnt für mich erst mal 's Wochenende. Dann ruft man Kumpels an und trifft sich und so." Entweder besuchen sie Kneipen, Discos, Hard-Rock-Konzerte oder sie fahren ins Grüne. Ihr Haupttreffpunkt ist das JuFo, ein Jugendzentrum im Untergeschoß der Gesamtschule. Die Eltern machen ihm da keine Vorschriften. Seit zehn Jahren wohnt die Familie nun schon in einem fünfstöckigen Wohnblock. Paul hat noch eine 17jährige Schwester, die die Realschule besucht, und einen älteren Bruder, der zur Zeit bei der Bundeswehr ist; mit ihm muß er das Zimmer teilen.

Aus dieser Enge zieht es ihn abends oft weg zu seinen Kumpels. Die gemeinsamen Touren am Wochenende gefallen Paul jedoch auch nicht immer: "Du hockst im Bierzelt rum, dann wird's zwölf, eins, zwei. Dann am Sonntagmorgen wachst du auf und dann weißt du: Am Montagmorgen muß ich wieder ins Geschäft gehen." Die Freizeit erscheint dem 19jährigen zu kurz; Urlaub hat er "zu wenig auf jeden Fall".

Dennoch versucht er immer, seine Hobbys hochzuhalten, die Musik und den Fußball. Da werden nicht nur Konzerte besucht und Fachzeitschriften gelesen; im JuFo gibt es auch eine Mannschaft, die ab und zu gegen andere Jugendhäuser spielt. Paul hat auch lange Zeit in der Disco-AG mitgearbeitet. Nachdem er Gitarre gelernt und in einer Schülerband mitgespielt hat, würde er gerne wieder eine eigene Gruppe gründen. Bisher fehlen dazu noch die Leute.

Da er die Berufschancen als Großhandelskaufmann als schlecht einschätzt und er, nach eigener Auffassung, wahrscheinlich nicht vom Betrieb übernommen werden wird, denkt er ab und zu daran, mit Freunden eine Kneipe aufzumachen, "wo vielleicht ab und zu mal 'ne Live-Gruppe spielen kann". Wie sie aussehen soll, kann sich Paul schon vorstellen, wo sie sich finden soll, kann er allerdings noch nicht sagen. Mit einigen Leuten aus dem JuFo hat Paul immerhin schon über die Idee gesprochen; Interesse hätten sie. An seine Freunde denkt er auch, wenn er von einer Wohngemeinschaft spricht. Zum Thema Auszug von daheim sagt er: "Das habe ich mir schon überlegt. Das überlege ich mir jeden Tag." Wegen Geldmangel bleibt es bisher bei Überlegungen. "Warum soll das nicht gehen?" fragt Paul. Einige Zeit später räumt er aber ein, daß er durchaus heiraten und Kinder haben könnte. Nur: "Ich hoff's nicht."

Die Widersprüche erklärt er in dem vor dem Interview geschriebenen Aufsatz über sein Leben mit 35 so: "Im Beruf, in der Freizeit und auch zu Hause spielt man immer irgendwelche Rollen, die man

aber auch spielen muß, denn wer nicht in der Lage ist, sich irgendwelchen Situationen anzupassen, wird es immer schwer haben im Leben. Ich meine, ich werde später wie alle anderen Tag für Tag ins Büro rennen, meine Arbeit machen und den Urlaub irgendwo am Meer verbringen, und wenn alles schief, geht werde ich sogar noch heiraten. Das Leben mit 35 wird sich auch nicht anders abspielen wie bei anderen, die heute 35 sind.

Ich möchte einmal die Hippies aus den 60er Jahren heute sehen, die meisten sind doch wohl wieder in die Gesellschaft eingegliedert worden. Wenn nicht einmal die es geschafft haben..."

Lassen sich Vergleiche ziehen?

Zunächst stehen die drei Porträts völlig unvermittelt nebeneinander. Bei genauerem Hinsehen lassen sich jedoch durchaus Gemeinsamkeiten erkennen und Gegensätze erklären. Es fällt zum Beispiel auf, daß zwei der Befragten, Gerhard Fischer und Susanne Stricker, mit ihrer Lehre im großen und ganzen zufrieden sind. Sie haben Beruf und Ausbildungsplatz selbst gewollt und ausgewählt; auch in ihrer Freizeit suchen sie ihre erlernten Fähigkeiten zu erweitern, und ihre Zukunft können sie sich schon in greifbaren Bildern vorstellen. Beide wollen ihre Berufstätigkeit nicht zugunsten einer ausschließlichen Arbeit im Haushalt aufgeben. Die zukünftige Textil-Designerin möchte nicht das "Heimchen am Herd" spielen.

Zukunftsfrohe Jugendliche also, die mit dem "Aufschwung" nach oben wollen? Wohl kaum. Fragen nach der Zukunft lassen sich, so das Ergebnis einer neueren Jugendstudie, kaum von oben herab stellen und dann daraus gewagte Schlüsse ziehen: "Die...Tendenz der Jugendlichen..., möglichst alles von sich wegzuschieben, was außerhalb der eigenen Reichweite liegt, ist so offenkundig, daß man Fragen nach 'der Zukunft', die sich jemand am Schreibtisch ausdenkt, nicht mehr stellen lassen kann" (ALLERBECK/HOAG, Jugend ohne Zukunft? München 1985, S. 1949).

Bei Lehrlingen ändert sich dazu noch ihre Einstellung zu Ausbildung und Beruf offensichtlich mit jedem Lehrjahr. "Die Lehrlinge des ersten Lehrjahrs geben sich...große Mühe, die Verhältnisse in 'ihrer' Firma zu legitimieren und zu rechtfertigen. Der Stolz darüber, Lehrling der Firma X geworden zu sein, schafft die Voraussetzung für die weitgehend unkritische Übernahme betrieblicher Werte und Normen" (BURGER/SEIDENSPINNER, Berufliche Ausbildung als Sozialisationsprozeß, München 1979, S. 14). "Die Lehrlinge des zweiten Lehrjahrs haben keine großen Aufstiegs-'Rosinen' im Kopf wie die Lehrlinge des ersten Lehrjahrs" (ebd., S. 35). Und später macht sich eine "realistische" Einstellung breit: "Ein 'Arbeiterbewußtsein' ist bei den Lehrlingen...insbesonders im dritten Lehrjahr erkennbar. Zwar können sie mit dem Begriff 'Arbeiter' auf sich selbst bezogen wenig anfangen, aber die Frage, wie sie ihre Aufstiegschancen einschätzen, findet eindeutige Resonanz: Für sie gibt es keine Aufstiegschancen" (ebd.).

Wenn bei den Befragten - bei zwei von ihnen - im ersten Lehrjahr die Arbeitswelt noch in Ordnung scheint, so fällt doch auf, daß einer der Befragten mit seiner Ausbildung unzufrieden ist. Er hat auch "keinen Bock", sich in seiner Freizeit mit dem Beruf zu beschäftigen. Ihm sind die Kumpels wichtiger, die er noch aus der Schulzeit kennt und im Jugendhaus trifft. Er hat sich auch nicht selbst um die von ihm besuchte Ausbildungsstelle bemüht, das besorgte sein Vater. Insgesamt scheint er derzeit mit seinem Leben nicht besonders zufrieden zu sein.

Seine Situation scheint bezeichnend für die Jugendlichen, die zwar einen Ausbildungsplatz haben, jedoch nicht in dem Beruf, den sie eigentlich ergreifen wollten. Es muß gefragt werden, ob diejenigen, welche allen eine Lehrstelle, aber ohne Rücksicht auf spezielle Berufswünsche versprochen haben, nicht übersehen, wie groß die Enttäuschung und Frustration bei Jugendlichen mit einer ungeliebten Ausbildungsstelle werden kann. Dabei müßte die Bundesregierung eigentlich wissen, auf was es ankommt. In einem von ihr in Auftrag gegebenen Bericht heißt es zu diesem Problem: "Die Aussicht auf einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz, der den eigenen Interessen und Bedürfnissen entspricht, und die Chance, diesen auch wirklich zu erhalten, sind... von fundamentaler Bedeutung für den Prozeß der Eingliederung der heranwachsenden Generation in die Gesellschaft." (Fünfter Jugendbericht der Bundesregierung, 1982, S. 61).

Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Julian Aicher, Lorenz Hertle

"BRILLENKULTUR" - SEHEN ODER GESEHEN WERDEN?

Zur Einstimmung in unser Thema sei folgendes Gedankenexperiment empfohlen: der Leser lasse sich an einem belebten sonnigen Tage etwa auf den Stufen der Stiftskirche in Tübingen nieder und achte bei den vorbeigehenden Menschen auf deren Brillen - so sie welche tragen. Der Leser möge sich zudem nun vornehmen, dabei vor allen Dingen auf die Brillen solcher Menschen zu achten, die dem äußeren Erscheinungsbild nach Studenten sein könnten. Die Treffsicherheit seiner Zuordnung sei unterstellt, und als Deskriptionshilfe schlagen wir noch folgende Typisierung der unterschiedlichen Brillenmodelle vor: einerseits mehr oder minder kreisrunde Brillen (die deshalb auch mit dem schwäbischen Jargon-Ausdruck "Fahrrädle" belegt sind) mit einfacher Stahl- oder Nickelfassung; gelegentlich auch in Gold oder farblich abgewandeltem Metall, neuerdings auch wieder mit Hornimitation an den Metallteilen umkleidet oder schließlich ganz und gar randlos gefaßt. Andererseits alle anderen Brillen, die der vor-
ausgegangenen Beschreibung nicht entsprechen.

Wir haben dieses Experiment tatsächlich durchgeführt - wenn auch nicht auf den Stufen der Stiftskirche sitzend. Doch darüber soll weiter unten noch ausführlich berichtet werden. Hier wollen wir zunächst herausstellen, daß die kreisrunden Brillen bei Studenten auffallend häufig zu beobachten sind, so häufig, daß wir es für gerechtfertigt halten, von einer Mode bei Studenten auszugehen und in Analogie zur typischen "Chefarztbrille" von einer "Studentenbrille" zu sprechen.

Hier könnte nun der Leser und Experimentator im Geiste Bedenken anmelden.

Trotz unbestrittener Übereinstimmung im grundsätzlichen Befund mag ihm die Beurteilung fragwürdig erscheinen. Im Schlußteil unserer Untersuchung werden wir auf das Beurteilungsproblem neuerlich eingehen. Zunächst sei dem Leser jedoch ein weiteres Gedankenexperiment vorgeschlagen: Er möge sich an einem ähnlich schönen Tage in der Fußgängerzone einer Stadt aufhalten, deren wesentliches Merkmal darin bestehen soll, daß dort keine Studenten zu erwarten sind und das Stadtbild somit auch nicht so entscheidend von dieser Gruppe mitgeprägt ist wie etwa in Tübingen. Wiederum möge er auf die Brillen der einzelnen Passanten achten und sie entsprechend der oben angeführten Klassifikation in ihrer Verbreitung gegeneinander abwägen - tatsächlich haben wir auch dieses Experiment durchgeführt.

Am Anfang dieser Untersuchung standen also "Eindrücke", Erwartungen und Vorurteile, die folgendermaßen zusammengefaßt werden können: (1) Es gibt eine typische Studentenbrille, eine studentische Brillenmode. (2) Die nicht-universitäre "Provinz" läßt diese Mode weitgehend vermissen. (3) Die studentische Brillenmode wurde von Studenten "gemacht" - jedenfalls läßt sich nicht erkennen, daß der Fachhandel hier initiativ oder propagierend gewirkt hätte. Um Mißverständnissen

vorzubeugen, seien noch folgende Anmerkungen angebracht, die sich auf die zuvor herausgestellten drei Punkte in gleicher Reihenfolge beziehen: (1) So wie weiland nicht alle Chefärzte die typische "Chef-arztbrille" trugen - und immer noch nicht tragen -, so erwarten wir auch nicht, daß alle Studenten die von uns herausgestellte Brille tragen. Da sich die Mode nach unserer Beobachtung gegenwärtig sogar noch entfaltet und verbreitet, ist überhaupt nur bei einem Teil der Studenten mit der modischen Version zu rechnen. (2) In der nicht-universitären "Provinz" können gelegentlich "Studentenbrillen" auftauchen - und sicherlich hier wie dort auch bei Nicht-Studenten. Schließlich wurde die typische "Chefarztbrille" gerade im Krankenhaus vielfach auch von Oberpflegern und Pförtnern bevorzugt - was an der Bezeichnung nichts änderte... (3) Die Frage nach der Urheber-schaft einer Mode ist oft problematisch. Wir werden hier mit den zunächst vorgelegten Ergebnissen keine sehr befriedigende Klärung herbeiführen können. Es sollen deshalb im Schlußteil einige Über-legungen angestellt werden, wie unsere Beurteilung, es handle sich um eine von einem ganz bestimmten Teil der Studenten gemachte Mode, zumindest argumentativ belegt werden kann.

Vorgehen, Material und Methoden

Nach einer "einstimmenden" Beobachtungsperiode von etwa vier Wochen wurde an zwei aufeinanderfolgenden Tagen auslesefrei eine Auszählung an insgesamt $n=1.287$ Studenten in Tübingen vorgenommen. Die Beobach-tungsperiode diente dem Gewinn eines globalen Eindrucks und der Klassifizierung der Brillen in letztlich 3 Typen, die dann Gegenstand der Auszählung waren. Folgende Brillentypen werden unterschieden:

(1) Typ M (Mode)

Es handelt sich dabei um das Standardmodell zu Anfang des 20. Jahrhunderts. In den 30er und 40er Jahren hatte dieses Modell eine weite Verbreitung in der allgemeinen Bevölkerung, und es blieb als Schieß- und Gasmaskenbrille immer in Benutzung.

(2) Typ S (Super-Mode)

Hierunter sollen Brillen verstanden werden, die grundsätzlich große Ähnlichkeit zum Typ M haben, jedoch infolge deutlich kleinerer Glasdurchmesser einen ästhetischen Gestaltwandel durchmachten. Sie sind gewissermaßen die pointierte, kompromißlose Form der "Studentenbrille". Abgesehen von "kleinen" M-Modellen finden sich hier auch Wiederaufnahmen historischer Brillen des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa.

(3) Typ N (Neutral)

Hiermit sind alle anderen Brillen gemeint. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß sich auch in dieser Gruppe modische Untergruppen bilden ließen. Solche Untergruppen beziehen sich



Typ S und M - freilich nicht auf Studentennasen

aber nicht auf die uns interessierende Gruppe der Studenten. In jedem Falle zeichnen sich diese Brillen durch Glasdurchmesser aus, die immer größer als im S-Modell - und in der Regel auch größer als im M-Modell - ausfallen.

Die Auszählung mit Hilfe einer mechanischen Zähluhr und die Zuordnung zu den Brillentypen wurde von beiden Autoren gemeinsam vorgenommen. Bei Zuordnungsunsicherheiten wurde zugunsten einer "konservativen", d.h. gegen die Untersuchungshypothese gerichteten Entscheidung verfahren. Im "universitären Bereich" wurde an folgenden Orten nach absolutem Durchgang der Personen gezählt: (1) Straßenbereich Wilhelmstraße zwischen Clubhaus und Neuphilologikum auf beiden Straßenseiten (Zone "grün"), (2) im Clubhaus und in der Cafeteria des Neuphilologikum sowie in der Mensa an der Wilhelmstraße (Zone "rot") und (3) in der Universitäts-Bibliothek, im Aufenthaltsraum

vor der Bibliothek des Neuphilologikum und in den Gängen der Neuen Aula (Zone "schwarz").

In einem zweiten Untersuchungsgang wurden die Auslagen von fünf Geschäften des Optikfachhandels in Tübingen, zwei derartigen Geschäften in Oberkochen, vier in Aalen und drei in Ahrensburg/Holstein analysiert.

Sachdienliche Hintergrundinformationen wurden schließlich anlässlich eines Besuches des Optischen Museums der Fa.C.Zeiss in Oberkochen und im Gespräch mit dem Produkt-Manager des Bereichs OPTO II der Fa.C.Zeiss in Aalen, Herrn Heinz Wilhelm Paysan, Betriebswirt VWA und staatlich geprüfter Augenoptikermeister und Augenoptiker, eingeholt. Herrn Paysan sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich für seine freundliche und kenntnisreiche Hilfe gedankt!

Schließlich noch ein Wort zur Anzahl der ausgezählten 1287 Studenten: Um das Jahr 1287 wurde vermutlich in Venedig die Nietbrille erfunden.

Ergebnisse

Bei $n=1.287$ auslesefrei gezählten Studenten (s.o.) wurden 539 Brillenträger festgestellt. Das entspricht einer relativen Häufigkeit von 41,9%. Aus statistischen Angaben der Fa.C.Zeiss (Littmann, 1982) geht hervor, daß in den hochentwickelten Industrienationen ca. 50-60% der Gesamtbevölkerung einer Brille bedürfen. Dieser höhere Prozentsatz erklärt sich durch den Anteil der älteren Menschen (Altersweitsichtigkeit!) an der Gesamtbevölkerung.

Für die Zuordnung zu den 3 Brillenmodellen (S, M und N) und die Beobachtungszonen (grün, rot und schwarz) ergaben sich folgende Verhältnisse (Tab.1):

	S (Supermode)	M (Mode)	N (Neutral)	Summe	%
Summe	24	116	399	569	100
%	4	22	74	100	
grüne Zone	11	52	193	256	47
%	4	20	76	100	
rote Zone	8	44	102	154	29
%	5	29	66	100	
schwarze Zone	5	20	104	129	24
%	4	16	80	100	

Da uns keine Vergleichszahlen über die Verteilung der hier bestimmten Brillentypen vorliegen, lassen sich keine Angaben über die zu erwartenden relativen Häufigkeiten machen. Die als modisch charakterisierten Typen S und M dürften mit 26% (s. Zeile 2 in Tab.1: 4% S-Modelle und 22% M-Modelle) dennoch weit über der bundesrepublikanischen Norm liegen und damit das Kriterium "Mode" für eine Subgruppe der bebrillten Bevölkerung erfüllen (s. auch Diskussion und Schluß). Ähnliche Häufigkeiten werden in den universitären Bereichen anderer Städte erwartet, und der Augenschein des reisenden Forschers bestätigt diese Vermutung zumindest qualitativ.

Die relativen Häufigkeiten der Brillenmodelle in den drei Beobachtungszonen grün, rot und schwarz lassen folgende Überlegungen aufkommen, wenn wir aus Gründen der Plausibilität zunächst davon ausgehen, daß die relativen Häufigkeiten an den verschiedenen Orten nur unwesentlich differieren sollten. Zunächst sei eine Charakterisierung der Beobachtungszonen gegeben (Tab.2):

Zone	Charakterisierung
grün	Straße: relativ neutral, Fehlsichtigkeit nicht zwingend korrekturbedürftig.
rot	Erholung, Entspannung, Kommunikation: Befriedigung elementarer Bedürfnisse, Fehlsichtigkeit noch weniger zwingend korrekturbedürftig.
schwarz	Unterrichts- und Lernbereich: studentischer Arbeitsbereich, Fehlsichtigkeit korrekturbedürftig.

Es zeigt sich nun, daß Träger des S-Modells ihre Brille in allen Bereichen gleichermaßen tragen. Träger des M-Modells wurden vor allen Dingen im kommunikativen Bereich beobachtet. Zugespitzt formuliert können wir sagen: Träger des M-Modells tragen ihre Brille im Erholungs- und Kommunikationsbereich und setzten sie im Lernbereich ab. Geradezu spiegelbildlich dazu verhalten sich die Träger des N-Modells: sie wurden mit Brille überwiegend im Lernbereich angetroffen. Extreme (S-Modell) sind auch in der Mode selten, werden aber entsprechend ihrer modischen Attitüde auch extrem vorgezeigt: dauernd. Das verbreitete M-Modell erfüllt seinen modischen "Abzeichen-Auftrag" offenbar besonders gut im sozial-kommunikativen Bereich, und das Neutral-Modell wird offenbar vor allen Dingen zur Erfüllung seiner Funktion als Sehhilfe eingesetzt. In Hinblick auf das S- und M-Modell hatten wir deshalb in einer früheren Version dieses Artikels auch den Titel "Die Sehhilfe als Aussehhilfe" konzipiert.

Im Gegensatz zu den hohen Anteilen der M- und S-Modelle bei den studentischen Trägern finden sich in den Auslagen des Fachhandels

insgesamt weniger Exponate dieses Typs, was darauf hinweist, daß es sich weniger um eine vom Fachhandel initiierte Mode handeln kann (Tab.3):

	Anzahl der Fachgeschäfte			
	Summe	mit M-/S-Mod.	mit M-Mod.	ohne
Tübingen	5	1	3	1
Ahrensburg	3	1	0	2
Aalen	4	0	0	4
Oberkochen	2	0	0	2

Es ist interessant, daß sich ein Fachgeschäft in Ahrensburg ganz bewußt in seinen Auslagen auf die hier untersuchte Brillenmode ausgerichtet hat. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß Ahrensburg im S- und U-Bahnbereich der großen Universitätsstadt Hamburg liegt. Ein Gespräch mit dem Besitzer dieses Geschäftes ergab zudem, daß er sich aus persönlichen und ästhetischen Gründen besonders für die Brillenmodelle der 30er und 40er Jahre interessiert.

Abschließend sei noch auf einige Informationen aus dem augenoptischen und sinnesphysiologischen Bereich hingewiesen, die zum Verständnis der Diskussion unserer Ergebnisse notwendig sind und die bei Kulturwissenschaftlern vielleicht nicht unbedingt vorausgesetzt werden können. Diese Informationen sollen zeigen, welche Veränderungen des normalen Sehens unterschieden werden, die durch eine Brille korrigierbar sind, und welche Effekte eine solche Brillenkorrektur hat.

Eine grobe Einteilung der korrigierbaren Fehlsichtigkeiten unterscheidet zwischen: (1) Myopie (Kurzsichtigkeit), (2) Hyperopie (Überkurzsichtigkeit), (3) Astigmatismus (Stabsichtigkeit) und (4) den verschiedenen Formen manifesten und latenten Schielens. Alle diese im medizinischen Sinne krankhaften Zustände machen unterschiedliche optische Korrekturen notwendig. Das korrigierende Glas bei Myopie "verkleinert" die Welt, das Glas bei Hyperopie "vergrößert" die Welt, das bei Astigmatismus "verzerrt" sie, und die Schielbrillen bedingen eine "Verschiebung". Aus diesen Gründen sind korrigierende Gläser an unterschiedliche optimale Größen (Durchmesser) gebunden. Übersichtigkeit bedingt z.B. prinzipiell möglichst große Gläser, um ein möglichst großes Blickfeld zu erhalten. Das Blickfeld wird durch das Gesichtsfeld und die Beweglichkeit des Augapfels bestimmt. Das normale Gesichtsfeld des Auges, also

das, was mit unbewegtem Auge gesehen werden kann, erfährt durch die Größe des Glases und den Brillenbügel notwendigerweise eine Verkleinerung. Diese Verkleinerung ist weiterhin durch den Abstand des Glases von der Hornhaut (Hornhaut-Scheitel-Abstand) bedingt. Das Areal scharfen Sehens wird dabei wegen seines geringen Ausmaßes nicht beeinträchtigt. Da der Mensch seine Augen zur Erfassung der Sehdinge zusätzlich bewegt, vergrößert sich sein Gesichtsfeld zum Blickfeld. Das wesentliche Merkmal des Blickfeldes ist die erhebliche Vergrößerung des Bereiches scharfen (fovealen) Sehens. Da die Brille nicht entsprechend den Augenbewegungen mitbewegt werden kann, entsteht je nach Größe des Glases und des Hornhaut-Scheitel-Abstandes eine evtl. beträchtliche Einengung des Blickfeldes. Diese Beeinträchtigung kann nur noch durch Kopfwende- oder Kippbewegungen kompensiert werden. Das S-Modell führt praktisch immer zu solchen beträchtlichen Einschränkungen des Blickfeldes. Es entsteht gewissermaßen ein scheuklappenartiger Effekt für das scharfe Sehen, also für die Sehfunktion, die mit unserem aufmerksamen Umweltinteresse am engsten verknüpft ist.

Es wären noch eine Reihe anderer Aspekte der Brillenoptik anzuführen, die jedoch keine generelle Bedeutung haben und deshalb nicht weiter erörtert werden sollen. Zusammenfassend soll herausgestellt werden, daß aus verschiedenen Gründen das M-Modell und schon garnicht das S-Modell als optimale Brillenglas-Fassungen anzusprechen sind. Solche Sehhilfen fallen hinter den Stand heute erreichter Korrigierbarkeit erheblich zurück. Das zitierte Buch von R.Greef macht allerdings auch deutlich, daß die Sehhilfen auch in der Geschichte schon bald nach ihrer "Erfindung" zu klassenspezifischen Aussehhilfen stilisiert wurden. In diesem Zusammenhang sei noch angemerkt, daß der sich alternativ und eigenwillig gebende derzeitige Bundesarbeitsminister Blüm sein Brillenmodell ganz offensichtlich wegen solcher Konnotationen gewählt hat - man stelle sich nur einen Wechsel mit der Brille des derzeitigen Bundeskanzlers Kohl vor...

Nach-Denklichkeiten

In der Einleitung haben wir behauptet, es gebe einen Brillentypus, der bei Studenten besonders häufig anzutreffen sei und die Bezeichnung "Studentenbrille" rechtfertige. Grund für diese Verbreitung sei eine Mode. Tatsächlich trägt jeder vierte Student diese "Studentenbrille", was auch heißt, daß 3 von 4 Studenten eine andere, jedenfalls nicht diese modische Version bevorzugen - zumindest tragen. Zudem muß einschränkend festgestellt werden, daß die Studenten der naturwissenschaftlichen Fächer aufgrund unserer Auszählungs- bzw. Beobachtungszonen wahrscheinlich unterrepräsentiert sind und sich dadurch eine Verschiebung ergeben könnte. Die hier dargestellte Stichprobe bezieht sich überwiegend auf Studenten der Geisteswissenschaften und der Jurisprudenz. Die Frage, inwieweit nicht-studentische jüngere Menschen fälschlicherweise berücksichtigt wurden, haben wir schon im Methodikteil angesprochen.

Dennoch, der Anteil von S- und M-Modellen liegt überproportional hoch, sowohl im Verhältnis zum Angebot des Fachhandels wie auch bezüglich einer zunächst nur qualitativ abzusichernden Relation dieser Brillen zu denen der allgemeinen Bevölkerung. "Studentenbrille" heißt also: diese Brille wird, wenn überhaupt, vornehmlich von Studenten getragen und gerät damit zu einem Indiz des sozialen Status. Zudem ist auch von anderen (Bausinger, 1972) darauf hingewiesen worden, daß die Tatsache des "In-Mode-Seins" nicht unbedingt mit dem Zeitpunkt der größten Verbreitung eines in Frage stehenden Phänomens zusammenfallen muß. Das Moment des sozialen Indizes wird uns weiter unten noch beschäftigen. Ausgehend von dem empirisch abgesicherten, quantitativen Befund soll zunächst dessen Relevanz für die Behauptung, es handle sich um eine Mode, diskutiert werden. Der Versuch, Mode quantitativ zu bestimmen, ist sicherlich verlockend: ein quantitatives Kriterium reduziert Klassifikationsprobleme ganz erheblich und garantiert zudem eine verlässliche Vergleichbarkeit unterschiedlicher Untersuchungen. Mode kann sicherlich nur sein, was von mehr als einem Träger an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten getragen wird. Aber wieviele Merkmalsträger es nun sein müssen, läßt sich offenbar nicht so leicht fassen, scheint auch mit dem als "Mode" bezeichneten Phänomen in weiterem innerem Zusammenhang zu stehen, wie folgendes Beispiel aus dem 18. Jahrhundert zeigt: Im Anschluß an die Veröffentlichung von Goethes "Werther" sollen sich ca. 17 junge Männer nach Art der literarischen Vorlage erfolgreich suizidiert haben. Trotz vergleichsweise geringer absoluter Häufigkeit wurde auch hier von einer Mode gesprochen. Es ist einleuchtend, daß im Falle einer "Selbstmord-Mode" keine größeren Fallzahlen erwartet werden. Der "innere" Zusammenhang von Phänomen und Beurteilung wird hier besonders deutlich, und aus der Umkehrung des Beispiels ergibt sich die Formulierung eines allgemeineren Grundsatzes in Modedingen: je harmloser, je unscheinbarer ein Phänomen ist, desto größer muß seine numerische Verbreitung sein, um als Mode anerkannt zu werden. Der quantitative Aspekt ist demnach eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für Mode.

Wir wollen nun sehen, inwieweit die Brille als soziales Indiz dienen kann, wie es also um ihre "Abzeichen-Funktion" (Bausinger, 1972) steht. Unsere Untersuchung gibt keinen direkten Aufschluß darüber, wieviele Nicht-Studenten eine S- oder M-Brille tragen. Nach unserer Einschätzung liegt der Prozentsatz selbst in einer Universitätsstadt weit unter dem für die Studenten ermittelten. Eine zunehmende Diffusion in nicht-studentische Kreise ist aber eindeutig zu beobachten. Bei einem Teil der nicht-studentischen Träger dürfte es sich um Akademiker und Künstler handeln, bei einem anderen Teil um sozial schwer einzuordnende junge Menschen der "alternativen Szene", um Angehörige also einer nicht ganz scharf konturierten Kontrakultur. Möglicherweise tragen nun aber nur diejenigen Studenten die "Studentenbrille", die sich dieser

alternativen Szene zugehörig fühlen. Unser eingangs erläutertes "Vorurteil" hätte dann infolge der daraus abgeleiteten Methode nur einen partiell richtigen Befund zu Tage gefördert. Diese Brillen signalisieren dann nicht so sehr "Student" als vielmehr "alternativer Student" - was in der Beschreibung und Interpretation der relativen Häufigkeiten in den verschiedenen Beobachtungszonen auch schon anklang. Nach der "Chefarztbrille" hätten wir nun also eher die Brille der "Alternativen".

So bleibt zum Schluß noch die Frage: Warum gerade diese Brillenmode? Gleich vorab sei darauf hingewiesen, daß die Art unserer Untersuchung darauf keine Antwort geben kann. Das bedeutet aber nicht, daß wir uns keine Antworten überlegt hätten. Wir haben darauf hingewiesen, daß besonders die S-Modelle die Physiologie ihrer Träger wenn auch nicht unbedingt schädigen so doch immerhin nur unvollständig korrigieren können. Warum also ein technisch-physiologisch und historisch "regressives" Brillenmodell? In Analogie zu Regressionen auf psychischem Sektor könnte vermutet werden, daß es den Trägern - unbewußt vielleicht - um die Wiedererlangung einer in früher Kindheit verloren gegangenen Befriedigung geht. Sicherlich geht es dabei nicht darum, endlich wieder eine Kinderbrille tragen zu dürfen, auch wenn das hier abgehandelte Mode-Modell deutliche gestalterische Bezüge zu Kinderbrillen besitzt. Eher geht es wohl um den unschuldigen Blick der Kindheit, um die Anschauung der Welt aus einer für immer verlorenen Phase des eigenen Lebens - ja, schließlich sogar um die (romantisch verklärte) Weltanschauung vergangener Generationen. Wann immer wir auf Bildmaterial, Portraits von Menschen früherer Zeiten stoßen - etwa in Familien-Alben oder den meisterlichen Photographien eines August Sander bis hin zu den oft skurrilen Gestalten auf Ölbildern Karl Spitzwegs -, fast ausnahmslos sehen wir uns M- und S-Modellen gegenüber. Wir gehen nun davon aus, daß den heutigen Trägern dieser historisch belegbare Tatbestand vertraut ist, was nicht gleichzeitig bedeuten muß, daß sie darüber nachgedacht hätten. Es ist dies die nostalgische Dimension des regressiven Brillenmodells, der Anknüpfungspunkt zum Romantizismus ihrer Träger. Solche Brillen geben den Blick etwa eines Franz Schubert frei, wie er bei spärlichem Kerzenlicht (Atomkraft? Nein, danke!) emphatisch Klavier spielt oder Klänge zu Papier bringt. Kein Gerede von "overkill", "Waldsterben", "Entsorgungsproblemen" und "Startbahn-West" stört die Idylle, und die wirklichen Lebensumstände Schuberts und seiner Zeit(genossen) sind längst der Vergessenheit und Unwissenheit anheim gefallen. Hauptsache das Image stimmt.

Auf ganz ähnliche Weise kommt es bei anderen zu einem koketten Bezug zum Kassenbrillen-Proletariat oder den links-intellektuellen Mandarinern des Proletariats am Anfang unseres Jahrhunderts: Brecht, Benjamin, Trotzki...uns u.a. durch ihre bebrillten Gesichter wohl vertraut. Der erste Großeinsatz der Brille war schließlich im

1. Weltkrieg notwendig geworden, denn dieser erste "moderne" Krieg verlangte auch vom einfachen Soldaten einen präzisen Umgang mit einer Waffentechnologie an der Schwelle zur "Hochentwicklung" des Kriegsgeräts. (Hier sei in Klammern angemerkt, daß die modernsten Waffensysteme unserer Tage den bebrillten Soldaten schon wieder überflüssig machen: die neuesten Waffen suchen sich mit Hilfe hochentwickelter optischer Sensoren und teilnahmslos rechnenden Mikroprozessoren in ihren Köpfen - also Sprengköpfen - ihre Ziele selbst. Uns bleibt dann nur noch das Nachsehen.) Doch zurück zum armen Proletarier, zum Mann von der Straße, zu Brecht und Benjamin und Trotzki: deren Brille kann sich heute jeder aufsetzen. Allerdings schließt diese Brillensolidarität auch Heinrich Himmler und sein Vernichtungswerk mit ein. Der Blick durch das Kassenmodell der Arbeiter auf die verklarte proletarische Welt mitsamt der permanenten Revolution ist auch der Blick auf Auschwitz. Und zwischen diesen Extremen sind inzwischen viele andere Seh- und Ausseh-Identifikationen denkbar: John Lennon, Alfred Biolek, Manfred Wekwerth, Norbert Blüm u.v.a. mehr. Unser Freund Karl - dessen Namen wir aus Freundschaft verändert haben - ließ sich unlängst ein S-Modell mit Fensterglas anpassen, weil er nicht fehsichtig ist, aber dennoch nicht auf sein verändertes Aussehen verzichten wollte. Karl will ganz einfach von den richtigen Leuten richtig gesehen werden.

Rüdiger Brinkmann, Andreas Oppenländer

Literatur:

- Bausinger, H.: Zu den Funktionen der Mode. In: Schweiz. Archiv für Volkskunde 68/69 (1972/73), S.22-32.
 Sindelfinger Jahrbuch 1971 Bd.13, S.170-177. Sindelfingen 1972.
 Greef, R.: Die Erfindung der Augengläser. Berlin 1921.
 Littmann, G.: Der internationale Brillenmarkt. In: Deutsche Optikerzeitung 4/1982.

SAGEN SIE'S WIE EIN MANN, MADAME!

...oder warum eine "knitterfreie" Entfaltung für Frauen in gemischtgeschlechtlichen Seminaren unmöglich gemacht wird.

Sprache ist ein zentraler Bereich gesellschaftlichen Handelns und daher von gesellschaftlicher Brisanz. Das Bestreben der Frauenbewegung, der wir angehören, die Diskriminierung von Frauen in allen Bereichen sichtbar zu machen und eine Veränderung der gesellschaftlichen Realität zu bewirken, fand auch in der Sprache ihren Niederschlag.

Gerade für die empirische Kulturwissenschaft ist die Auseinandersetzung mit der gesprochenen Sprache und dem Sprachsystem unumgänglich. Unser Fach betont laut Studienplan die Alltagsperspektive und die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge kultureller Erscheinungen. Die EKW hat den Anspruch, unter anderem der sprachwissenschaftlichen Disziplin entgegenzukommen, indem sie ihr wichtige sozialwissenschaftliche Impulse vermittelt. Dies wird im Studienplan des Faches als Dienstleistungsaufgabe der EKW beschrieben. Gleichwohl kommt die Sprachwissenschaft auch der EKW entgegen, indem sie das Sprachverhalten der breiten Masse untersucht. Dies entspricht demnach eher einer Wechselwirkung.

Die Sensibilisierung für die patriarchalischen Machtverhältnisse in der Sprache ist ein Verdienst der Frauenbewegung und von feministischen Linguistinnen, die das Thema für die Wissenschaft hofähig gemacht haben. "Feministische Linguistik entstand, als bestimmte Feministinnen einen Blick auf ihr eigenes Fachgebiet warfen oder eher, als bestimmte Linguistinnen feministische Ideen auf ihre eigene Wissenschaft anwendeten. Zwei Interessen stießen zusammen. Natürlich genügt das nicht zur Etablierung eines Gebietes; in unserer patriarchalischen Kultur müssen sich erst Männer diesem Gebiet zuwenden, auf diesem Gebiet Arbeit leisten, damit es als Wissenschaft anerkannt wird. Feministische Linguistik ist solange nicht Linguistik, bis nicht einige Männer auf diesem Gebiet Ruhm und Forschungsgelder erlangen." (1)

1. Sprachverhalten von Frauen und Männern

"Das Weib soll sich nicht um die Rede mühen, denn das ist abscheulich."

Demokrit

Vorbemerkungen

Wir werden im folgenden das Sprachverhalten einer gemischtgeschlechtlichen Arbeitsgruppe in Rahmen eines Seminars am LUI (Seminarleiter B.J. Warneken) auszugsweise analysieren. Die Gruppe setzte sich aus acht Frauen und acht Männern zusammen, die alle Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft waren. Die Diskussionsgrundlage bildete ein Text von Herbert Marcuse: "Über den affirmativen Charakter der Kultur", der als bekannt vorausgesetzt wurde. Demzufolge

können wir davon ausgehen, daß es keine für die Diskussion relevanten Statusunterschiede gab, zumindest nicht, was den Wissens- und Informationsstand betrifft. Das Alter der Teilnehmerinnen und Teilnehmer bewegte sich schätzungsweise zwischen 20 und 40 Jahren. Wir schließen aus, daß die Alterszugehörigkeit für den Verlauf der Diskussion und die daraus abgeleiteten Ergebnisse von Bedeutung war, ebenso die Semesteranzahl. Persönliche Daten und soziale Herkunft der Gesprächsteilnehmer und -teilnehmerinnen, die für andere Untersuchungen u.U. wesentlich sein können, spielen unseres Erachtens in diesem Fall keine Rolle. Denn verschiedene Untersuchungen von Senta Trömel-Plötz und Luise F.Pusch zeigen, wie selbst ein statusniedriger Mann im Gespräch mit einer statushöheren Frau sich durch sein Sprechverhalten über sie stellt, und zwar aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Gattung Mann. Um ein möglichst unbeeinflusstes natürliches Gesprächsverhalten aufzuzeichnen, entschieden wir uns im Einvernehmen mit dem Seminarleiter, die Diskussion, ohne die Teilnehmer vorher zu informieren, auf Band aufzunehmen. Es war ein schwieriges Unterfangen, unser Tun geheimzuhalten, und es war uns klar, daß wir spätestens beim Wechseln der Cassette die Aufmerksamkeit der Teilnehmenden auf uns lenken würden. Dies traf dann auch ein. Die Männer fühlten sich durch den geheimen Mitschnitt übergangen, wir hätten sie vorher um ihre Zustimmung bitten sollen. Diese Forderung ist an sich berechtigt, doch das Wissen um die Bandaufnahme hätte eine Veränderung des Sprachverhaltens im Verlauf der Diskussion bewirken können. Um es gleich vorwegzuschicken, diese Vermutung trat nicht ein. Das Verhalten der Teilnehmer (dies ist wörtlich zu nehmen, es sind nur die männlichen gemeint) veränderte sich erstaunlicherweise nicht, ihr Gesprächsstil wurde dadurch überhaupt nicht beeinflusst. Es bestätigte sich, daß "Gesprächsverhalten automatisch, lang gelernt und eingeübt" ist "und nicht von einem Tag auf den anderen geändert werden" kann und schon gar nicht von einer Minute auf die andere. (2)

Kurze Vorwegnahme der Ergebnisse

Die aufgenommene Redezeit betrug 60 Minuten. Im Rahmen des Seminars stellten wir die Ergebnisse vor und fragten die Studentinnen und Studenten danach, wie sie die Verteilung der Redezeit der Sprecherinnen und Sprecher einschätzten. Da die Anzahl von Frauen und Männern gleich groß war, beliefen sich die Schätzungen auf "fifty : fifty". Tatsächlich betrug die Redezeit der Männer 47 min. 46 sec. und die der Frauen 13 min. 46 sec.. An dieser Stelle sei noch die Schwierigkeit erwähnt, die exakte Länge der Redezeit zu bestimmen. Es ergeben sich oft Ungenauigkeiten, dabei kann es sich allerdings nur um Sekunden handeln. Die Frauen füllten etwas mehr als 1/5 der Gesamtredezeit, die Männer 'bestritten' im wahrsten Sinne des Wortes 4/5. Die Redezeit der Männer verteilte sich auf 137 Beiträge, die der Frauen auf 86. Vergleichen wir die Anzahl der

Beiträge der Männer und ihre Redezeit mit denen der Frauen und deren Redezeit, so waren die einzelnen Beiträge der Männer durchschnittlich doppelt so lang wie die der Frauen, wobei es Männer gab, die versuchten, ihre Beiträge in extremer Ausführlichkeit an die Frau oder an den Mann zu bringen. Es gab andere Männer, die sich zwar kürzer fassten, aber trotzdem längere Beiträge brachten als jede Frau.

Angaben zur Zeitverteilung:

Frauen			Männer		
	min/sec	Beiträge		min/sec	Beiträge
F1	7 1	44	M1	8 11	24
F2	3 20	16	M2	4 31	20
F3	1 3	11	M3	4 41	14
F4	- 35	5	M4	12 14	51
F5	1 38	9	M5	2 31	6
F6	- 9	1	M6	1 37	6
F7	- -	-	M7	- 31	2
F8	- -	-	M8	8 30	14

Einzelvergleiche					
F1	7 1	44	M1	8 11	24
F1	7 1	44	M4	12 14	51
F2	3 20	16	M8	8 30	14
F3	1 3	11	M8	8 30	14
F4	35	5	M5	2 31	6
F6	9	1	M7	31	2

F 1 spricht ungefähr gleich lang wie M 1, ihre Redezeit verteilt sich jedoch auf annähernd doppelt so viele Beiträge wie bei M 1. Bei unseren Beispielen ist die Anzahl der Beiträge von Frauen und Männern vergleichbar, auffallend ist jedoch die unterschiedliche Länge der Redebeiträge. In jedem Fall sind die der Männer länger, sie sind zwischen doppelt und achtmal so lang wie die der Frauen. Daß die Beiträge der Frauen so unverhältnismäßig kurz waren, hat den Grund, daß sie notorisch unterbrochen und somit daran gehindert wurden, ihre Themen zu Ende zu führen. Unterbrechungen fanden statt durch Wortabschneiden und Zwischenfragen, die häufig sofort auftraten, sobald eine Frau ihre Ausführungen begann. Diese Unterbrechungen durch Zwischenfragen sind hier nicht mitgezählt.

M versuchten 15 x F zu unterbrechen - es gelang 12 x,
 F versuchten 7 x M zu unterbrechen - es gelang 1 x,
 M versuchten 7 x M zu unterbrechen - es gelang 4 x,
 F unterbrachen F nie.

Männern wurde bis zu 5 sec. Pause während ihren Ausführungen zugestanden, Frauen wurde spätestens nach 2 sec. das Wort genommen.

"Ja, es gibt jetzt schon einige Untersuchungen über das Gesprächsverhalten in männlichen Gruppen, und es stellt sich heraus, daß es ein Kampf ist, wie nicht anders zu erwarten war, Männer kämpfen ums Wort, und Männer wollen am Ende einen Sieger etablieren, es ist wie ein Duell, das Gespräch, und da haben natürlich Frauen nur sehr geringe Chancen, denn Frauen sind kooperativer (...), sie warten darauf, daß sie zu Wort kommen. Sie haben aber gar keine Chance, wenn um das Wort gekämpft wird; es nützt nichts, um die Redeerlaubnis zu bitten, wenn es ein Kampf ums Wort ist." (3) Der Kampf ums Wort wird schlimmer werden, je mehr wir Frauen versuchen, uns durchzusetzen!

Ausrutscher auf dem blanken Parkett der Sprache

Zur Einstimmung auf unsere Analyse werden wir vorab mit einigen Kostprobchen live und locker aus dem Seminar aufwarten:

- Auf die rhetorische Frage einer Frau: "Ich möchte wissen, wer Individuum ist", die als Diskussionsanregung gemeint war, reagierte ein Mann mit der Gegenfrage: "Wo sind deine Schwierigkeiten?". Damit stellte er keine Verständnisfrage, sondern
 1. unterstellte er der Frau Inkompetenz
 2. brachte er das Gespräch auf eine persönliche Ebene und versuchte sie somit in die Defensive zu drängen und sie an der Weiterentwicklung ihres Themas zu hindern.
- Eine Frau gibt ein Statement ab, ein Mann belehrt sie: "Ich glaub', du bist jetzt 'nem Trugschluß aufgesessen."
- Eine Frau stellt eine Frage: "Wessen Befreiung?" Ein Mann antwortet: "Der Mensch, oder willst du: die Mensch?" Er bringt somit die Diskussion auf eine lächerliche Ebene. Die adäquate Antwort einer Frau war: "Du Drecksack!" Auch sie bemerkte die Unverschämtheit und bezog klar und unmißverständlich Stellung.
- Daraufhin will eine Frau ihre Frage: "Wessen Befreiung?" erläutern, sie setzt an: "Frauen sind nicht integriert, das ist klar...", ein Mann fällt sofort ein: "Versteh' ich nicht, wieso ist das klar?". Es geht ihm nicht darum zu verstehen, sondern er versucht, den weiteren Gesprächsverlauf in die Hand zu nehmen. Es war keine Frage, sondern eine Unterbrechung, denn der Mann redet weiter: "Warum...warum...?". Nach dieser gelungenen Unterbrechung übernimmt ein anderer Mann das Wort.
- Als das Thema "Frauen in Marcuses Text" aufkommt, sagt ein Mann: "Das wird 'ne total blöde Auseinandersetzung, dann reden wir

so weiter und es kommt nichts bei raus." Er lehnt das neue Thema ab, indem er es entwertet.

- Ein Mann definiert, was recht ist: "Ich könnte dir recht geben, theoretisch könnte ich dir recht geben...äh, ich meine praktisch, das mußt du mir zugestehen." Er bestimmt, was frau zu tun hat.

Die Analyse umfaßt einen Ausschnitt der gesamten Diskussion. Diese Eingrenzung war notwendig, da die Analyse der aufgenommenen Redezeit von 60 Minuten den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Außerdem treten in unserem Ausschnitt die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Mechanismen des weiblichen und männlichen Sprachgebrauchs deutlich hervor.

2. Die Diskussion

- 1 M4: Kö,..könnt ihr das jetzt mal eben laut sagen, was ihr gesagt habt...also ihr schüttelt nur so den Kopf.
- 2 F1 (räuspert sich): Das bezog sich nicht auf dich...
- 3 M4 (unterbricht): Trotzdem!
- 4 F1: ...sondern auf den Kommentar von vorher.
- 5 M2 (sehr echauffiert): Mir reichts hier langsam, also ehrlich, das ist so ein dermaßen destruktives Verhalten von euch, daß ihr das nicht einbringt in das Seminar hier...
- 6 F3 (gleichzeitig): Das geht doch gar nicht.
- 7 M2 (fährt fort): ...mitschneiden und nichts einbringen...
- 8 F3 (unterbricht nochmals): Ja du, jetzt warte halt mal...
- 9 M2 (spricht weiter): ..und das geht mir aufn Keks, geht mir tierisch aufn Keks sowas, ja!
- 10 F3: Ja okay, dann mußt du halt mal warten.
- 11 M2 (knüpft an sein vorher Gesagtes an): ..weil ich..ich..ich bin offen, solange ich hier bin, und dann will ich, daß alle anderen sich auch dazu bekennen oder ich geh' raus, ja, also unter so Umständen hab ich keine Lust.
 (Eine Frau lacht, dann folgt eine kurze Pause.)
- 12 M4: Ihr habt gerade gesagt, daß ihr den Knackpunkt irgendwo anders seht, könnt ihr sagen, wo?
- 13 F1: Es ging um die Abstraktion, was er vorhin gesagt hat, daß man alles theoretisch abstrahieren muß..
- 14 M8 (unterbricht sie): Nee, ich hab' nur gesagt, das einzige was ich vorhin...ob es möglich ist zu abstrahieren, das ist was ich gesagt hab', sonst gar nichts. Ich hab' nicht irgendwo verlangt, mir gehts sehr wohl, ich weiß sehr wohl, um welche Frage es geht. Aber ich glaub', wenn man jetzt die Frage stellt, ob sich die affirma..durch die affirma..also seit 1937, ob sich was geändert hat, muß man einfach die ökonomischen Verhältnisse zugrunde legen, da muß man einfach erkennen, daß eben spät kapitalistisch sich nichts geändert haben kann, weil diese Werte sich letztendlich, sofern sie irgendwie im affirmativen Bereich bleiben und immer wieder konstituieren und zwar im System..letztendlich, und ich glaub' halt, daß daran, soweit

kann ich doch abstrahierend denken, daß ich nicht auf ein Geschlecht eingehe, wenn ich auch zunächst mal sagen kann, es gibt verschiedene Gesellschaftssysteme, und wenn ich glaub', daß ich hier 'ne Kritik anbringen kann an diesem System, schließt das doch nicht das ein, daß ich beispielsweise den Grundwiderspruch zwischen männlich und weiblich oder weiblich, doch nicht irgendwo, zwischen patriarchalisch und nichtpatriarchalisch, weil matriarchalisch gibts ja nicht, nee..also was..das..das muß ich doch für eine Sekunde mal ausschließen können, es geht doch nicht darum, daß ich das nicht berücksichtige.

15 F3: Warum muß ich das?

16 M8: Nein, aber ich mein..was heißt, muß ich das..das ist 'ne reine Wortspielerei..ne reine Wortspielerei. Ich kann auf jeden Fall insofern sagen, daß ich soweit abstrahierend denken kann, daß ich dann im Nebensatz gleich sage, aber das wiederum ist unter..nur unter der und der Bedingung zu sehen.

17 F3: Ich kann's, aber ich will's net. Es ist nicht mein Bedürfnis.

18 M8 (gleichzeitig): Ja, ich frag' mich, was du willst, ja was willst du? Du willst also aus diesem Patriarchat raus, oder so seh ich das doch.

(Eine Frau lacht.)

19 F1: Ja, also ich glaub', ich glaub', das wird die Diskussion dann auch in der letzten Sitzung sein, wo's um Feminismus und Kultur geht, da werden wir euch das dann näher erklären.

20 M4 (versucht zu unterbrechen): Ja macht..trotzdem..

21 M8 (fällt ein): Ja, aber deswegen hab' ich vorher gefragt, wie könnte das sein, beispielsweise, das könnte ja echt'n Beitrag sein, über Kultur oder nicht über Kultur, das ist dann egal. Wie könnte das sein, beispielsweise, in einer...ich kenn' ja eure Formen nicht, ich will euch ja nichts in den Mund legen, ich weiß ja nicht die Formulierung, ich kenn' viele Formulierungen. Aber wie könnte das sein, aus diesem Patriarchat rauszukommen? Ist die erste Forderung beispielsweise...ihr habt vorher 'n ganz drastisches Beispiel genannt, was sehr einleuchtend ist und was, glaub' ich, auch das Drastischste ist überhaupt, was es gibt gegenüber einem Menschen, das ist die Gewalt und die Form von Gewalt, sexuelle Gewalt, das ist wahrscheinlich wirklich das Härteste, was einem passieren kann, was wir letzten Endes in dem Sinne nicht nachvollziehen können, was sogar von Rechtsseite dementsprechend ausgelegt ist, daß da immer 'n bißchen wie Wille dabei ist, na Eigenwille.

3. Analyse

Erst kurz vor dem ersten hier wiedergegebenen Redebeitrag war bekannt geworden, daß die Diskussion geheim auf Band aufgezeichnet wurde. Daraufhin war die Atmosphäre ziemlich angespannt, da sich einige Gesprächsteilnehmer übergangen fühlten. Bis dahin und noch kurz danach verlief die Diskussion eng am Text, der die Diskussions-

grundlage bildete, entlang. Daraufhin forderte ein in seinem Stolz gekränkter Mann zwei Frauen, die sich leise unterhielten, auf, ihre Unterhaltung laut zu wiederholen. An dieser Stelle beginnen wir mit unserer Analyse.

1 M4 benimmt sich schulmeisterlich, dadurch stuft er sich statushöher ein als die Frauen, denen er einen niedrigeren Status zuweist. Er fordert die Frauen zum Reden auf; dies geschieht im Verlauf der Diskussion mehrere Male, während zu beobachten ist, daß Frauen dies nie tun. "Die Mächtigen definieren die Situation, produzieren den Statusunterschied, indem sie bestimmen, welches Verhalten Erfolg hat." (4)

2 F1 weist M4 darauf hin, daß es sich um ein persönliches Gespräch handle.

3 M4 unterbricht sie. Er beharrt auf seiner Forderung und nimmt sich das Recht, die Regeln des Gesprächs aufzustellen.

4 F1 knüpft an den in -2- begonnenen Beitrag an und spezifiziert ihre Äußerung, da M4 sich mit ihrer ersten nicht zufrieden gibt. Sie geht auf seine fortlaufenden Forderungen ein.

5 M2 fühlt sich angegriffen. Er und M4 dürfen nicht an dem Gespräch der Frauen teilnehmen, sie fühlen sich ausgeschlossen und nicht genug beachtet. Somit haben sie keine Möglichkeit mehr, Kontrolle auszuüben. Die Frauen entziehen sich ihrem Machtbereich und ihrer Kontrolle. Das dulden weder M2 noch M4.

6 F3 unterbricht M2 und unterstützt F1 und weist die unberechtigte Forderung von M2 zurück.

7 M2 fährt fort und drückt seine Wut über das Recordieren der Diskussion aus.

8 F3 unterbricht ihn nochmals und versucht, ihn zu beschwichtigen.

9 M2 läßt sich nicht beschwichtigen, er fühlt sich vollkommen im Recht mit seiner Anklage. Er pocht auf die Einhaltung der Regeln, die M2 aufgestellt hatte und mit denen er sich identifiziert.

10 F3 anerkennt seine Aufregung ("Ja, okay"), gleichzeitig beschwichtigt sie ihn weiterhin.

11 M2 fährt fort, um seine Wut zu begründen. Er stellt seine Position klar dar und verlangt von den anderen, daß sie seinen Forderungen nachkommen. Sein Verhalten ist nicht kooperativ: Er stellt Bedingungen auf und verlangt, daß diese befolgt werden, und droht im Falle der Nichtbeachtung Konsequenzen, nämlich die Verweigerung der weiteren Gesprächsteilnahme an.

12 M4 nimmt sein Thema wieder auf. Er leitet es unauffällig ein, indem er seine Forderungen verdreht und sie den Frauen als ihr Thema in den Mund legt und sie zu näheren Ausführungen auffordert. Er spricht die Frauen als Gruppe an ("ihr").

"Die Gruppe als Ganzes anzusprechen wurde als Ausübung von Macht und Einfluß innerhalb einer Gruppe betrachtet (Bales, 1970) und ist ein Stil, der den Individuen weniger Wichtigkeit beimißt als der Tatsache, von allen gesehen und gehört zu werden." (5)

- 13 F1 kommt nun doch der in -1- aufgestellten Forderung von M4 nach.
- 14 M8 unterbricht F1 noch, bevor sie dazu kommt, ihren Beitrag genauer auszuführen, und stellt diesen sofort richtig. ("Nee, ich hab' nur gesagt.."). Es folgt ein längerer Monolog, in dem er sein Anliegen ausführlich darstellt. Seine expliziten Aussagen: "ob es möglich ist zu abstrahieren...soweit kann ich doch noch abstrahierend denken, daß ich nicht auf ein Geschlecht eingehe... das muß ich doch für eine Sekunde mal ausschließen können..."
- drücken implizit eine Forderung an die Frauen aus, mit denen er spricht, nämlich die, abstrahierend zu denken und nicht auf ein Geschlecht einzugehen. Damit versucht er, die Frauen von der Entwicklung ihres Themas (die geschlechtsspezifische Betrachtungsweise) abzuhalten, und wertet das Thema gleichzeitig ab. Er entscheidet, was diskussionswürdig bzw. -unwürdig ist. "Es geht ihnen (den Männern, Anm. v. uns) vor allem um die Darstellung ihrer Positionen und die Abgrenzung von anderen und weniger um eine Weiterentwicklung des Themas zusammen mit anderen." (6)
- Seine Feststellung dient als Handlungsanweisung, obwohl er sie als solche verbal nicht explizit äußert.
- "So steht ihnen immer die Möglichkeit des Ausweichens offen, wenn jemand versucht, sie darauf festzulegen." (7)
- 15 F3 kommt den Forderungen von M8 nicht nach, sondern stellt eine provokative Rückfrage. Sie geht dennoch auf sein Thema ein und verfolgt ihr eigenes nicht weiter. Durch ihre Frage versucht sie, seinen Beitrag zu entschleiern. Der erste Schritt ist der, daß sie ihn beim Wort nimmt. Dies macht die Doppelbödigkeit seiner Aussage sichtbar. (M8 spricht in der Ich-Form, spricht aber offensichtlich die Frauen an.)
- 16 M8 relativiert seine Forderungen in dem Sinne: So hab' ich das nicht gemeint. Er unterstellt ihr Wortspielerei, d.h. er nimmt sie nicht ernst. Durch die Wiederholung ("ne reine Wortspielerei...ne reine Wortspielerei") entwertet er ihren Beitrag als nicht diskussionswürdig. Er geht nicht auf ihre Frage ein.
- 17 F3 rechtfertigt sich gegen den vorhergehenden Angriff von M8. Mit: "Das ist nicht mein Bedürfnis" weigert sie sich eindeutig, ihm die weitere Themenwahl zu überlassen.
- 18 M8 unterbricht ihren Beitrag, um eine scheinbare Verständnisfrage dazwischenzuschieben, obwohl er damit dokumentiert, daß er eigentlich kein Interesse an ihrem Thema hat, sonst hätte er sie an dieser Stelle nicht unterbrochen. Er versucht weiterhin, den Verlauf der Diskussion in die Hand zu nehmen. Er stellt die gleiche Frage noch einmal. ("Ich frag' mich, was du willst, ja was willst du?"), ohne ihr die Möglichkeit einer Antwort zu geben. Stattdessen legt er ihr die Antwort in den Mund. Er nimmt sie nicht als Gesprächspartnerin ernst, sondern übernimmt mit dieser Aussage ("Du willst also...") auch noch ihren Anteil

am Gespräch. Zudem möchte er dafür von ihr bestätigt werden. ("...oder, so sehe ich das doch."). Er hebt auf eine globale Ebene (Patriarchat) ab.

"Die Männer müssen dann allerdings verhindern, und das mit möglichst unauffälligen Mitteln, daß die Frauen ihre eigenen Themen bestimmen und sich mit ihrer Art zu reden etablieren, weil sie sonst, unter der Voraussetzung, daß sie sich noch am Gespräch beteiligen, entweder darauf eingehen oder aktiv zuhören müßten. Dies würde bedeuten, daß sie einen größeren Teil der Gesprächsarbeit übernehmen müßten." (8)

F5 lacht, dies unterstreicht die Komik seiner Frage.

19 F1 knüpft an -18- an und verweist auf die letzte Sitzung.

20 M4 versucht, sie zu unterbrechen, es gelingt ihm jedoch nicht.

21 M8 fällt ein, die Unterbrechung gelingt ihm. Einer seiner Züge ist, seine Beiträge mit größter Ausführlichkeit darzustellen. Er nimmt Bezug auf das von ihm in -18- eingeführte Thema (Patriarchat). Diese Art von männlicher Rede bezeichnet Ursula Zumbühl als Kraft- oder Wurmfortsatzsyndrom:

"Ein typisches Merkmal männlicher Rede ist der Wurmfortsatz. Er (...) zeichnet sich dadurch aus, daß er kaum ein Ende findet. Beim Austippen solcher Äußerungen fiel mir auf, daß grammatikalisch gesehen ein 'Satz' zwar durchaus zu Ende war, aber naht- und übergangslos reihte sich bereits der nächste daran, ohne daß der Sprecher je die Stimme senkte oder sonstwie durch den Stimmfall einen Punkt oder auch nur ein Komma oder sonstige eine Zäsur andeutete. Im Gegenteil: der Sprecher schöpfte kaum Atem, wohl aus Angst, es könnte jemand dazwischenreden. Gängig ist auch folgende Form: die Äußerung ist grammatikalisch gesehen kein Satz, und die einzelnen Teile sind auch nicht logisch aneinandergeknüpft, aber das Ganze dauert lang, sehr lang sogar, was wohl das einzige Kriterium ist." (9)

Dies trifft auch in unserem Beispiel zu. Der Sprecher führt dabei folgende Themenkomplexe ein: 1. Kultur, 2. Patriarchat, 3. sexuelle Gewalt. Die Verwendung des Wortes "könnte" in diesem Zusammenhang ist eine pseudobescheidene Form, die die eigentliche Absicht des Sprechers, die Auswahl des Themas und dessen Grad von Wichtigkeit zu bestimmen, zunächst verschleiert. ("Das könnt' ja echt ein Beitrag sein, über Kultur oder nicht über Kultur, das ist dann egal.").

"Indem Männer traditionellerweise den Stereotyp Frau und die Beziehung, in der sie zu Frauen stehen, definieren können, üben sie Macht aus. Im Gespräch zeigt sich diese vor allem durch das Bewerten von Aussagen: Der Mann definiert diese z.B. als falsch oder richtig, schlecht oder gut etc. Definitionen erhalten vor allem dann Machtcharakter, wenn sie und ihre Grundlagen nicht überprüfbar sind, wenn nicht offengelegt wird, weshalb etwas so oder so definiert wird, diese oder jene Bedeutung erhält." (10)

M8 behält die Pseudo-Bescheidenheit bei und führt noch dazu

die Pseudo-Struktur ein. - "Männer ordnen viel und gerne (z.B. die Welt), allerdings mit unterschiedlichem Erfolg, so kommt es (...) häufig vor, daß ein Redner Struktur in das von ihm Geäußerte zu bringen versucht, indem er ein einsames ERSTENS einflicht. Einsam deshalb, weil das ZWEITENS, DRITTENS etc. nie folgt (...). Eine raffinierte männliche Technik also, um die Zuhörenden hinzuhalten, oder einfach Unvermögen, wirklich zu strukturieren? - Wie dem auch sei, es wirkt jedenfalls logisch, geordnet und kompetent, eine Aussage mit solchen Strukturierungswörtern einzuleiten. Allerdings wirken sie häufig banal, dann nämlich, wenn sie zwar durchaus ein logisches Ende finden (dem EINERSEITS tatsächlich ein ANDERERSEITS folgt), aber nur einen simplen Sachverhalt gliedern, der eigentlich keiner derartigen Strukturierung bedarf. So besitzen sie keine wirkliche Funktion mehr und wirken eher lächerlich, sind aber in öffentlicher Rede häufig anzutreffen." (11)

M8 greift das Beispiel einer Frau aus seinem Kontext heraus und bestätigt dessen Überzeugungskraft ("was sehr einleuchtend ist..."). Sein Thema ist eindeutig, es geht um Vergewaltigung, aber Frau muß es erschließen, da er es nicht explizit benennt (die Tatsache, wer wen vergewaltigt, nämlich die Männer die Frauen). Bei ihm wird ein MENSCH vergewaltigt, sexuelle Gewalt ist das Härteste, was EINEM passieren kann. Meint er nun Frauen oder meint er beide Geschlechter? Aus dem Nebensatz ("was wir letzten Endes nicht nachvollziehen können") geht hervor, daß er Männer meint. Damit grenzt er diese Gruppe (die Männer) eindeutig von der anderen Gruppe, die er mit EINEM MENSCHEN, EINEM bezeichnet und mit der er Frauen meint, ab.

4. Schluß

Sicherlich bestimmt bei der von uns aufgezeichneten Diskussion das Gesprächsthema das Gesprächsverhalten. F1 versucht, den Marcuse-Text auf einer geschlechtsspezifischen Ebene zu diskutieren, da sie das Unbehagen fühlt, überhaupt nicht mitgemeint zu sein (als Individuum usw.). Die aggressive Stimmung resultiert u.a. daraus, daß sie (als Frau) das Gespräch ihrem Interesse entsprechend durchzusetzen versucht. Die Männer anerkennen das Thema nicht als diskussionswürdig und blockieren durch vehemente Störmanöver. Schließlich geht es in jeder Diskussion um Status. Die Männerdominanz im Gespräch muß aufrechterhalten werden, erst recht, wenn an diesem Thronchen gerüttelt wird.

Wenn eine Frau versucht, so zu reden wie ein Mann, um gehört zu werden, wird sie nicht ernst genommen und ist männlich, sie ist somit als Frau entwertet (vgl. Frauensprache, S.52). Ihre Aussage wird als subjektiv abgetan und in der vermeintlich objektiven Wissenschaft nicht akzeptiert. Es ist kein Wunder, daß Frauen in Seminaren eher schweigen, als daß sie versuchen, gehört und anerkannt zu werden. Was für Frauen die Regel zu sein scheint,

haben Männer nicht nötig. Sie brauchen nicht gefällig zu reden und auf ihre Beiträge hinzuweisen, denn sie haben in unserer Gesellschaft das Rederecht. Sie werden ernst genommen, gehört und akzeptiert. Sie bemächtigen sich der Sprache, nehmen sie in Besitz und haben somit auch Macht.

Allein die Verwendung männlicher Wortendungen und Worte, die scheinbar neutral sind (sein sollen), sollte uns zu denken geben. Sie vermittelt uns eine Welt, in der es, der Sprache nach zu urteilen, nur Männer gibt. Frauen tauchen nicht auf, sie werden vergessen, es ist scheinbar überflüssig, sie zu erwähnen. Das ist es nicht, denn um Frauen einen fairen Status möglich zu machen, bedarf es der Anerkennung ihrer Person, d.h. auch ihres Frau-Seins. Dies beinhaltet für Männer, daß sie von ihren Besitzansprüchen ablassen, daß sich Frauen ihren Anteil an der Sprache erkämpfen, denn freiwillig wird er uns nicht überlassen!

Wir müssen versuchen, uns überall da, wo wir nicht bzw. nur am Rande vorkommen, einen Raum zu schaffen und uns sichtbar zu machen. Frauen wie Männer müssen weibliche Formen da anwenden, wo sie angebracht sind, wo es um Frauen geht.

Es ist eine Verschleierung, wenn über Frauen in der männlichen Form gesprochen wird, wenn versucht wird, sie aus den Räumen zu drängen, die Männer für sich beanspruchen.

Sprache verändern heißt nicht nur Abschied zu nehmen von "Mohrenköpfen" und "Negerküssen", sondern die Grundpfeiler des Gebäudes der Sprache einzureißen, um ein faires neues aufzubauen, das ein für allemal die Tatsache akzeptiert, daß die Menschheit zu gleichen Teilen aus Frauen und Männern besteht.

Anmerkungen:

- 1 Senta Trömel-Plötz: Feminismus und Linguistik. In: Luise F. Pusch (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ffm 1983, S. 33-51, hier S. 33.
- 2 Senta Trömel-Plötz: "Zu lehren gestatte ich der Frau nicht". Zur Konstruktion von Dominanz in Gesprächen. In: Claudia Opitz (Hg.): Weiblichkeit oder Feminismus. Beiträge zur interdisziplinären Frauentagung in Konstanz 1983. Weingarten 1984, S. 45-56, hier S. 54.
- 3 Senta Trömel-Plötz: Frauensprache. Sprache der Veränderung. Ffm 1982, S. 210.
- 4 Ebd., S. 178.
- 5 Elizabeth Aries: Zwischenmenschliches Verhalten in eingeschlechtlichen und gemischtgeschlechtlichen Gruppen. In: Senta Trömel-Plötz (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Ffm 1984, S. 117-126, hier S. 117.
- 6 Fritjof Werner: Gesprächsarbeit und Themenkontrolle. In: Linguistische Berichte 71. Wiesbaden 1981, S. 26-46, hier S. 27.
- 7 Ebd., S. 27.
- 8 Ebd., S. 35.

- 9 Ursula Zumbühl: "Ich darf noch ganz kurz...": Die männliche Geschwätzigkeit am Beispiel von zwei TV-Diskussionssendungen. In: Trömel-Plötz: Gewalt durch Sprache, S. 233-245, hier S. 237.
- 10 Heidi Lauper/Constanze Lotz: "Also wir müssen jetzt aufpassen, liebe Frau Struck": Untersuchung einer Fernsehdiskussion zwischen Karin Struck und Hans Apel. In: Trömel-Plötz: Gewalt durch Sprache, S. 246-257, hier S. 251.
- 11 Zumbühl: "Ich darf noch kurz...", S. 238.

Gabriele Schulz, Katja Gürtler, Eva Barbara Schwarz

FÄCHERKOMBINATIONEN

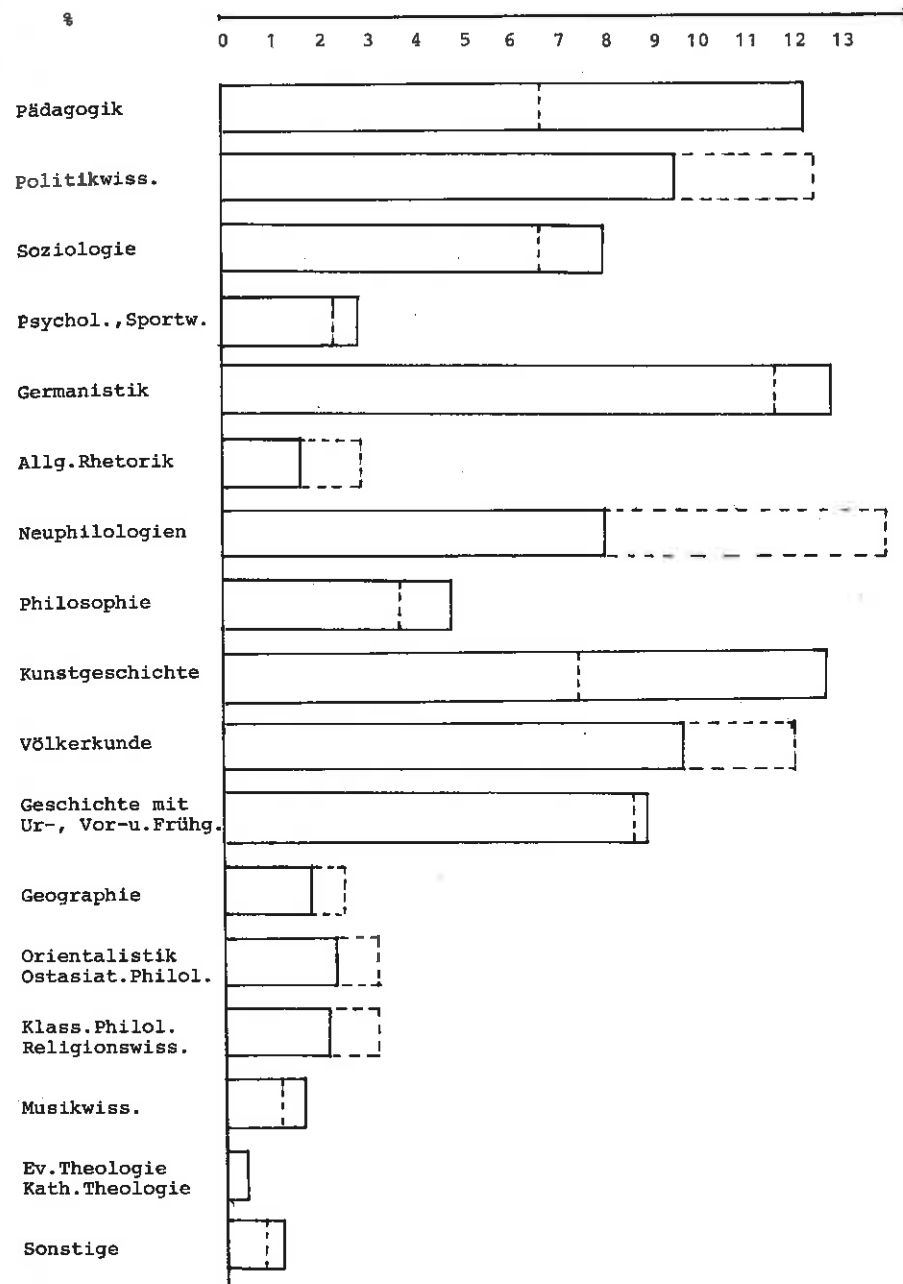
Was studieren EKWler eigentlich außer Empirische Kulturwissenschaft? Früher war das (fast) kein Problem: Volkskunde war festgelegt auf den weiteren Umkreis der Germanistik, und von dort stießen - meist erst im Lauf ihres Studiums - die Kandidaten zu dem Fach. Unterschiede gab es hinsichtlich des zweiten Nebenfachs, und es gab auch Außenseiter, die aus einer anderen Ecke kamen; aber sie waren so vereinzelt, daß man sie kannte.

Der Übergang in die sozialwissenschaftliche Fakultät hat die Grenzen zu vielen anderen Disziplinen geöffnet, und die vielfältigen Berufsfelder legen eine weite Streuung der Orientierungen nahe. Aus Gesprächen mit einzelnen Studierenden und aus den Seminarlisten wissen wir, daß tatsächlich ganz verschiedene Ergänzungen auftauchen; man glaubt einigermaßen im Gefühl zu haben, wie sich die Interessenrichtungen verteilen - aber eine verlässliche Hochrechnung ist dies nun einmal nicht.

Ich bin deshalb, aufgrund der Daten des vergangenen Wintersemesters, den tatsächlichen Verteilungen nachgegangen.* Die wichtigsten Befunde sind in der Graphik festgehalten; sie werden im folgenden erläutert.

Die Darstellung unterscheidet nicht zwischen zweitem Hauptfach (das auch das "erste" Hauptfach sein kann) und den Nebenfächern. Die Zahl der Studierenden mit (mindestens) zwei Nebenfächern überwiegt; immerhin haben über 40% ein zweites Hauptfach. Diesem Verhältnis entspricht weitgehend die Relation in den einzelnen Fächern. Allerdings gibt es einzelne Disziplinen, die unverhältnismäßig selten als zweites Hauptfach studiert werden; dazu gehören die ganzen fremdsprachlichen Philologien, die verschiedenen Teilfächer der Geschichte, Geographie, Psychologie, Allgemeine Rhetorik und Religionswissenschaft.

* Die Auszählung hat freundlicherweise Dominik Bausinger vorgenommen, das Schema Mirabel Bausinger gezeichnet.



Auffallend ist die außerordentlich breite Streuung. Fakultätsgrenzen spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Zwar steht die Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften (mit 32,6%) an der Spitze, aber dicht gefolgt von der Fakultät für Kulturwissenschaften (28,4%) und der Neuphilologischen Fakultät (22,3%). In der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät sind 8,9% der Zweit- und Drittfächer beheimatet, in der Philosophischen Fakultät 4,7%.

Da es sich, von der Philosophie abgesehen, um sehr heterogene Fakultäten handelt, ist die Statistik der Einzelfächer sprechender:

	%
Germanistik	12,7
Kunstgeschichte	12,6
Pädagogik	12,2
Völkerkunde	9,6
Politikwissenschaft	9,5
Soziologie	8,0
Geschichte	7,3
Philosophie	4,7
Romanistik	3,1
Anglistik	2,2

Alle anderen Disziplinen liegen unter 2%. Die wenigen "Sonstigen" sind Biologen, Rechtswissenschaftler, Volkswirte und Mediziner.

Es fällt auf, daß in der Spitzengruppe der traditionelle Nachbar Deutsche Philologie auftaucht, daneben auch Kunstgeschichte und Völkerkunde. Auf der anderen Seite ist interessant, daß Sportwissenschaft als regelrechtes Nebenfach eine ganz untergeordnete Rolle spielt; in diesem Zusammenhang muß gesagt werden, daß sich nicht alle Dienstleistungen in der Aufstellung abbilden (Wahlpflichtfächer müssen formal nicht als Nebenfächer belegt sein.) Bemerkenswert ist schließlich, daß der Anteil der Theologen minimal ist.

In einem simplen Verfahren habe ich den Versuch gemacht, Entwicklungstendenzen festzustellen. Ich habe die Prozentanteile der ersten fünf Semester berechnet; in der Graphik ist dieser Prozentsatz durch eine gestrichelte Linie markiert. Zur Überprüfung von Trends habe ich auch den jeweiligen Anteil der oberen Semester (12. und höher) berechnet. Die Prozentwerte sind nicht zu aussagekräftig, da es sich um relativ kleine Zahlen handelt. Wenn beispielsweise unter den Erstsemestern gleich vier Studierende sind, die Ostasiatische Philologie als Fach haben, treibt dies die Prozentzahl nach oben - dabei kann es sich natürlich um einen Zufall handeln.

Es ist allerdings auffallend, daß alle Philologien Aufwind haben. Bei den ältesten Studierenden fehlen sie praktisch völlig, während bei den jüngsten allein der Anteil von Anglistik (einschließlich

Amerikanistik) und Romanistik zusammen über 10% ausmacht. Ist dies eine Folge des nunmehr auch bei uns über den Numerus Clausus wirkenden Notenschnitts; ist es der Blick über die (Sprach-)Grenzen aus beruflichen Gründen?

Ein Zusammenhang könnte auch bestehen mit dem wachsenden Anteil von Studentinnen. Von den Studierenden im 12. oder einem höheren Semester sind 52% männlich, 48% weiblich. Es ist nicht völlig auszuschließen, daß relativ mehr Studentinnen als Studenten schon vor dem 12. Semester abgeschlossen haben; vermutlich war die Relation aber früher tatsächlich einigermaßen ausgeglichen. Bei diesen älteren Jahrgängen lassen sich kaum geschlechtsspezifische Präferenzen bei der Wahl der Zusatzfächer feststellen; lediglich im Zweitfach Kunstgeschichte sind die Frauen mit 70% deutlich überrepräsentiert. Unter den Studienanfängern hat sich das Verhältnis verschoben zugunsten der Studentinnen: im Wintersemester 1984/85 standen den etwas mehr als 40% Männern knapp 60% Frauen gegenüber. Und unter den EKW-Studierenden mit anglistischem oder romanistischem Zweitfach stellen sie über 80%.

Eine deutliche Steigerung zeichnet sich auch in Völkerkunde ab. Von den ältesten Studierenden haben dieses Zweitfach nur 3% (darunter mehr Männer als Frauen), bei den Anfängern sind es 12% (darunter 2/3 Frauen). Bemerkenswert ist außerdem eine Verstärkung der Nachfrage in Politikwissenschaft - allerdings hat die nicht dasselbe Ausmaß wie bei den zuvor genannten Fachrichtungen.

Ein Rückgang ist zu registrieren bei Pädagogik. Die absteigende Tendenz (Gesamtpopulation: 12,2%, jüngere Studierende: 6,7%) zeichnet sich noch stärker ab, wenn man den Anteil bei den älteren Studierenden zuhilfe nimmt: 21%. Ähnlich rückläufig scheint Kunstgeschichte als Ergänzungsfach zu sein.

Zufälligkeiten können allerdings nur durch längerfristige Beobachtung ausgeschaltet werden. Es dürfte sinnvoll sein, den Querschnitt von Zeit zu Zeit zu wiederholen.

Hermann Bausinger

INSTITUTSNACHRICHTEN

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, veranstaltete vom 4. bis 8. Juni 1985 sein 2. Internationales Symposium in Mattersburg/Burgenland. Das Thema war: Gegenwartsvolkskunde und Jugendkultur. Etwa 20 Vorträge wurden gehalten. Leider war die Teilnehmerzahl etwas beeinträchtigt, weil gleichzeitig die DGV-Kommission für Arbeiterkulturforschung in Marburg tagte und die Volkskunde-Studenten der deutschsprachigen Länder

ein Treffen in der Steiermark hatten. Vom Ludwig-Uhland-Institut nahm Martin Scharfe am Mattersburger Symposium teil. Er moderierte zusammen mit Rolf Schwendter, Kassel, die Schlußdiskussion. Ein Tagungsband wird vorbereitet.
Martin Scharfe

Die 3. Arbeitstagung der Kommission "Arbeiterkultur" in der DGV - organisiert von Peter Assion, Andreas Kuntz-Stahl und Andreas Bimmer - vom 3. - 6.6.1985 am Institut für Europäische Ethnologie/Marburg mit rund 300 Teilnehmern/innen stand unter dem Thema "Arbeiterkultur und proletarisches Gruppenverhalten im 19. und 20. Jahrhundert". Fünf der insgesamt 19 Referate wurden von Tübingern/innen gehalten. Stellvertretend für eine Arbeitsgruppe aus dem laufenden LUI-Frauenprojekt "Frauen in der Revolution 1848" stellte Carola Lipp Forschungsergebnisse zum Verhalten von Unterschichtsfrauen in Straßentumulten, bei Katzenmusiken und Brotunruhen 1847/48 in Ulm bzw. Stuttgart und Heilbronn vor. Ebenfalls aus dem Umfeld der 48er Revolution berichtete Wolfgang Kaschuba über seine Untersuchungen zu Protest und Gewalt, d.h. zu physischen Artikulationsstilen und Gruppenritualen von Arbeitern im Vormärz und 1848. Gottfried Korffs Vortrag beschäftigte sich mit der Symbolik der Arbeiterbewegung und deren Funktionswandel vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, speziell mit dem Symbol der roten Fahne und der geballten Faust. Bernd Jürgen Warneken und Andrea Erne stellten Ergebnisse des laufenden LUI-Projekts "Als die Deutschen demonstrieren lernten" vor, zum einen unter dem allgemeinen Aspekt der Formanalyse, zum anderen unter der Fragestellung nach spezifisch weiblichen Verhaltensweisen bei den preußischen Wahlrechtsdemonstrationen 1908-1910 in Berlin.

Sabine Kienitz

In Heft 24 vom Dezember 1984 haben wir über einen Workshop "Religionssoziologische Theorien und Geschichte der frühen Neuzeit" berichtet. Eine Nachfolge-Veranstaltung, initiiert und organisiert von dem Historiker Hans-Christoph Rublack, Tübingen (und Bob Scribner, Cambridge), fand unter dem Thema "Herrschaft und Kultur" am 29.6.1985 wiederum im Gästehaus der Tübinger Universität statt unter Teilnahme von einem runden Dutzend von Historikern, Soziologen und Kulturwissenschaftlern. Von besonderem Interesse waren für die teilnehmenden Tübinger Volkskundler die Vorträge von Franz Quarthal (Tübingen) über den in Zusammenhang mit Verwaltungsreformen des 18. Jahrhunderts stehenden Mentalitätswandel der Beamten in Vorderösterreich und von Jörg Sieglerschmidt (Konstanz) zum Verhältnis von Schriftlichkeit und Rechtskultur.

Martin Scharfe

Martin Scharfe hat am 1.2.1985 den an ihn ergangenen Ruf des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung auf den Lehrstuhl für Volkskunde (Ethnologia Europaea) an der Karl-Franzens-Universität Graz (Nachfolge Prof. Dr. Oskar Moser) abgelehnt. Am 6.8.1985 hat er einen Ruf auf eine C3-Professur für Europäische Ethnologie an der Philipps-Universität Marburg erhalten.

VEREINSNACHRICHTEN

Am 19.7.1985 fand wieder eine gemeinsame Vorstands- und Beiratssitzung statt, auf der die nächsten Publikationsvorhaben der TVV und andere, damit zusammenhängende Fragen besprochen wurden. Angesichts der allmählich, aber stetig wachsenden Nachfrage nach TVV-Bänden auch von seiten des 'freien Marktes', sprich: des überregionalen Buchhandels, war bereits Anfang des Jahres der Beschluß gefaßt worden, die TVV-Reihe möglichst bald mit ISBN-Nummern auszustatten, also mit den üblichen Verlags-/Buchhandels-Codenummern. Vor allem dank der Bemühungen von Herrn Krämer ist diese Angelegenheit mittlerweile soweit gediehen, daß ab sofort alle neuen und rückwirkend auch noch alle lieferbaren alten Titel eine solche Nummer erhalten werden. Das bringt den wesentlichen Vorteil mit sich, daß die Bände im "Verzeichnis lieferbarer Bücher" des Buchhandels geführt sind und damit die Möglichkeit besteht, sie nun regulär über alle Buchhandlungen des Bundesgebiets und Westberlins zu beziehen. Bisher waren wir ja vielerorts nur eine Art Geheimtip, wenn nämlich entweder die Käufer selbst den Buchtitel und die genaue Verlagsanschrift kannten oder wenn eine Buchhandlung gezielt einige Titel vorrätig hatte.

Sicherlich werden wir mit dieser Neuerung nun nicht gleich zum Branchenriesen werden (obschon die Großverlage bei wissenschaftlichen Büchern meist auch keine sehr viel höheren Startauflagen wagen als wir mit unseren 1000 bis 1500 Exemplaren). Aber es ist zu hoffen, daß neben der vereinsinternen Abnahme durch die inzwischen 565 Mitglieder uns nun auch der offene Buchmarkt (noch) mehr Aufmerksamkeit schenkt.

An der Angebotsseite soll's jedenfalls nicht liegen; als nächste Bände in unserer Reihe erscheinen:

- Bd. 63 Jeans - Beiträge zu Mode und Jugendkultur. Red.: Martin Scharfe (ersch. Okt. 1985).
 - Bd. 64 Susanne Renftle-Mutschler: Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem wttbg. Arbeiterdorf um die Jahrhundertwende (ersch. Nov. 1985).
 - Bd. 65 Wallfahrt - Tradition und Mode. Empirische Untersuchungen zur Aktualität von Volksfrömmigkeit. Hg. von Martin Scharfe, Martin Schmolze und Gertrud Schubert (ersch. Nov. 1985).
 - Bd. 66 Jetzt kauf i mir Tint'n, Feder und Papier. Untersuchungen zur populären Schreibkultur. Bernd Jürgen Warneken und Projektgruppe (ersch. Ende 1985).
 - Bd. 67 Klaus Beyrer: Die Postkutschen-Reise (ersch. Anf. 1986).
- Hinzu kommen noch die schon eingangs erwähnte Neuauflage des Bandes 27, "Abschied vom Volksleben", und das eine oder andere Buch 'außer der Reihe', wie etwa der jetzt gerade erschienene Ausstellungskatalog "Fremde Arbeiter in Tübingen 1939-1945" (hg. von der Projektgruppe "Fremde Arbeiter" am LUI).

Vorlesungen

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft
Großstadt: Exerzierfeld der Moderne

Scharfe
Korff

Seminare

Begleitseminar zur Einführung in in die EKW
Kulturtheorien

Tutoren
Bausinger
Warneken

Das qualitative Interview

'Untertanen' - Zur Modellierung des schwäbischen
Sozialcharakters im 18. und 19. Jahrhundert

Kaschuba
Scharfe

Zur Kulturgeschichte des Geruchs

Depression - Kulturelles Muster und soziale
Realität

Dornheim

Ethnopschoanalyse und Kulturanalyse

Nadig

Aktuelle Probleme der Museumspolitik

Korff

Zur Darstellung von Frauenarbeit im Museum

König

Veränderungen der lokalen Medienstruktur

Warneken

Neue Medien im häuslichen Alltag - ein Quer-
schnitt

Jensen/Rogge

Friedensarbeit des Rundfunks am Beispiel von
Feature und Hörspiel

Hickethier

Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze (Projekt I)

Ruoff

Kultur kontrastiv (Projekt II)

Bausinger

Die Kultur der Straße (Projekt IV)

Warneken

Magister-Kolloquium

Bausinger, Korff

Instituts-Kolloquium: Neuere Beiträge
zur Kulturtheorie

Scharfe, Warneken

Bausinger, Korff

Scharfe, Warneken

Z 36

Tübinger Korrespondenzblatt
H. 20. 29